Chir. 39-2

<36627270750011 S
<36627270750011
Bayer. Staatsbibliothek

Chir. 39.
Tc 8 4181

Dr. Johann Alexander von Brambilla

des Römischen Reichs Ritter, Sr. K.K. Apostol. Majestät IOSEPH II. wircklicher Chiriater, Protochirurgus der Arméen, Inspector der militärischen Hospitäler, Director des medicinisch-chirurgischen Studiums auf der Josephinischen Militäracademie zu Wien, der kaiserl. adelichen deutschen Leibgarde erster Wundarzt, der königl. Academie der Chirurgie zu Paris, des chirurgischen Collegiums zu Montpellier, dann der Academien der Wißenschafften zu Bologna, Mantua, und Florenz Mitglied.

Uiber die ENTZÜNDUNGSGESCHWULST und Ihre Ausgänge

Neue Ausgabe

aus dem Italienischen übersezt

von

Johann Adam Schmidt

Secretär im k.k. medicinisch-chirurgischen Militärgeschäfte des Herrn Protochirurgen. &c.

Zweiter Theil

Mit allergnädigster Freiheit

Wien 1786.

Gedruckt und verlegt bei Johann David Hörling

Seb. Mansfeld inv. et sc.

ERSTES HAUPTSTÜCK.

Von dem ſechſten und letzten Ausgange der Entzündungsgeſchwulſt: nämlich von dem Abſterben des kranken Theiles, oder von dem heiſſen und kalten Brande.

Wenn dem Fortſchreiten einer Entzündungsgeſchwulſt entweder aus Nachläſſigkeit des Kranken, oder aber aus Verſehen des Arztes oder Wundarztes, oder aus irgend einer andern böſen, unbezwingbaren Beſchaffenheit des Körpers ſelbſten keine Schranken geſetzt werden, und die Zertheilung vergebens verſucht worden; ſo iſt gewiſs die Eyterung alsdann, in Vergleich mit der Verhärtung und dem Brande noch der beſste Ausgang. Unter allen Arten von

Ausgängen aber ist der Brand immer der gefahrvolleste. Er ist es, der auf der Stelle Hilfe erheischt: denn ohne diese augenblickliche Hilfe fängt ein Theil des Körpers an, zu ersterben, und dann drohet der ganzen Maschine die nahe Gefahr.

Man erkennt, dass eine Entzündungsgeschwulst in den Brand übergehen will: wenn die dunkelrothe Farbe sich in's Schwärzliche, Bleyfärbige, umändert; wenn die Geschwulst fällt, schmerzlos und empfindungslos wird, so zwar, dass der Kranke auch die Einschnitte nicht einmal mehr spürt, die man in den Theil macht; aus den gemachten Einschnitten fliesst nichts, oder wenig gelbliche Jauche, oder schwarzes, verdorbenes, oft stinkendes Blut hervor. Die Geschwulst ist weniger gespannt, und giebt zu Zeiten dem Drucke des Fingers nach. Zu öfteren Malen ist die ausschwitzende Feuchtigkeit so scharf, dass sie durch ihren Reiz das Oberhäutchen über die Haut erhebt, Bläschen, oder Phlyktenen bildet, welche den Brand ankünden, oder ihn begleiten, und von einer ähnlichen eben beschriebenen Jauche voll sind. Der Puls sinkt, der Körper wird matt, und in dem behafteten Theile ist ein Gefühl von Schwere. Doch glaubt der Kranke sich etwas erleichtert zu finden, weil die grosse Spannung, die Hitze und der Schmerz im kranken Theile aufhört, oder um ein merkliches nachläst.

Man sagt von jedwedem Theile des Körpers, dass er brandig, oder abgestorben seye: sobald er kalt

wird

wird, die Lebensbewegung völlig darinnen aufhöret, alle Empfinpung erlöſcht, und die natürliche Farbe ſich in's Weiſſe, Aſchenfärbige, oder Schwärzliche umändert *) Obgleich jeder Brand überhaupt ſich immer gleich iſt, ſo verwechſelt er doch dem ungeachtet nach dem Verhältniſſe ſeines Wachsthumes, und nach Maaſſe ſeines tiefern, oder ſeichtern Sitzes und nach dem Grade ſeiner Verwüſtung, die er anrichtet, ſeine Benennung. **) Einige unter den Alten vermengten den Krebs mit der Gangrän. Andere belegten mit dieſem Namen eine heftige Entzündung, wo zwar das Leben noch nicht völlig erloſchen iſt, aber auf dem Punkte, auszulöſchen, und wo die gänzliche Erſterbung unvermeidlich iſt. Allein dieſer Mittelſtand zwiſchen Entzündung und Erſterbung iſt ein wenig ſchwer zu beſtimmen, indem die Erkenntniſszeichen davon oft zweydeutig ſind.

Ich glaube nicht, daſs ſich hier eine beſondere Heilart, wodurch dem gänzlichen Abſterben vorgebeugt werden könne. anbringen laſſe, ſondern daſs man am zweckmäſſigſten handle, wenn man dem weiteren Fortſchreiten des Brandes Einhalt zu thun ſich bemühet Ja wenn wir dieſe Beſtimmung wollten gelten laſſen, ſo würden wir keinen Unterſchied zwiſchen dem Abſterben der weichen Theile und zwiſchen jenem der harten zu machen im Stande ſeyn. Wir werden daher

 mit

*) *Queſnay* Traité de la Gangrene, pag. 1.

**) *De la Motte* Traité complet de Chirurgie, pag. 79.

mit aller Achtung gegen diejenige, so dieser Meinung anhängen, oberwähnte Bestimmung beybehalten, welche, fern von aller Zweydeutigkeit, bestimmt und klar ist, uns von dem Daseyn des Uibels und seinen verschiedenen Stuffen vergewissert, und nach dieser Verschiedenheit die angemessene Heilart an die Hand giebt.

Der *leichteste Grad* vom Brande bestehet in einer Eschara, oder Schorfe, welche sich auf der Oberfläche erzeugt, etwas breit ist, und einen kleinen Theil der allgemeinen Bedeckungen in Gestalt einer schwarzen Rinde einnimmt. Gewöhnlich ist diese Art vom Brande eine Folge des einfachen Rothlaufes, welches nur in der Haut seinen Sitz hat, oder sie entsteht auf Hautverbrennungen, auf Aezmittel, oder von dem Froste, u. s. w.

Der heisse Brand aber, im eigentlichen Verstande genommen, ist zugegen: wenn der Kreislauf des arteriösen Blutes in irgend einem weichen Theile des Körpers wie still stehet Diese Brandart nimmt einen grössern Theil der allgemeinen Bedeckungen ein, als die Kruste von aussen, dringt durch die Fetthaut, und ergreift manchmal gar ein Stück der Muskeln so, dass der ganze Theil ein ashaftes Aussehen bekömmt, stinket, und aschengrau, schwarz, oder doch schwärzlich aussiehet. *) Und dieses ist der *zweyte Grad*.

Man

*) *Blancardi* Lexicon medicum renovatum.

Man darf hier die Quetschungen, die Frostbeulen und die Entzündungen von einer skorbutischen Schärfe, die nicht brandig sind, mit diesen zwey Graden vom Brande nicht vermengen. Der Brand pflegt gewöhnlicher Weise mit einem Gestanke und einer Fühllosigkeit vergesellschaftet zu seyn, welches sich nicht bey Geschwülsten, welche von Quetschungen, oder vom Skorbut herrühren, einfindet: es sey dann, dass eine äusserliche Zerreissung mit Statt fände. Allein gar oft haben diese Art von Geschwülsten solche Zufälle in ihrem Gefolge, die allerdings zweydeutig sind, worunter dann die Kälte vorzüglich gehöret. Hier muss uns eine gute, zur Reife gekommene Erfahrung das Licht vortragen, und zum Leitsterne dienen, wenn wir im Stande seyn wollen, zu bestimmen, ob in der Geschwulst noch Leben sich vorfinde, oder nicht.

Wenn die Gangrän zum *höchsten Grade* gestiegen ist, so heisst es: der kalte Brand ist da, und dies ist die dritte Gattung. Es steht in diesem Falle nicht nur allein der Kreislauf stille, sondern es sterben auch die Flechsen, Nerven, die Stämme der Pulsadern bis auf die Knochen völlig ab, es mag dieses in einem kleinen Umfange des Theiles, oder in einem ganzen Gliede *) sich zutragen. Diesen letzten Fall haben einige mit dem Ausdrucke *Sideratio*, *Estiomene* **) belegt.

*) *James* Dictionaire universel de Medicine.

**) *De la Motte* Traite complet de Chirurgie, Tom. III.

Die Idee des Feuers, welche bey einer Entzündung natürlicher Weise in der Seele des Menschen entstehen muss, und dann die Wirkungen, die es äussert, haben die ersten Wundärzte verleitet, diese Krankheit mit dem Feuer unter eine Parallele zu bringen. Und gewiss, wenn man die Erscheinungen beobachtet, welche jeder thierische noch belebte Theil, auf den das Feuer wirken kann, darstellet, und solche mit jenen, welche die Entzündung, wenn sie unglücklicher Weise in den heissen und kalten Brand sich endet, begleiten, zusammenhält: so wird man finden, dass sie nicht von einander unterschieden sind. *Van Swieten* erklärt sich hierüber sehr gut, und unterstützt dadurch obige Meinung. Gesetzt, ein gesunder Mensch hält den Rücken seiner Hand nahe genug an's Feuer, so wird er anfangs eine etwas grössere Hitze, als gewönlich, darinnen fühlen; fährt er damit fort, so sieht man nach und nach Röthe, Schmerz und Geschwulst erscheinen, nach einiger Zeit das Oberhäutchen sich erheben, und auf der Oberfläche kleine Blasen, die voll Wasser sind, bilden. Wenn die Stärke des Feuers zunimmt, so verbrennt die Haut, sie wird schwarz, dunkelblau, und macht eine Kruste. In der Folge verbreitet es sich bis in die Fetthaut, und verdirbt sie, von da bis in die Nerven und Gefässe, und zerstört die Werkzeuge des Lebens und der Empfindung; nachher greift es die Muskeln und Flechsen an, wodurch die willkürliche Bewegung aufhören muss; zuletzt dringt es bis in die Knochen, dann wird der Theil einer schwarzen Kohle ähnlich, und der kalte

Brand

Brand ist da. Eben so wachsen die Zufälle bey einer Entzündung, die in Brand übergeht, stuffenweise heran.

Jedoch nicht alle Arten vom Brande nehmen den nämlichen Gang, wie die, so unmittelbar vom Feuer entstehen. Ja wenn das erste Uibel in einer wahren Entzündungsgeschwulst mit einem heftigen Fieber bestand, dann kommen klar die nämlichen Wirkungen, welche das Feuer nach und nach an dem zur martervollen Probe bestimmten Theile äussert, zum Vorscheine; denn die flüssigeren Theile gehen durch die ausserordentliche Hitze und durch die Wirkung zu stark zertheilender Mittel verloren, das Blut wird dicker, zäher und ungeschickt, in seinen eigenen Gefässen zu kreisen, daher trocknen diese aus, und sterben ab, die Oberfläche wird schwarz, oder schwärzlich, und hart, wie eine Kohle. Dies ist der *trockne Brand.* — Wenn aber die Urkrankheit eine ödematöse Entzündungsgeschwulst, oder eine Quetschung war, so können auch die besten Säfte aus Mangel der Bewegung in Verderbniss gerathen, die Gefässe selbst von der Hitze sich auflösen, und ihre Vereinigung mit den übrigen verlieren. Alsdann entsteht der feuchte Brand *), und hier ist der Zusammenfluss der Säfte gewöhnlicher Weise viel stärker, als beym trocknen. Oeftermalen kann er viel geschwinder entstehen, wann sich nämlich eine scharfe Auswurfs - oder Versetzungsmaterie in irgend einem Theile festgesetzt hat. Doch darf man diese Gat-

tung

*) *Quesnay* Traité de la Gangrene, pag 12.

tung von Verderbniss nicht mit jener vermengen, welche man bey grossen Abszessen, oder bey faulartigen Geschwüren wahrnimmt, und die eigentlich nur die Fetthaut alleine einnimmt. Denn im feuchten Brande ist die Verderbniss viel beträchtlicher, verbreitet sich nicht nur durch die Fetthaut, sondern greift Gefässe, Haut, und noch andere feste Theile selbst an. Auch können sich beyde Gattungen sowohl in den festweichen, als auch in den festharten Theilen des menschlichen Körpers einfinden.

Der Brand ist entweder ursprünglich, oder nachentstehend, Der *ursprüngliche* hat irgend eine heftige Ursache zum Grunde, z. B. eine starke Quetschung, eine Wunde, oder Verbrennung, wodurch die Stämme, oder Aeste der Pulsadern, welche einen Theil des Körpers zu nähren bestimmt sind, gequetschet, zerschnitten, oder zerstöret werden.

Unter dem *nachentstehenden* versteht man jenen, der auf eine andere vorhergegangene Krankheit, z. B. auf eine Entzündung einer kritischen, oder metastatischen Absatzgeschwulst, (wie dies in hitzigen, oder bösartigen Fiebern, in den Pocken sich zu eräugnen pflegt) folget. *Zufällig* (symtomatisch) ist er, wenn er nach einer Wunde, oder einem Beinbruche folget, oder selbe begleitet. *Kritisch* wird er genennt, wenn durch seine Entstehung eine hitzige, oder bösartige Krankheit gehoben wird. Man könnte ihn auch *metastatisch*, oder *kritisch* heissen: dann nämlich, wenn eine Materie von

bös-

bösartiger Eigenschaft an einem Orte verschwindet, und sich auf einen andern hinwirft, und dort eine Absterbung verursachet, die sie am ersten Orte noch nicht hervorgebracht hätte.

Schreiten wir nun zur Untersuchung der Ursachen, welche beede Arten vom Brande erzeugen, und sowohl innerlich, als äusserlich seyn können; ordnungsweise werden wir sodann auf die mancherley Mittel kommen, welche man nach der Verschiedenheit des Uibels einen glücklichen Ausgang zu erzwecken anwendet, sodann den Werth der Heilarten mit einer Menge von Beobachtungen zu bestimmen suchen.

Chir. 39.
Te⁸ 4181

Dr. Johann Alexander
von Brambilla

des Römischen Reichs Ritter, Sr. K.K. Apostol. Majestät
IOSEPH II. wircklicher Chiriater, Protochirurgus der
Arméen, Inspector der militärischen Hospitäler,
Director des medicinisch-chirurgischen Studiums
auf der Josephinischen Militäracademie zu Wien,
der Kaiserl. adelichen deutschen Leibgarde erster
Wundarzt, der königl. Academie der Chirurgie zu
Paris, des chirurgischen Collegiums zu Montpellier,
dann der Academien der Wißenschafften zu
Bologna, Mantua, und Florenz Mitglied.

Uiber die ENTZÜNDUNGSGESCHWULST und Ihre Ausgänge

Neue Ausgabe
aus dem Italienischen übersezt
von
Johann Adam Schmidt
Secretär im k.k. medicinisch-chirurgischen
Militärgeschäfte des Herrn Protochirurgen. &c.

Zweiter Theil

Mit allergnädigster Freiheit

Wien 1786.

Gedruckt und verlegt bei
Johann David Hörling

Seb. Mansfeld inv. et sc.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ZWEYTER THEIL.

ERSTES HAUPTSTÜCK.

Von dem ſechſten und letzten Ausgange der Entzündungsgeſchwulſt: nämlich von dem Abſterben des kranken Theiles, oder von dem heiſſen und kalten Brande.

Wenn dem Fortſchreiten einer Entzündungsgeſchwulſt entweder aus Nachläſſigkeit des Kranken, oder aber aus Verſehen des Arztes oder Wundarztes, oder aus irgend einer andern böſen, unbezwingbaren Beſchaffenheit des Körpers ſelbſten keine Schranken geſetzt werden, und die Zertheilung vergebens verſucht worden; ſo iſt gewiſs die Eyterung alsdann, in Vergleich mit der Verhärtung und dem Brande noch der beſte Ausgang. Unter allen Arten von

Ausgängen aber ist der Brand immer der gefahrvolleste. Er ist es, der auf der Stelle Hilfe erheischt: denn ohne diese augenblickliche Hilfe fängt ein Theil des Körpers an, zu ersterben, und dann drohet der ganzen Maschine die nahe Gefahr.

Man erkennt, daſs eine Entzündungsgeschwulst in den Brand übergehen will: wenn die dunkelrothe Farbe sich in's Schwärzliche, Bleyfärbige, umändert; wenn die Geschwulst fällt, schmerzlos und empfindungslos wird, so zwar, daſs der Kranke auch die Einschnitte nicht einmal mehr spürt, die man in den Theil macht; aus den gemachten Einschnitten flieſst nichts, oder wenig gelbliche Jauche, oder schwarzes, verdorbenes, oft stinkendes Blut hervor. Die Geschwulst ist weniger gespannt, und giebt zu Zeiten dem Drucke des Fingers nach. Zu öfteren Malen ist die ausschwitzende Feuchtigkeit so scharf, daſs sie durch ihren Reiz das Oberhäutchen über die Haut erhebt, Bläschen, oder Phlyktenen bildet, welche den Brand ankünden, oder ihn begleiten, und von einer ähnlichen eben beschriebenen Jauche voll sind. Der Puls sinkt, der Körper wird matt, und in dem behafteten Theile ist ein Gefühl von Schwere. Doch glaubt der Kranke sich etwas erleichtert zu finden, weil die groſse Spannung, die Hitze und der Schmerz im kranken Theile aufhört, oder um ein merkliches nachläſst.

Man sagt von jedwedem Theile des Körpers, daſs er brandig, oder abgestorben seye: sobald er kalt

wird

wird, die Lebensbewegung völlig darinnen aufhöret, alle Empfinpung erlöscht, und die natürliche Farbe sich in's Weisse, Aschenfärbige, oder Schwärzliche umändert. *) Obgleich jeder Brand überhaupt sich immer gleich ist, so verwechselt er doch dem ungeachtet nach dem Verhältnisse seines Wachsthumes, und nach Maasse seines tiefern, oder seichtern Sitzes und nach dem Grade seiner Verwüstung, die er anrichtet, seine Benennung. **) Einige unter den Alten vermengten den Krebs mit der Gangrän. Andere belegten mit diesem Namen eine heftige Entzündung, wo zwar das Leben noch nicht völlig erloschen ist, aber auf dem Punkte, auszulöschen, und wo die gänzliche Ersterbung unvermeidlich ist. Allein dieser Mittelstand zwischen Entzündung und Ersterbung ist ein wenig schwer zu bestimmen, indem die Erkenntniszeichen davon oft zweydeutig sind.

Ich glaube nicht, dass sich hier eine besondere Heilart, wodurch dem gänzlichen Absterben vorgebeugt werden könne. anbringen lasse, sondern dass man am zweckmässigsten handle, wenn man dem weiteren Fortschreiten des Brandes Einhalt zu thun sich bemühet Ja wenn wir diese Bestimmung wollten gelten lassen, so würden wir keinen Unterschied zwischen dem Absterben der weichen Theile und zwischen jenem der harten zu machen im Stande seyn. Wir werden daher

 mit

*) *Quesnay* Traité de la Gangrene, pag. 1.

**) *De la Motte* Traité complet de Chirurgie, pag. 79.

mit aller Achtung gegen diejenige, so dieser Meinung anhängen, oberwähnte Bestimmung beybehalten, welche, fern von aller Zweydeutigkeit, bestimmt und klar ist, uns von dem Daseyn des Uibels und seinen verschiedenen Stuffen vergewissert, und nach dieser Verschiedenheit die angemessene Heilart an die Hand giebt.

Der *leichteste Grad* vom Brande bestehet in einer Eschara, oder Schorfe, welche sich auf der Oberfläche erzeugt, etwas breit ist, und einen kleinen Theil der allgemeinen Bedeckungen in Gestalt einer schwarzen Rinde einnimmt. Gewöhnlich ist diese Art vom Brande eine Folge des einfachen Rothlaufes, welches nur in der Haut seinen Sitz hat, oder sie entsteht auf Hautverbrennungen, auf Aezmittel, oder von dem Froste, u. s. w.

Der heisse Brand aber, im eigentlichen Verstande genommen, ist zugegen: wenn der Kreislauf des arteriösen Blutes in irgend einem weichen Theile des Körpers wie still stehet Diese Brandart nimmt einen grössern Theil der allgemeinen Bedeckungen ein, als die Kruste von aussen, dringt durch die Fetthaut, und ergreift manchmal gar ein Stück der Muskeln so, dass der ganze Theil ein ashaftes Aussehen bekömmt, stinket, und aschengrau, schwarz, oder doch schwärzlich aussiehet. *) Und dieses ist der *zweyte Grad.*

Man

*) *Blancardi* Lexicon medicum renovatum.

Man darf hier die Quetschungen, die Frostbeulen und die Entzündungen von einer skorbutischen Schärfe, die nicht brandig sind, mit diesen zwey Graden vom Brande nicht vermengen. Der Brand pflegt gewöhnlicher Weise mit einem Gestanke und einer Fühllosigkeit vergesellschaftet zu seyn, welches sich nicht bey Geschwülsten, welche von Quetschungen, oder vom Skorbut herrühren, einfindet: es sey dann, dass eine äusserliche Zerreissung mit Statt fände. Allein gar oft haben diese Art von Geschwülsten solche Zufälle in ihrem Gefolge, die allerdings zweydeutig sind, worunter dann die Kälte vorzüglich gehöret. Hier muss uns eine gute, zur Reife gekommene Erfahrung das Licht vortragen, und zum Leitsterne dienen, wenn wir im Stande seyn wollen, zu bestimmen, ob in der Geschwulst noch Leben sich vorfinde, oder nicht.

Wenn die Gangrän zum *höchsten Grade* gestiegen ist, so heisst es: der kalte Brand ist da, und dies ist die dritte Gattung. Es steht in diesem Falle nicht nur allein der Kreislauf stille, sondern es sterben auch die Flechsen, Nerven, die Stämme der Pulsadern bis auf die Knochen völlig ab, es mag dieses in einem kleinen Umfange des Theiles, oder in einem ganzen Gliede *) sich zutragen. Diesen letzten Fall haben einige mit dem Ausdrucke *Sideratio*, *Estiomene* **) belegt.

*) *James* Dictionaire universel de Medicine.

**) *De la Motte* Traite complet de Chirurgie, Tom. III.

Die Idee des Feuers, welche bey einer Entzündung natürlicher Weise in der Seele des Menschen entstehen muss, und dann die Wirkungen, die es äussert, haben die ersten Wundärzte verleitet, diese Krankheit mit dem Feuer unter eine Parallele zu bringen. Und gewiss, wenn man die Erscheinungen beobachtet, welche jeder thierische noch belebte Theil, auf den das Feuer wirken kann, darstellet, und solche mit jenen, welche die Entzündung, wenn sie unglücklicher Weise in den heissen und kalten Brand sich endet, begleiten, zusammenhält: so wird man finden, dass sie nicht von einander unterschieden sind. *Van Swieten* erklärt sich hierüber sehr gut, und unterstützt dadurch obige Meinung. Gesetzt, ein gesunder Mensch hält den Rücken seiner Hand nahe genug an's Feuer, so wird er anfangs eine etwas grössere Hitze, als gewönlich, darinnen fühlen; fährt er damit fort, so sieht man nach und nach Röthe, Schmerz und Geschwulst erscheinen, nach einiger Zeit das Oberhäutchen sich erheben, und auf der Oberfläche kleine Blasen, die voll Wasser sind, bilden. Wenn die Stärke des Feuers zunimmt, so verbrennt die Haut, sie wird schwarz, dunkelblau, und macht eine Kruste. In der Folge verbreitet es sich bis in die Fetthaut, und verdirbt sie, von da bis in die Nerven und Gefässe, und zerstört die Werkzeuge des Lebens und der Empfindung; nachher greift es die Muskeln und Flechsen an, wodurch die willkürliche Bewegung aufhören muss; zuletzt dringt es bis in die Knochen, dann wird der Theil einer schwarzen Kohle ähnlich, und der kalte

Brand

Brand ist da. Eben so wachsen die Zufälle bey einer Entzündung, die in Brand übergeht, stuffenweise heran.

Jedoch nicht alle Arten vom Brande nehmen den nämlichen Gang, wie die, so unmittelbar vom Feuer entstehen. Ja wenn das erste Uibel in einer wahren Entzündungsgeschwulst mit einem heftigen Fieber bestand, dann kommen klar die nämlichen Wirkungen, welche das Feuer nach und nach an dem zur marter-vollen Probe bestimmten Theile äussert, zum Vorscheine; denn die flüssigeren Theile gehen durch die ausserordentliche Hitze und durch die Wirkung zu stark zertheilender Mittel verloren, das Blut wird dicker, zäher und ungeschickt, in seinen eigenen Gefässen zu kreisen, daher trocknen diese aus, und sterben ab, die Oberfläche wird schwarz, oder schwärzlich, und hart, wie eine Kohle. Dies ist der *trockne Brand.* — Wenn aber die Urkrankheit eine ödematöse Entzündungsgeschwulst, oder eine Quetschung war, so können auch die besten Säfte aus Mangel der Bewegung in Verderbniss gerathen, die Gefässe selbst von der Hitze sich auflösen, und ihre Vereinigung mit den übrigen verlieren. Alsdann entsteht der feuchte Brand *), und hier ist der Zusammenfluss der Säfte gewöhnlicher Weise viel stärker, als beym trocknen. Oeftermalen kann er viel geschwinder entstehen, wann sich nämlich eine scharfe Auswurfs - oder Versetzungsmaterie in irgend einem Theile festgesetzt hat. Doch darf man diese Gattung

*) *Quesnay* Traité de la Gangrene, pag 12.

tung von Verderbniss nicht mit jener vermengen, welche man bey grossen Abszessen, oder bey faulartigen Geschwüren wahrnimmt, und die eigentlich nur die Fetthaut alleine einnimmt. Denn im feuchten Brande ist die Verderbniss viel beträchtlicher, verbreitet sich nicht nur durch die Fetthaut, sondern greift Gefässe, Haut, und noch andere feste Theile selbst an. Auch können sich beyde Gattungen sowohl in den festweichen, als auch in den festharten Theilen des menschlichen Körpers einfinden.

Der Brand ist entweder ursprünglich, oder nachentstehend, Der *ursprüngliche* hat irgend eine heftige Ursache zum Grunde, z. B. eine starke Quetschung, eine Wunde, oder Verbrennung, wodurch die Stämme, oder Aeste der Pulsadern, welche einen Theil des Körpers zu nähren bestimmt sind, gequetschet, zerschnitten, oder zerstöret werden.

Unter dem *nachentstehenden* versteht man jenen, der auf eine andere vorhergegangene Krankheit, z. B. auf eine Entzündung einer kritischen, oder metastatischen Absatzgeschwulst, (wie dies in hitzigen, oder bösartigen Fiebern, in den Pocken sich zu eräugnen pflegt) folget. *Zufällig* (symtomatisch) ist er, wenn er nach einer Wunde, oder einem Beinbruche folget, oder selbe begleitet. *Kritisch* wird er genennt, wenn durch seine Entstehung eine hitzige, oder bösartige Krankheit gehoben wird. Man könnte ihn auch *metastatisch*, oder *kritisch* heissen: dann nämlich, wenn eine Materie von

bös-

bösartiger Eigenschaft an einem Orte verschwindet, und sich auf einen andern hinwirft, und dort eine Absterbung verursachet, die sie am ersten Orte noch nicht hervorgebracht hätte.

Schreiten wir nun zur Untersuchung der Ursachen, welche beede Arten vom Brande erzeugen, und sowohl innerlich, als äusserlich seyn können; ordnungsweise werden wir sodann auf die mancherley Mittel kommen, welche man nach der Verschiedenheit des Uibels einen glücklichen Ausgang zu erzwecken anwendet, sodann den Werth der Heilarten mit einer Menge von Beobachtungen zu bestimmen suchen.

ZWEY-

ZWEYTES HAUPTSTÜCK.

Von den äusserlichen Ursachen des kalten und heissen Brandes.

Ein jedes physisches Wesen, es sey einfach, oder zusammengesetzt, welches auf die festen, oder flüssigen Bestandtheile des lebenden Körpers dergestalten wirkt, dass ihr natürlicher Zustand umgeändert, und ein Uibel erzeugt wird, heisst eine *Krankheitsursache.* Uiberhaupt giebt es ihrer eine zweyfache Gattung, äussere nämlich, und innere. Liegt die Ursache, bevor sie die Zufälle irgend einer Krankheit hervorbringt, und uns selbe anschaulig macht, im Körper verborgen: so heisst sie *innere Ursache.* Ist sie aber von der Art, dass wir solche mit unseren Augen sehen können, und sie bringt durch einen widrigen Eindruck auf den Körper eine Verletzung des Zusammenhanges, oder ein anderes Uibel hervor, so wird sie *äussere Ursache* genennt. Die Wirkungskraft der ersteren äussert sich gewöhnlicher Weise auf die flüssigen Theile, und nachher erst auf die festen; die letzteren aber greifen im Gegentheile die festen Theile an, und in der Folge erst die flüssigen.

Unter die äusseren Ursachen, welche unmittelbar den heissen, oder kalten Brand hervorbringen können, zäh-

zählet man eine Verwundung an dem Stamme einer Pulsader, die ein Glied zu nähren bestimmt ist; einen starken anhaltenden Druck, oder eine Ligatur, wodurch die Puls- oder Blutadern eines Theiles zusammengeschnürt, und der Umlauf des Geblütes gehemmt wird. Nimmt der kalte Brand ein ganzes Glied ein, so muss man ohne Verschub zur Amputation schreiten, damit die weitere Verderbniss der annoch gesunden Theile verhindert werde.

Geschieht der Druck auf die Pulsadern nach und nach, so schwindet das Glied zusammen, und auf die Letzt entsteht der trockne Brand; geschieht er aber mit Heftigkeit, so wird dem Blute der Weg gesperrt, es erhebt sich eine Geschwulst, welche in den feuchten Brand übergehet. So kann der Turniket, den man bey Amputationen, oder Blutflüssen, um dem Blutverluste vorzubeugen, anlegt, unglücklicher Weise den Brand verursachen, wenn er zu stark drückt, oder zu späte abgenommen wird. Eine überaus heftige Kälte schnürt die Hautgefässe, besonders an den Ohren, der Nase, und an den Fingern so zusammen, dass daher die nämlichen Wirkungen, wie vom festen Binden entstehen können.

Man beobachtet öfters, besonders in mageren Körpern, dass vom langwierigen Liegen durch die Zusammendrückung der Gefässe, und durch die Reibung eine Eschara zum Vorschein kömmt, und dass, wofern man hier nicht die gehörige Sorgfalt anwendet, dem

hei-

heiligen Beine und den groſſen Trochantern der Beinfraſs drohet, und die Gefahr dann oft gröſſer wird, beſonders bey alten Perſonen, als während der Hauptkrankheit ſelbſten. Es kann aber dieſen üblen Folgen mit leichter Mühe vorgebeugt werden, wenn man den Kranken, ſobald er klagt, und man ſieht, daſs die Oberfläche der Haut roth zu werden, oder ſich aufzureiben anfängt, die Lage verändern läſst, wenn es anders möglich iſt: im Falle dies aber nicht geſcheken könnte, müſste man ſich eines kleinen Polſters bedienen, welcher in der Mitte ein Loch hat, damit der entzündete, oder aufgeriebene Ort nicht gedrückt werde; man kann ihn auch öfters mit dem Weiſſen vom Ey, worunter etwas Weingeiſt gemiſcht iſt, waſchen, oder, wenn man lieber will, ein Bleyweiſspflaſter mit Kampfer auf Leder, oder ſtarke Leinwand ſtreichen, und darauf legen.

Eine Verbrennung durch's Feuer, ſiedendes Waſſer, Oel, oder glühendes Eiſen bringt wegen dem ſtarken Reiz und wegen Auflöſung der Beſtandtheile förchterliche und tödliche Krankheiten hervor. Ich könnte hier merkwürdige Beobachtungen anbringen, wenn ich jene unglückliche Fälle beſchreiben wollte, wo bey Belagerungen, oder ſonſt durch einen unſeligen Zufall das Schieſspulver Feuer gefangen, und die Soldaten gleichſam zu Kohlen verbrannt wurden: ein gräſslicher Anblick! doch ich würde zu weitläufig, und der Band ungeheuer werden, wenn ich von allen Arten des Brandes handeln wollte.

Das

Das Scheidewassar und die Spiesglasbutter sind die nämlichen Wirkungen hervorzubringen vermögend, und der daher rührende Brand erheischt auch beynahe die nämliche Heilart, welche beym Brande von einem starken Reize, oder vom Verbrennen angewendet werden muss.

Wunden mit Beinbrüchen, starken Quetschungen, Verrenkungen, Verdrehungen eines Gelenkes können beträchtlige Brandarten erzeugen, so wie man dergleichen auch auf den Stich eines Nervens, einer sehnichten Ausbreitung, oder Sehne, nicht minder auf den Biss gewisser Thierchen, wie z. B. des Skorpions, der Wespe, Biene, Hornisse, Viper &c. erfolgen sieht; doch geht immer Entzündung und starkes Anschwellen des Theiles vorher.

Ein güher Uibergang aus einer starken Hitze in eine grosse Kälte kann die Ausdünstung unterdrücken; und da diese Materie den entzündlichsten Theil des Blutes ausmacht, so muss sie, wenn sie zurückbehalten wird, die Blutmasse vermehren, und so zur Vollblütigkeit, folglich auch zur Entzündung den Grund legen. Aus der nämlichen Ursache können die Oele, besonders wenn sie ranzig sind, und die Pflaster bey gewissen übel beschaffenen Körpern gleiche Wirkungen in dem Theile, den sie bedecken, hervorbringen. So kann auch der Brand entstehen, wenn man bey Entzündungsgeschwülsten sich zusammenziehender, zurücktreibender, zu stark zertheilender, oder anderer reizender Mittel bedienet.

Unter allen Ursachen aber, die man zu den äusserlichen rechnen kann, ist gewiss die verdorbene Luft, welche die unglücklichen Kranken, so an Verwundungen, oder anderen Beschädigungen in Spitälern darniederliegen, einathmen müssen, eine der gefährlichsten. Darum sagt *Hyppokrates* *) sehr gut, dass die Luft unentbehrlich zum Leben, aber auch die Ursache vieler Krankheiten seye. An einem anderen Orte werden wir sehen, was für Uibel aus Mangel freyer Luft erzeugt werden.

DRIT-

*) *Hyppokrates* de Flatibus, Sect. III.: Mortalibus autem hic tum vitæ, tum morborum causa est.

DRITTES HAUPTSTÜCK.

Von den inneren Urſachen des heiſſen und kalten Brandes.

Wenn wir die Natur der inneren Urſachen unterſuchen, und auf die erſte Quelle in die Ferne zurückſehen, ſo finden wir, daſs ſie mehrentheils von Dingen herrühren, die auſſer uns ſind. Was nur immer durch den Mund in die Lungen, oder durch einen anderen Weg in den Körper dringen kann, iſt vermögend, den erſten Stoff zu einer Krankheit in den feſten, oder flüſſigen Theilen zu legen, ohne daſs das Auge hier etwas wahrzunehmen im Stande wäre. Aus dieſem Krankheitsſtoffe kann eine Art vom Brande entſtehen, deſſen Daſeyn wir als eine Wirkung irgend einer verborgenen Urſache anſehen. Dies iſt der Begriff, unter dem wir uns eine innerliche Urſache vorſtellen, obwohl man auch deren einige gerade unter die Reihe der äuſſerlichen ſetzen könnte.

Das aus brandigen, oder mit Kornzapfen vermiſchten Getreide gebackene Brod liefert uns die

ſchrecklichſten Fälle, die uns überzeugen müſſen, wie äuſſerſt ſchädlich eine üble Nahrung ſeye. Schwindel, Schlafſucht, Faulfieber und ein tödlicher kalter Brand waren die traurigen Folgen, die einige Zeit nach dem Genuſſe dieſes Brodes erſchienen. So können auch gewürzreiche Speiſen und geiſtige Getränke das Blut erhitzen, Entzündung erregen, und in der Folge den Brand befördern, oder beſchleunigen. Dieſe und ſo manchandere Krankheiten, die aus ungeſunden Speiſen entſtehen, kann man ohne Anſtand in die Klaſſe der innern Urſache ſetzen, weil ſie auf eine unſichtbare Art wirken, und dieſe ſchädliche Wirkungen nicht in jedem Körper hervorbringen; denn ihre Wirkungskraft wird von der eigenthümlichen Beſchaffenheit der Körper erſt beſtimmt, und die Veränderungen, die ſie in dem geſunden Körper erzeugen, fallen nicht in unſre Sinnen, daher richtet ſich unſer Urtheil bloſs nach den üblen Wirkungen, die wir darnach erfolgen ſehen.

Jedoch will ich nicht dadurch behaupten, als wenn der erſte Grund von jeder inneren Urſache in etwas auſſer uns zu ſuchen ſeye: nein, es giebt wirklich deren, davon die Quelle ganz und gar verborgen iſt. So ſieht man Menſchen, die dem Scheine nach das beſste Temperament beſitzen, die überdies noch eine angemeſſene Lebensordnung beobachten, und doch von Zeit zu Zeit Entzündungen, oder dem Brande unterworfen ſind.

So

So kann auch bey Beſorgung eines Rothlaufes, oder einer Entzündungsgeſchwulſt durch einen zweckwidrigen Gebrauch innerlich gegebener Arzneyen, oder aus Vernachläſſigung irgend eines wichtigen Umſtandes ein Fehler vorgehen, der eine Verſchlimmerung dieſer Uibel, oder gar den Brand nach ſich ziehet. Ich habe im erſten Theile gezeigte, daſs bey einer Entzündungsgeſchwulſt der Brand erfolgt, wenn die gehörigen Aderläſſe und übrige zweckmäſſige Mittel verabſäumet wurden. Eine gleichgroſſe Gefahr kann von zu häufigem Blutlaſſen entſtehen, beſonders in einem Körper, der einen Uiberfluſs an böſen Säften hat; denn dem Körper die Kräfte hinwegnehmen, iſt eben ſoviel, als die Natur entwaffnen, und ſie ihrer eigenen Hilfe berauben.

Die Verſetzungen einer kritiſchen, oder metaſtaiſchen Materie und Anhäufung derſelben in beſonderen Theilen des Körpers, (ſo wie man dieſes oft bey einer zurückgetriebenen Krätze, bey einem Faulſieber, oder anderm böſartigen Fieber beobachtet) können die ürchterlichſten Brandarten verurſachen, beſonders wenn ſie in Eyterung übergehen, und nicht bey Zeiten geöffnet werden. Am häufigſten kann man das in dem ſogenannten Fingerwurme ſehen: in wenig Tagen werden die Glieder der Finger brandig, wenn man mit dem Schnitte lange zaudert, und dem Eyter Zeit läſst, das Bein anzugreifen.

Bey den Weibern, die einen Uiberfluss an Milch haben, häuft sich selbe in den Brüsten zu Zeiten an, gehet durch den langen Aufenthalt in Säure über, oder verursachet dadurch, dass sie die Gefässe drückt, eine Entzündung, und kann daher ganz natürlich auch den Brand hervorbringen.

Die zusammenhangenden und zusammenfliessenden Pocken machen manchmal schreckliche Absätzgeschwülste, die oft die Knochen selbsten angreifen, wie man dies aus einer Beobachtung, die ich im ersten Bande im fünfzehnten Hauptstücke angeführt habe, sehen kann.

Ich hatte dieses Jahr den jungen Fürsten von *Lichtenstein* in meiner Kur, ein Kind von fünf Jahren. Bey diesem versetzte sich die Pockenmaterie in die Höhle des linken Oberkiefers, und ich begreife nicht, wie man diesen Zustand vor meiner Berufung hat verkennen können, da doch der ganze Backen und die Augendeckel stark angeschwollen, und hart anzufühlen waren, ja der Eyter selbst aus dem linken Nasenloche zu jedermanns Uiberzeugung herausfloss. Der Eyter setzte sich nachher von neuem ober dem Gaumenbeine zusammen, und machte einen zweyten Absatz, wodurch dieses Bein und mehr als die Hälfte des Oberkiefers angefressen wurde. Bey meiner Abreise nach Siebenbürgen, welche den 6 May geschahe, hatte sich beynahe des ganze Gaumenbein, nebst einem grossen Theile des Vorderkiefers stückweise nach und nach abgesön-

dert,

dert, und von allen Zähnen waren die Keime herausgekommen. Der innere Theil des linken Kieferbeines, welcher an das Gaumbein anſtöſst, mit ſeinen Zahnfächern lieſse ſich mit Beyhilfe des innerlichen Gebrauches der peruvianiſchen Rinde zu einer guten Abſonderung an. Aeuſſerlich bediente man ſich des Roſenhonigs und der Einſpritzungen mit einem Abſude von Lachenknoblauch, Honig und einigen Tropfen Myrhentinktur. Durch Hilfe der jugendlichen Naturskräften, welche man von Seiten der Kunſt immer zu unterſtützen ſuchte, und durch die Sorgfalt des erfahrnen Hrn. *Richters*, fürſtlichen Leibchirurgen, ward die Sache ſo weit gewonnen, daſs ich den jungen Fürſten beym Anfange des Herbſtmonats geheilet fand. Die Lücke, welche das kariöſe Bein zurückgelaſſen hatte, war beynahe völlig ausgefüllet, und man hofft nicht ohne Grund eine gänzliche Wiederergänzung, beſonders da das Zäpflein und der Gaumenſegel ſich erhalten hat, und die Sprache deutlich genug iſt.

Der heiſſe und kalte Brand entſteht oft bey einer ächten Schlagadergeſchwulſt, oder vom ausgetretenen Blute bey einer unächten, bey einer Quetſchuug, wenn dadurch die Theile ſtark gedrückt werden. Das Nämliche kann von der Ausdehnung, oder dem Drucke bey einem Beinbruche, desgleichen von Hämorrhoidalknoten, wenn durch das ſtockende und in Klumpen zuſammengeronnene Blut die Bedeckungen übermäſſig geſpannt werden, geſchehen: denn im Falle die Anhäufung immer mehr zunimmt, und die Sackgeſchwulſt zu ſehr

anschwillt, so wird der Schliessmuskel des Afters zur Zusammenziehung gereizt, und die Bedeckungen schnüren das in den Knoten und in den übrigen Gefässen stockende, oder geronnene Blut ein.

Auf gleiche Art kann eine von innen entstandene Geschwulst, wenn sie die Schlagader des Schenkels, oder der Achsel zusammendrückt, einen Brand im ganzen Beine, oder im Arme verursachen *). So erzählt *Fabriz von Hilden* **) von einem Menschen, der sonst ein gesundes, glückliches Temperament hatte, aber an einer skirrhösen Geschwulst sterben musste, welche sich zwischen den Nieren angesetzt hatte, und beyde Darmbeinschlagadern zusammendrückte. Natürlich musste hiedurch der Kreislauf des Blutes gehemmet werden, die unteren Gliedmassen erhielten keine Nahrung mehr, und wurden beyde ohne sonst irgend eine in die Augen fallende Ursache brandig. Dies geschah ohne Fieber und ohne Geschwulst, und man bemerkte nichts vorher, als eine gewisse Unempfindlichkeit, eine Schwere und Kälte in diesen Theilen. Doch hat man nicht immer von diesen Brandarten einen tödlichen Ausgang zu befürchten, wenn es nur möglich ist, einen solchen Druck zu mindern, oder zu heben.

Eine

*) *Quesnay* Traité de la Gangrene, pag. 103. cap. X.

**) De Gangrena & Sphacelo, cap. IV.

Eine Gattung Brandes, die auch eine innere Urſache zum Grunde hat, und die mich das erſte Mal, da ich ſie beobachtete, in einiges Erſtaunen geſetzt hat, iſt jene, welche in der Wunde bey amputirten Weiberbrüſten um die Zeit, wo die monatliche Reinigung ſich einzuſtellen pflegt, entſtehet, und zuerſt mitten in der Wunde ſich äuſſert, dann einige Tage hindurch ſich weiter ausbreitet. Doch läſst ſich mittels einer Digeſtivſalbe die Abſönderung in wenig Tagen bewirken, und wenn man alsdann die Eyterung ein wenig zu befördern ſuchet, ſo geht dieſer Zufall vorüber, und die Wunde gewinnt neuerdings wieder ein gutes Ausſehen.

Die Luſtſeuche gehöret zu jenen Urſachen, die langſam wirken, und in einigen Körpern Jahre lange im Verborgenen wüten; allein ſobald ſich ihre Wirkungen in den geheimen Theilen, in dem Schlunde, oder den Knochen zu äuſſern beginnen, dann macht das Uibel Rieſenſchritte, und ſtürzt den Kranken in Gefahr, wenn der erfahrne Chirurg nicht bey Zeiten ſchleunige Hilfe entgegenſetzet. Der Scharbock erreget gleiche Uibel, wofern ihm nicht bey Zeiten entgegen gearbeitet wird. Die Leidenſchaften ſelbſt entzünden das Blut, und tragen zum Abſterben eines Theiles das Ihrige bey, beſonders wenn er vorher ſich ſchon in einem kränklichen Zuſtande befand.

Hat der Brand irgend eine Schärfe zur Grundurſache, die in der Blutmaſſe feſt, gleichſam ein-

gewurzelt und unverbesserlich ist, wie man dieses sehr oft in der Pest bemerket, oder rührt er von einem Mangel an Kräften her, wie dies im hohen Alter, wo die Kräfte so dahinsinken, dass alle Unterstützung von Seiten der Kunst fruchtlos wird, sich zu eräugnen pflegt; dann ist alle Mühe und alles Streben unnütze. Ist die Natur aber noch nicht gänzlich erschöpft, und kann man von dem Vermögen der Kunst noch was erwarten, so geht man gewiss nicht irre, wenn man die im vierten und vierzehnten Hauptstücke angezeigten Mittel zu Hand nimmt.

Kurz, was nur immer vermögend ist, eine Entzündung hervorzubringen, oder zu vermehren, was den Kreislauf des Blutes hindern kann, was die Gefässe irgend eines Theiles im Körper, oder ihre Wirksamkeit anzufeinden, oder zu zerstören im Stande ist; alles das wird den heissen und kalten Brand erzeugen, oder verschlimmern können. In der Reihe dieser Ursachen verdienen die Leidenschaften eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Wir werden im dreyzehnten Hauptstücke ausführlicher hievon handeln.

VIER-

VIERTES HAUPTSTÜCK.

Vom Gebrauche der peruvianischen Rinde im Brande, und von den Zubereitungsarten dieser Rinde.

Wenn der Brand sich zu einer Entzündungsgeschwulst gesellet, und die Entzündung noch im Aufnehmen, oder in ihrer Heftigkeit ist, müssen solche Mittel angewendet werden, die dem Fortgange der Entzündung Einhalt thun, so wie wir sie im ersten Bande angeführt haben. Bey dem Brande, der nach einer wahren, oder falschen Schlagadergeschwulst entsteht, oder durch ausgetretenes Blut bey beträchtlichen Quetschungen, oder durch sonst einen fremden Körper verursachet wird, muss man zuvorderist diese Gelegenheitsursache hinwegzuräumen suchen, wenn man anders will, dass die Mittel, die man dem Brande selbsten entgegensetzet, einige Wirkung haben sollen. Sollte aber irgend eine Schärfe, oder sonst ein Verderbniss in den Säften obwalten, so sind in diesem Falle innerliche Arzneyen, welche die Säfte verbessern, angezeigt. Doch muss man nicht vergessen, zu gleicher Zeit örtliche Mittel, wodurch dem Fortschreiten des Brandes gesteuert, und die Absonderung des Abgestorbenen vom gesunden befördert wird, zu Hilfe zu nehmen.

Das

Das veneriſche Gift wird durch Queckſilber getilget, und die skorbutiſche Schärfe verbeſſert man durch den Gebrauch antiskorbutiſcher, fäulniſswidriger Arzneyen &c. Zeigten aber die Zufälle von einem Verderbniſſe der Säfte, wie in faulartigen Fiebern; oder wäre durch Einſaugung des Eyters die Blutmaſſe angeſteckt worden, ſollte ſich eine Schwachheit der feſten Theile einfinden, die vom Temperamente ſelbſt, von einer überſtandenen Krankheit, von einer heftigen Verblutung, oder vom Alterthume herrührte; ſo wird gewiſs in allen dieſen beſagten Fällen die peruvianiſche Rinde, eines der wirkſamſten Mittel ſeyn, die Säfte zu verbeſſern, und den Faſern und Gefäſſen eines ſolchen Körpers, der Unterſtützung vonnöthen hat, gleichſam verjüngende Kraft zu ertheilen.

Die tägliche Erfahrung hat erwieſen, daſs unter allen Arzneyen, davon uns die Pharmacie heut zu Tage eine ſo ungeheure Menge darbietet, die peruvianiſche Rinde in Anſehung des Nutzens und der Sicherheit bey ihrem Gebrauche unſtrittig den erſten Platz verdiene. Dieſe Rinde iſt an Farbe der Zimmetrinde ähnlich, ſie hat einen bitteren, zuſammenziehenden, herben Geſchmack, beſitzt dabey eine ſäuretilgende, ſtärkende, und fäulniſswidrige Kraft. Sie bekömmt ihren Namen von dem Lande Peru, wo ſie zu Hauſe iſt, und wird von einem Baume genommen, der *Ganaperide* heiſst, und von der Gröſſe eines Kirſchbaumes iſt. Dieſer trägt Blätter, wie der rothe Pflaumenbaum, und eine Blüthe beynahe wie der Granatapfelbaum. Sonſt wird

ſie

ſie auch *China - china* genannt, nicht deswegen, als käme ſie aus dem Königreiche *China*, folglich aus einem ganz entgegengeſetzten Welttheile, ſondern weil ſie von den Indianern alſo benennt wird. Andere behaupten, daſs ſie dieſen Namen *China - china*, oder *Kin - kina* von der Gemahlinn des Grafen *Chinchion*, eines Vicekönigs im mitternächtlichen Amerika, bekommen habe, welche ſie von da im Jahre 1640 in groſſer Menge nach Spanien gebracht, und unter die fieberhaften Kranken ohne die geringſte eigennützige Abſicht ausgetheilet habe. Dieſe Frau ſetzte ſich hiedurch in einen groſſen Ruf, und galt männiglich für eine Mirakelwirkerinn. Die Spanier gaben ihr den Namen *Palos de Calenturas*, das iſt: *Fieberbaum*.

Dieſe Dame ſelbſt lag zur Zeit, als ſie mit ihrem Gemahle in Amerika ſich aufhielte, an einem ſehr heftigen dreytägigen Fieber in einem hoffnungsloſen Zuſtande darnieder. Der Gouverneur von der Provinz, *Quitto*, ſchickte ihr aus Freundſchaft das Pulver von dieſer Rinde, und ſchrieb ihr zugleich, auf was für Art man ſie zubereiten müſste; eine Sache, die ihm als ein Geheimniſs von einem Amerikaner war mitgetheilt worden. Die Kranke nahm die göttliche Arzney, und erfuhr ihre heilſame Wirkung: ſie ward gänzlich hergeſtellt, und gleichſam dem Tode aus den Armen geriſſen.

Die Amerikaner kannten ſchon viele Jahrhunderte vor der Ankunft des ſpaniſchen Miniſters in Peru die

die Heilkräften dieser Rinde; allein aus einem zweyfachen Grunde wollten sie selbe anderen Nationen nicht zukommen lassen. Erstens: schwebten sie in dem abergläubischen Wahne, dafs, sobald sie ihre Mittel den auswärtigen Nationen mittheilten, diese in ihrem eignen Lande unwirksam würden. Zweytens: hafsten sie gemeiniglich alle Europäer, und besonders waren sie den Spaniern von Herzen Gram, darum versagten sie ihnen alle Hilfe, es seye dann, dafs man sie ihnen mit Gewalt abnöthigte.

Die erste, die man in Italien sah, ward vom Kardinale *Lugo*, einem Jesuiten aus Spanien nach Rom gebracht, und dort als ein unfehlbares Mittel in den hartnäckigsten Fiebern ausgetheilt. Sobald die Jesuiten die Wunderkraft dieser Rinde kennen lernten, so liessen sie in der gröfsten Eile einen beträchtigen Vorrath davon aus Amerika kommen, und trieben dieses Kommerz viele Jahre lange so, dafs sie damals nicht anders, als unter dem Namen *Jesuitenpulver*, oder *Quartanpulver* bekannt war. So handelten sie anch mit grossen viereckten Pillen, die aus der Rinde und bitteren Extrakten zusammengesetzt waren, und die ich selbst in meiner Jugend in den dreytägigen und viertägigen Fiebern, denen ich unterworfen war, brauchte, und davon ich eine bessere Wirkung erfuhr, als von dem Pulver aus sonst irgend einer Apotheke. Wenige Zeit nachher ward ihr Gebrauch in England, Frankreich und den übrigen Staaten Europens eingeführt. Uiberall schätzte man sie wegen ihrer Seltenheit und ihrer Wirksamkeit ausser-

ordentlich. Man ſtillte damit in zwey — drey Tagen die periodiſchen Fieber, obgleich die Art, wie man ſie gebrauchte, von der heutigen ordnungsmäſſigen ziemlich verſchieden war. Man gab ſie dazumal vor dem Fieber, während dem Anfalle, und nach demſelben, ohue vorher den Körper dazu vorzubereiten. Nachher ſahen die Aerzte freylich ein, daſs dieſes in vielen Fällen geſchehen müſste, bevor man das Fieber ſelbſten zu ſtillen ſchreite. Gegenwärtig giebt man die Rinde nicht während dem Aufruhre des Fiebers, um in dieſem Zeitpunkte den Kranken nicht noch mehr zu beunruhigen. Die nun in ein Syſtem gebrachte Methode, dieſes Arzneymittel ordnungsmäſſig zu gebrauchen, und die vortrefflichen Wirkungen, die dieſes Mittel, wenn es auf eine zweckmäſſige Art gebraucht wird, jederzeit begleiten, haben den berühmten *Morton* bewogen, in ſeiner Fieberlehre den Baum, worauf die Rinde wächſt, den *Baum des Lebens* zu nennen.

Kaum war dieſe Rinde erſchienen, und kaum fienge man an, Gebrauch davon zu machen, ſc erhoben ſich auch die Zänkereyen unter den Aerzten, und das gelehrte Gefecht fieng ſich mit verſchiedenen Diſſertationen an, worin pro und contra geſtritten wurde. Zu den Werken, die ſich am meiſten auszeichnen, gehöret unſtrittig die zwey und fünfzigſte Abhandlung in den *vermiſchten Schriften* von *Joh. Baptiſt Sitoni* aus Mailand; dann die Abhandlung über die fieberheilende Kraft der peruvianiſchen Rinde, welche *Honoratus Fabro* unter dem Titel: *Pulvis peruvianus febrifugus vindicatus*, in Okta-

Oktavo, zu Rom, 1755 herausgegeben. So liefs *Sebastian Badia: Anastasis corticis peruviani*, im Jahre 1663 zu Genua an's Licht treten, und im Jahre 1687 erschien zu Ferrara ein Werk, an dem verschiedene Aerzte zugleich gearbeitet, mit der Aufschrift: *Methodus Febres China-China curandi, collecta a Medico Ferranensi.* Im Jahre 1750 gab ein Ungenannter einen Brief heraus über den Unnutzen der peruvianischen Rinde in gewissen epidemischen Fiebern, die zu *Pesaro* herrschten, er ward aber das Jahr darauf von dem *Horatius Bartholomäus Traverserio*, einem andern pesarischen Arzte widerlegt. *Karl Franz Cagrossi*, Arzt in *Crema*, schrieb einen besondern Traktat *über die periodischen Fieber und die Mittel dagegen*, den er wenige Jahre darauf vermehrt herausgab. *Francesco Torti*, der berühmte Arzt zu *Modena*, stellte selbst eigene Versuche über die Nutzbarkeit der Rinde in periodischen Krankheiten an, und schrieb auch unter allen am besten hievon. Nach ihm haben des berühmten *Valcarenghi*, ersten Professors auf der hohen Schule zu *Pavia*. seine Schriften *über die wunderbaren Wirkungen der peruvianischen Rinde* den gröfsten Werth. Dieser hat gezeigt, dafs man in den gefährlichen dreytägigen und anhaltenden Fiebern mit innerlicher Hitze und Kälte der Gliedmassen, die vorzüglich in *Cremona* und *Mantua* herrschen, ohne Zeitverlust zu dem Gebrauche dieses so wirksamen Mittels schreiten müsse, und die Erfahrung hat dieses bestättigt, und erwiesen, dafs ohne diese schleunige Hilfe der Kranke am Brande des Magens und der Gedärme zu Grunde gehe.

Rusch-

Ruſchwort, ein Engländer, war der erſte, welcher im Brande 1715 Verſuche damit anſtellte, und ihre Wirkſamkeit in dieſen Krankheiten erfuhr. Er brachte ſeine Erfahrungen in ein Bändchen zuſammen, gab es hierauf an's Licht, und machte hiedurch ſeinen Namen unvergeſslich. Auch *Amyand*, ein Zeitgenoſſe des Vorigen, fand die nämlichen guten Wirkungen vom Gebrauche der Rinde in dieſer Krankheit. Und von dieſer Zeit an bis auf unſre Tage hat man die Verſuche unzählige Male wiederholt, welche die wundervollen Wirkungen dieſes vortrefflichen Mittels auſſer allem Zweifel ſetzten. Es iſt wahr, nicht allzeit erfolget die erwünſchte Wirkung; aber wo hat man je ein untrügliches Mittel geſehen, das in keinem Falle verläſst? Wer wird die China anklagen, wenn ſie zweckwidrig angewendet wird, oder wenn die Naturskräfte nicht gehörig mitwirken können, und dann keine Hilfe erfolgt? Es iſt entſchieden, daſs man heut zu Tage in vielen Fällen den Brand heilet, wo vor Entdeckung dieſes Mittels alle Hoffnung zur Hilfe verloren war. Ehedem hielte man bey einem Brande, der etwas beträchtlich war, die Abſetzung des Gliedes für das einzige Rettungsmittel; aber dieſes göttliche Mittel überhebt uns in unſeren Tagen oft dieſer grauſamen Nothwendigkeit, und macht dieſe gräſsliche Operation eben ſo oft unnütze.

Es giebt Arzneymittel, die in ſehr vielen Fällen vortrefflich ſind; aber wenn man ſie mit anderen vergleichet, wegen der Unzuverläſſigkeit ihrer Wirkungen,

alsdann gefährlich werden. Man kann die Rinde bey allen Körpern gebrauchen, ohne daſs man die geringſte Gefahr zu beförchten hätte, wenn es anders Krankheiten von der Art ſind, wo ſie angezeigt iſt. Denn nach *Torti* iſt die Rinde ein unſchuldiges Mittel, das unmöglich ſchaden kann, und fügt es ſich ja, was doch ſelten geſchieht, daſs ſie ein Körper nicht verträgt: ſo muſs dieſes einer Idioſynkraſie zugeſchrieben werden. Uiberhaupt ſtärkt die China, ohne zu erhitzen: dies erweiſen die Kranken, welche an anhaltenden Fiebern mit Nachlaſſe darniederliegen, und ſie ſonſten gewiſs nicht vertragen würden; weil dieſes Fieber eher unter die Gattung der hitzigen gehöret, und dennoch beſänftigt ſie die Hitze, und ſtillt das Fieber. Unſer berühmte *van Swieten*, um ſich zu überzeugen, ob der Gebrauch dieſer Rinde üble Folgen nach ſich ziehen könnte, wie es einige behaupteten, machte zu dieſem Ende an ſich ſelbſten eine Probe: er nahm in einer Zeit von zwey Stunden eine ganze Unze, und merkte nicht die geringſte ſchädliche Veränderung. Indeſſen muſs man ſicher ſeyn, daſs die Rinde eine von der ächten und guten Gattung ſeye, denn die ſchlechtere beſchwert den Magen, wie jede andere gemeine Baumrinde, und wird daher nicht nur keine gute, ſondern auch ſchädliche Wirkungen erzeugen. Bey der Armee hab ich oft die China zu 5 — 6 Unzen in Wechſelfiebern gegeben, und hatte den Körper vorher dazu vorbereitet; aber ſtatt daſs das Fieber hätte ausſetzen ſollen, ſah ich eine ſchmerzliche Anſchwellung des Bauches und ein Drucken im Magen erfolgen. Ich gebrauchte hernach eine

gute

gute Rinde, und auf ein, oder zwey Quentchen war das Fieber weg. Ich habe daher mehr als einmal durch einen besondern Bothen nicht ohne Schwierigkeit aus den Städten mir welche bringen lassen, wenn ein Offizier krank lag. Oft liessen mir auch I. H. der Herzog von *Ahrenberg*, und der Graf *Odonel*, General bey der Kavallerie, von der allerbesten, die in kristallenen Gefässen aufbewahrt wurde, zukommen. Wer sich der schlechteren Gattung bedienet, und dadurch was zu sparen gedenket, der betrügt sich sehr. Freylich ist die gute um zwey Drittheile theurer, als die schlechte; allein man braucht auch nur den vierten, oder sechsten Theil von der guten, um seinen Zweck zu erreichen, indessen dass man sich nie auf die schlechtere zuverlässig verlassen kann; ja öfters setzt man sich beym Gebrauche der letztern der Gefahr aus, ein neues Uibel zu veranlassen, statt das vorige zu heilen.

Vermöge genauer Beobachtungen und Versuche der Aerzte und Wundärzte ist es dermalen erwiesen, dass diese Rinde das beste Mittel in periodischen, in äusserlichen und innerlichen faulartigen Krankheiten aber eines der besten antiseptischen Mittel ist, dass es bey gewissen Wunden der Verderbniss vorbeugt, die Heilung befördert, und in der Entkräftung, die nach heftigem Blutverluste, oder bey starken Eyterungen sich einfindet, ein vortreffliches Stärkungsmittel abgiebt. Herr *Andoville* hat hierüber eine schöne Beobachtung aufgezeichet: Ein Mann bekam eine Schusswunde an der Schamgegend, die bis an's heilige Bein drang, und

sogar den Mastdarm mitverletzt hatte. *Andoville* suchte den Magen des Kranken mit Fieberrindetinktur zu stärken, damit die Verdauung befördert, und ein guter Milchsaft ausgearbeitet würde. Hierauf setzte der Brand Gränzen, und die Zufälle, so ihn begleiteten, liessen nach. Die Jauche, welche aus der Wunde rann, verwandelte sich in wenigen Tagen in ein dickes, gutartiges Eyter, und der Kranke genas. Der Autor erklärt sich, und sagt: es schiene in der That, dass die China ein innerliches Digestiv seye. *De la Martiniere* ist von der nämlichen Meinung; doch setzt er hinzu: bey Schusswunden dürfe man nicht ausser Acht lassen, die gequetschten, oder brandigen Theile, wenn's nöthig ist, gehörig zu erweitern, und die fremden Körper herauszuziehen. Wenn das Fieber und die Entzündung heftig ist, so solle man Aderlässe vornehmen, auch nie vergessen, den Leib offen zu halten: alsdann, sagt er, hält die Rinde die Kräfte aufrecht, oder stellt sie wieder her, und verschafft eine gute Eyterung.

Ramazzini versichert, die Rinde wirke in einigen Fällen, wie der Mohnsaft, sie lindere nämlich in gewissen Koliken, im Podagra, im Nierenwehe &c. die Schmerzen. Es ist wahr, vielleicht hebt sie nicht die Krankheitsursache, aber sie entkräftet selbe, und dadurch die Heftigkeit der Wirkungen. So räumt auch das Opium die Ursache nicht hinweg; allein genug, dass es die Schmerzen besänftiget, und dem armen Kranken Ruhe verschafft, ein Umstand, dadurch dem Anwachse des Reizes gesteuert, der grössere Zufluss der Säfte in

dem

dem kranken Theile verhindert, und dem ferneren Verluste der Kräften vorgebeugt wird. Auf diese Art gewinnt man indeſs Zeit, ſich ſodann anderer Mittel mit mehr Nutzen zu bedienen, und den Urſachen ſelbſt entgegen zu arbeiten. Ich habe dies mehr, als einmal in meiner Praxis erfahren. Im Feldzuge 1760 muſste ein Hauptmann auf einer Anhöhe eine Schanze errichten; er ſtand dabey viel Kälte aus, und bekam eine förchterliche Kolik, die auch ſonſt unter dem Namen *Kolik von Poitou* bekannt iſt. Er litte unleidentliche Schmerzen, und klagte dabey über eine auſſerordentliche Empfindlichkeit und Zuſammenziehen in allen Gliedern. Das Fieber war heftig, der Unterleib aufgeſchwollen und hart. Man machte ihm ein ſtarkes Aderlaſs am Arme, brachte ihm erweichende und blähungtreibende Kliſtiere bey, und machte Uiberſchläge von erweichenden Kräutern in Milch gekocht. In den erſten Tagen lieſs ich ihm einen Abſud von Eybiſch und Pappeln mit Manna reichen, davon er alle Stunde eine, oder zwey Schalen nehmen muſste. Hiedurch wurde der Leib offen gehalten, das Fieber und die Schmerzen lieſſen zwar nach, doch verloren dieſe ſich nie völlig, ſie kamen bald geringer, bald ſtärker zurücke, ohne jedoch gänzlich ausſetzen. Ich gab ihm alſo die ſchmerzſtillende Tinktur des *Sydenhams* zu 10 — 15 — bis 20 Tropfen in einem Kamillenaufguſſe, und zu anderen Malen in einer Emulſion aus ſüſſen Mandeln und Melonenkörnern, aber allzeit ohne Wirkung. Nach ſieben Tagen alſo, da ich ſahe, daſs die Schmerzen immer noch, obwohl in etwas geringerem Grade anhielten,

und auch das Opium da, wo es in so manchanderm ähnlichen Falle so mächtige Hilfe zu leisten pflegt, fruchtlos angewendet ward; so beschloss ich, den Kranken ein Quentchen China in Pulver nehmen zu lassen. Den ersten Tag nahm er drey Dosen, und schon begann er eine merkliche Erleichterung zu spüren, in drey Tagen war er von allen Schmerzen befreyt, und bekam solch eine Esslust, als er nie vorher gefühlt hatte. Indess liess ich ihn noch einige Zeit mit dem Gebrauche der Rinde fortfahren, um ihn vollkommen herzustellen; nachher erlaubte ich ihm auch den Tag über ein Gläschen Tokayer.

Es blieb aber im Beine sowohl, als im Arme eine Steifigkeit zurücke, wozu sich überdies ein kleiner Schmerz gesellte, so oft er eine starke Bewegung damit machte. Doch verschwand auch diese Unbequemlichkeit auf den Gebrauch etlicher warmer Bäder aus Wasser und Milch. Im Falle ein saurer Stoff sich noch in den Gedärmen vorfinden sollte, da mag die Rinde vielleicht dadurch, dass sie die Säure einsaugt, oder dass sie den Magen und die Eingeweide solchermassen stärkt, dass diese nun im Stande sind, die verdorbene Materie hinauszustossen, ihre Wirksamkeit ausüben: und von dieser Seite betrachtet, wird sie auch die Ursache der Kolik heben, oder verbessern können.

Es behaupten einige, die zweyte weisse Rinde von dem Weidenbaume, oder vom Eschenbaume besitze die nämliche Wirkungskraft, als die China. So halten eini-

einige auch die *Quassia*, wo nicht für wirksamer, doch wenigstens für eben so kräftig, als die China. Allein bey Seite gesetzt, dass diese wegen ihrer Seltenheit viel theurer ist, so versicherte mich der berühmte Professor der Chemie und Botanik, Herr *Jacquin*: er habe solche in *Surinam*, einer grossen Stadt im mitternächtlichen Amerika, in periodischen Krankheiten als ein Gegengift von einem Sklaven geben, und keine andere Wirkung darauf erfolgen sehen, als man von jedem andern bittern Mittel, das in ähnlichen Fällen angezeigt ist, erwarten könne. Andre bringen die Rinde von der wilden Kastanie in Form eines Pulvers in Vorschlag; doch ihre Heilkraft scheint nicht zu Genüge bestättiget zu seyn. H. D. *Collin* eignet der *Arnika* gleiche Kraft wie der China zu, und hat hierüber Beobachtungen angestellt.

Bey jenen, so aus Idiosynkrasie die China auf keine Art, und unter keiner Gestalt zu nehmen im Stande waren, hab ich die pulverisirte Kamillenblüthen in geringerer Dose als die Rinde gegeben, gar oft mit gutem Erfolge brauchen sehen. Auch ich wäre nicht entgegen, von allen diesen bisher erzählten Mitteln Gebrauch zu machen, im Falle man keine gute Rinde bekommen, oder sie der Kranke nicht würde nehmen können. Aber so lange die praktische Erfahrung uns nicht überzeugt, dass ihre beyderseitige Wirksamkeit in Rücksicht der Art und Stärke einander das Gleichgewicht halten; in so lange wird man mir's zu gute

halten, wenn ich mich in jedem Falle, wo ich die Rinde angezeigt finde, mich nur dieſer bediene.

Der gelehrte *Colombier*, der im letzten Kriege bey der franzöſiſchen Armee als Regimentschirurg gedienet, ſagt: ſeine eigne Erfahrung habe ihn überzeugt, daſs die Rinde eine ſtärkende, fäulniſswidrige, krampfſtillende Kraft beſitze, daſs ſie den Magen ſtärke, eine gute Dauung zuwegebringe, und gegen den Brand diene.

Der erfahrungsvolle *Macbride* rathet die peruvianiſche Rinde in faulen und bösartigen Fiebern an, um die Faſern und Gefäſſe zu ſtärken, und eine gute Kriſis zu erzwecken.

Der berühmte *Triller* führt auſſerordentliche Fälle an, worin ſich die China ſehr wirkſam gezeigt, und erweiſet hierin, daſs man ſie bey Kindern, bey Jungfern, bey Schwangeren, und bey Alten mit Nutzen gebrauchen könne.

Huxham rathet in jenem hartnäckigen Huſten, der auf die Pocken, oder Maſern zu folgen pflegt, die peruvianiſche Rinde mit dem Queckſilber an, und verſichert, daſs man mit dieſem Mittel ſelten ſeinen Zweck verfehle, indem es das Blut verdünne, und die Würmer abtreibe.

P. P.

P. P. *Molinelli*, angesehener Wundarzt in Bologna, hatte den Auftrag, über die Wirkung der China im Brande Versuche anzustellen: seine Beobachtungen wurden mit Beyfall aufgenommen, und den Kommentarien zu Bologna einverleibt. *Heister* heilte damit den Brand am Fusse bey einer Dame. *Werlhof* lobt sie im kalten Brande, in faulartigen Geschwüren, die von einer Versetzung in Fiebern entstehen, und in Drüsengeschwülsten, die ein krebsartiges Aussehen haben.

Blauchon war mit dem Gebrauche der China bey einer Kindbetterinn so glücklich, dass er sie ein göttliches Mittel nennet. Die ganze Geschichte ist diese: die Kranke lag an dem Milchfieber darnieder, ohne dass man ein Vorfliessen der Milch gewahr wurde. Der Wochenfluss (*Lochia*) hielte bis zur Zeit an, wo sonst die Genesung hätte erfolgen sollen; allein die Kranke kam zu keinen Kräften, und die grosse Schwachheit mit einem schleichenden Fieber zwangen sie, das Bette zu hüten. Auf einmal schwoll ihr der Bauch unter grausamen Schmerzen an, ein heftiges Fieber mit grossem Durste gesellte sich dazu, sie fühlte eine ausserordentliche Mattigkeit und neue Beschwerde, den Urin zu lassen, die Nächte waren schaflos, und alle Kraft, sich zu bewegen, dahin. Diese Zufälle wuchsen von Tag zu Tage mehr an, und zwey Stunde nach dem Mittagessen wüteten die Schmerzen am heftigsten.

Alle diese Erscheinungen zeigten von einer Entzündung im Unterleibe, davon er ungeachtet alles mög-

lichen Nachforschens keinen andern Grund anzugeben wuſste, als eine Verſetzung der eingeſogenen Milch auf die behafteten Theile. Nach dieſem Geſichtspunkte verordnete er Aderläſſe, und wollte dadurch die Plethora, welche die dem Geblüte beygemiſchte Milch erzeugt hatte, vermindern, dabey bediente er ſich erweichender, verdünnender und gelind abführender Mittel, und lieſs noch überdies erweichenne Bähungen auf den Unterleib überſchlagen. Dieſe Methode war freylich hinreichend, der Hauptanzeige Genüge zu leiſten, und die Heftigkeit der Zufälle zu lindern, nichtsdeſtoweniger ſtellten ſich die Schmerzen alle Tage und Nächte beynahe um die nämliche Stunde ein. *Blauchon* ſahe nun, daſs die Zufälle eine Periode beobachteten, und gab daher die China mit Rhabarber verſetzt. Hierauf erfolgte alsbald die beſste Wirkung. Die Zufälle fiengen an nachzulaſſen, in wenigen Tagen brach ein Schweiſs hervor, und die Zufälle verſchwanden.

Wir haben im zwölften Hauptſtücke des erſten Bandes geſehen, welche Aufmerkſamkeit der Fall, wo die Milch in den Brüſten ſtocket, und ſelbe (oder auch Eyter) in's Blut zurückgeſogen wird, verdiene. Die peruvianiſche Rinde iſt hier gewiſs das einzige, oder doch wenigſtens eins der wirkſamſten Mittel. Ich habe von dem Nutzen, der auf den Gebrauch dieſes Mittels in derley Vorfallenheiten und dem Schaden, der auf die Hintanſetzung deſſelben erfolget, in meinen *mediziniſch - chirurgiſchen Reflexionen* überzeugende Beweiſe angeführet. Wie mancher mitleidens-

würs-

würdige Kranke starb vor Entdeckung dieses göttlichen Mittels dahin? Wie mancher auch nachher, bloss weil der Arzt seine Heilkraft nicht kannte? Um sich hievon zu überzeugen, darf man nur die Autoren lesen, welche zur Zeit geschrieben haben, ehe diese Rinde in Europa bekannt wurde, oder ehe man in ihre Kräfte hinreichendes Zutrauen setzte, und man wird nicht ohne Schrecken finden, welche Verwüstungen die Brandarten damals anrichteten; wie viele zu Grunde gehen mussten, weil sie der Hilfe eines Mittels entbehren mussten, womit man heutiges Tages nach Vernunft und Erfahrung die nämlichen Uibel zu heilen weiss. Gewiss die China hat alle die kriegerischen Anfälle ausgestanden, womit man von jeher jede neue Entdeckung zu bestürmen pflegt. Dem *Torti* hat man von allen Seiten widersprochen, als er sie zu geben anfieng, und ihren Gebrauch in periodischen Fiebern vorschlug. *Russwort* und *Amyand* hielt man gar für Schwärmer, und wenige von ihren Zeitgenossen wollten sich ihrer im Brande bedienen, wie man dieses in *Quesnay* nachsehen kann.

Die berühmten Aerzte *Clossius* und *Bruckmann*, Räthe bey den Sanitätsanstalten und Direktoren im Kontumaz zu Kronstadt in Siebenbürgen, versicherten mich, dass unter allen Arzneyen, wovon man in der Pest 1770 und 71 Gebrauch gemacht, die Rinde aus *Peru*, der Vitriolgeist und der Kampfer noch die besste Wirkung thaten. Es ist aber auch wahr, dass die am glücklichsten waren, welche von Chirurgen behandelt wurden, indem die Behandlung der Leisten- und Pestbeu-

len

len das wichtigſte Geſchäft bey der ganzen Kur ausmachten. Ich habe ſelbſten mit Kontumazchirurgen geſprochen, welche dergleichen brandartige Bubonen und Peſtbeulen zu beſorgen hatten, und ſie mit der Rinde geheilet haben. War keine Eyterung zugegen (ein tödliches Zeichen), ſo gaben ſie ihren Kranken dieſes Mittel, und ſobald es genugſame Friſt zu wirken bekam, ſo ſtellte ſich eine gute Eyterung ein, nnd die Heilung erfolgte gewiſs. So war einer von dieſen Chirurgen, ungeachtet er ganz empyriſch zu Werke gieng, bey ſeinen Patienten am glücklichſten. Sobald er ſah, daſs die Leiſtenbeulen von den Schröpfköpfen, oder der Baſilikumſalbe, oder den Zwiebelpflaſtern ſich nicht erheben wollten; nahm er die ganze Geſchwulſt mittels eines glühenden Eiſens hinweg, und zwang hiedurch die Natur zur Eytermachung, und bey dieſer Behandlung ſtarben ihm wenige.

Wenn demnach die Wirkungen, welche die erſten Meiſter in der Heilkunde der peruvianiſchen Rinde zuſchreiben, nicht eingebildet, ſondern *reell* und durch die Erfahrung ſo vieler Augenzeugen auſſer allen Zweifel geſtellt ſind; wer wollte alsdann noch Anſtand nehmen, in den Fällen, wo eine groſſe Verderbniſs zugegen, beſonders aber im feuchten und kalten Brande ſich ihrer vor allen anderen fäulniſswidrigen Mitteln vorderſamſt zu bedienen? Indeſs iſt dies nicht ſo zu verſtehen, als wenn man bey ihrem Gebrauche andere Mittel, die zur gröſſerer Wirkſamkeit der Rinde etwas beytragen können, nicht auch zu gleicher Zeit zu

Hil-

Hilfe nehmen dürfe. So muſs auch die Lebensordnung dem Zuſtande des Kranken angemeſſen ſeyn, u. ſ. w. Schreiten wir nun zur Unterſuchung der Arten, nach welchen ſich die Rinde zubereiten läſst, und in welchen Doſen ſie jedem Alter und Geſchlechte kann gegeben werden.

Die China iſt (wie ſchon oben geſagt worden) die zwezte Rinde eines Baumes, und der Farbe nach dem Zimmet ähnlich. Die feinſte iſt die beſste, weil ſie vom Gipfel des Baumes, oder vom Ende junger Reiſiger genommen wird. Je bitterer ſie iſt, und je mehr ſie, wenn man ſie koſtet, die Zunge zuſammenziehet, deſto wirkſamer iſt ſie. Die Art, ſie zubereiten, iſt verſchieden; friſch pulveriſirt iſt ſie am beſsten. Einige käuen ſie, andere nehmen ſie in Oblaten eingewickelt. Zu den übrigen gewöhnlichſten Präparaten gehöret die Tinktur, der Abſud, das Extrakt, und das *weſentliche* Salz (welches aber hier im uneigentlichen Sinne muſs genommen werden). Man läſst ſie in gemeinen Waſſer nehmen, ſetzt etwas Syrup hinzu, um ſie angenehmer zu machen. Man giebt ſie auch im Weine, oder macht Pillen daraus, oder Lattwerge u. ſ. f. *Bernard Ramazzini* rathet ſie auch, in Kliſtiren beyzubringen, doch nur bey ſolchen, welche keines der beſagten Präparaten durch den Mund zu nehmen im Stande ſind. So iſt ſie auch nach ſeinem Rathe ein kräftiges Mittel gegen jede Gattung von Würmer ſowohl bey Kindern, als Erwachſenen.

Wenn

Wenn ein Säugling vom Brande, oder einer periodischen Krankheit befallen wird, so ist es zur Heilung hinreichend, wenn man sie der Säugamme giebt. Sollte diese aber zufälliger Weise selbe nicht nehmen können, so macht man aus der Tinktur und Zucker einen Saft, den alsdann das Kind zu kleinen Kaffeelöffelchen gerne nehmen wird.

Ein gewisser Arzt zu Königgrätz, Namens *Schlemer*, hatte über die Art, nach welcher er die Rinde für seine Patienten zubereiten pflegte, eine besondere Idee. Erst that er zwey bis drey Unzen Chinapulver in eine starke gläserne Flasche, und goss Wasser darauf, doch so, dass der Hals leer bliebe. Dann machte er sie an einen Flügel von einer Windmühle fest, und liess sie 24, auch 48 Stunde daran, damit auf diese Art eine Zerreibung vor sich gienge. Hierauf nahm er sie, und gab sie seinen Patienten. Auf diese Art zubereitet sollte sie seiner Aussage nach viel geschwinder und kräftiger wirken, als auf sonst irgend eine andere Art.

Unter allen Präparaten ist das *wesentliche Salz* (*Sal essentiale*) am theuersten und am wenigsten wirksam. Man reibt nämlich das Pulver (drey, oder vier Stunden lange wenigstens) in einem Mörser mit Wasser wohl ab, dann söndert man das Wasser davon, setzt es an's Feuer, und läst es abdampfen. Das Salz fällt sodann zu Boden, und schiesst, wenn man's in Keller thut, nach Art der übrigen Salzen zu Kristallen an.

Am

Am beſsten thut man, wenn man dabey folgendermaſſen zu Werke geht. Man läſst nämlich das Pulver durch 5 bis 6 Stunden mit dem Waſſer ſieden. Dadurch entwickeln ſich die harzigen Theile, die ſodann oben auf dem Waſſer ſchwimmen, und die man auf einen Teller von Porzellän, oder ſonſt einer glasartigen Materie abſchüttet, und in der Luft ausraucheu läſst. Es bleibt ſodann etwas Talkartiges zurücke, das man zerreiben kann, und das nichts anders, als die Harztheile der Rinde ſind, die unter dem Namen *weſentliches Salz* bekannt ſind. Aber es iſt gewiſs, daſs in dieſen Harztheilchen die gröſste Wirkſamkeit der ganzen Rinde enthalten iſt, und ich glaube daher, daſs das zurückgebliebene Dekokt wenige, oder gar keine Kräfte mehr beſitze. Dieſes ſogenannte Salz kann man Kindern zu 6 bis 8; Erwachſenen hingegen zu 15, 20 bis 30 Gran des Tags hindurch geben, doch iſt die Wirkung davon nicht ſo auffallend, als wenn man ſie im Pulver giebt. Indeſs kann man bey Kindern und bey ſolchen, welche gegen andere Arzneyen einen unwiderſtehlichen Eckel haben, mit Nutzen Gebrauch davon machen: denn da dieſes Salz in kleinen Doſen genommen werden muſs, ſo läſst es ſich leichterdings, wenn's nöthig iſt, unter irgend einer anderen eſsbaren Sache verlarven, ſo daſs es der Kranke gar nicht merket, oder doch mit wenigem Widerwillen verſchlucket.

Man kann auch dieſe Präparaten mit anderen Mitteln, welche den Krankheiten, die noch beym Brande zugegen ſeyn können, angemeſſen ſind, verbinden.

So

So vermiſcht man ſie z. B. bey heftigen Quetſchungen mit gemeinem Honig; bey waſſerſüchtigen, oder katarrhöſen Zufällen mit Meerzwiebel - oder Zeitloſenhonig, oder mit Amoniakgummi. Denen, die an trägem Stuhlgange, oder an Verſtopfungen leiden, kann man ſie mit etwas Rhabarber, oder in Verbindung feuerbeſtändiger Salze, wie das vom Wermuth - oder Tauſentguldenkraut, oder auch das Polychreſtſalz iſt, geben. In chroniſchen Krankheiten, oder wenn Entkräftung mit Magerheit zugegen, und es um Nahrung und Wiederherſtellung der Kräften zu thun iſt, läſst man zu gleicher Zeit die Milchkur gebrauchen.

Man muſs Acht haben, daſs die Rinde von der beſsten Gattung, gehörig zubereitet, und ſehr fein ſey. Bey ihrem Gebrauche muſs man auf Alter, auf die Kräften und übrige Umſtände Rückſicht nehmen. Man giebt ſie in Subſtanz, oder in einer Lattwerge von einem Skrupel bis zu einem Quentchen (*pro Doſi*) ein- oder zweymal des Tags über, und wenn die Gefahr dringend iſt, alle zwey, oder vier Stunde. Die Tinktur kann man von einer Unze bis zu dreyen, und das Extrakt von einem bis zu drey Skrupel den Tag hindurch nehmen laſſen.

Es kann ſich der Fall (ob er gleich ſelten iſt) eräugnen, daſs der Kranke einen natürlichen Widerwillen gegen die China äuſſert, ſo wie es manche giebt, die für andere ganz unſchuldige Dinge einen Abſcheu haben. In dieſem Falle muſs man ſich zu allererſt zu

über-

überzeugen suchen, ob dieser Widerwillen bloss angenommen, zufällig, oder ob er wirklich gegründet ist: in dieser Absicht verbirgt man die Rinde unter der Larve eines andern Medikaments, und macht damit einmal einen Versuch. Gelingt er das erste Mal nicht, so wiederholt man ihn den andern, oder den dritten Tag darauf. Sträubt sich der Kranke dennoch dagegen, so ist es ein Zeichen, dass die Natur darwider ist, und man muss alsdann mit diesem Mittel aussetzen, und zu anderen seine Zuflucht nehmen, sonst wird man mit all seiner Mühe nichts gewinnen, denn nach dem Ausspruche des *Celsus* darf man von jenen Arzneyen, gegen welche sich die Natur sträubt, keine gute Wirkung erwarten.

So wurde einer Gangrän, die nach einem Blasenpflaster, das man in Petetschen gesetzt hatte, entstanden, und sehr beträchtlich war, mit grossen Gaben vom Absude und der Tinktur der China entgegen gearbeitet. Alles schien sich zu einer guten Eyterung anzulassen, ja es geschahe eine wirkliche Absönderung, und ungeachtet der misslichen Umständen, worin sich der Kranke befand, schien alles einen glücklichen Ausgang zu versprechen; als auf einmal dem Kranken ein solcher Eckel anwandelte, dass er die Rinde schlechterdings nicht mehr zu nehmen im Stande war. Verschlimmerung der Zufälle und ein baldiger Tod waren die Folgen davon. Bey Gelegenheit dieser Geschichte, welche der berühmte *Pringle* anführt, sagt er zugleich, dass er ein Mittel ausfindig gemacht habe, diesem Eckel

zuvorzukommen. Man müſſe nämlich die China mit einem Schlangenwurzeldekokt vereinen, und ſo geben.

Eine andre Geſchichte hierüber hat der gelehrte *Michael Rota* aufgezeichnet. Er wollte einem Mädchen, das in einem Anfalle von Hiſterie an Krämpfungen, und anderen förchterlichen und ganz auſſerordentlichen Zufällen litte, die China reichen. Alletn ſie konnte nicht einmal den Geruch davon vertragen, geſchweigen zu ſich nehmen. Endlich geſellte ſich zu den übrigen Zufällen eine gänzliche Taubheit. Der Gedanke von Taubheit, und daſs dieſer Zuſtand auf immer fortwähren könnte, überwand bey ihr alle Bedenklichkeiten, Sie verſuchte auf's neue die Rinde, verſchluckte ſie. und vertrug ſie ohne Mühe. Ja (ich weiſs nicht, ob man darüber ſtaunen, oder lachen ſoll) ſie nahm ſie itzt recht gerne, und genas vollkommen. Dieſe Beobachtung iſt belehrend für uns, und zeiget, wie man die Natur zu Zeiten gleichſam verſuchen müſſe, um zu erſehen, ob ſie in der gehörigen Verfaſſung, und bereit ſeye, Arzneyen anzunehmen. Sie ſcheint auch bey gewiſſen Zeiten ihre eigne Laune zu haben, wenigſtens dünkt es uns ſo, und doch wenn man die Sache genau unterſuchet, ſo findet man, daſs ſie nicht ganz ohne Grund handle. Man muſs ſich jedoch hüten, daſs man die Rinde nicht in zu ſtarken Doſen reiche, und dadurch ſelbſt die erſte Urſache des darauf folgenden Eckels abgebe. Auch darf der Chirurg den Kranken nicht hilflos laſſen, wenn vielleicht ſeine Natur dies Medikament auf gar keine Art vertragen ſollte. In dieſem Falle muſs er

lieber

lieber zu anderen Mitteln von ähnlicher Wirkung ſeine Zuflucht nehmen. So wird oft ein Löffel voll guten rothen Weines, wenn eine groſſe Schwachheit zugegen, ein trefflich herzſtärkendes Mittel abgeben. Die Enzianwurzel, die pulveriſirten Kamillenblumen, oder etliche Tropfen vom verſüſsten Vitriolgeiſte mit Waſſer genommen, werden gewiſs auch nicht zweck - und fruchtlos ſeyn.

Die China kann ſchädlich werden, wenn ſie zur unrechten Zeit gegeben wird, oder wenn ſie gegeben wird, bnvor der Körper dazu gehörig vorbereitet worden, im Falle die Umſtände dies erfordert hätten. Daher ſagt *Platner* ſo richrig, als ſchön: die Hilfsmittel, welche die Arzneykunſt darbietet, ſind vortrefflich und von entſchiedenem Nutzen, wofern ſie im rechten Zeitpunkte angewandt werden; aber ſie können auch anderſeits unendlich ſchaden, wenn ſie auſſer der Zeit angebracht werden.

Obgleich die Rinde eines der ſicherſten und einfachſten Mitteln iſt, ſo kann ſie doch bey einem einzelnen Menſchen, vermöge einer beſondern unerklärbaren Idioſynkraſie, eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. So kann ſie z. B. einen Bauchfluſs verurſachen, der gewiſs hier am unrechten Orte iſt, beſonders wenn der Körper ſchwach, oder ein trockner Brand zugegen iſt, und wo man mit allen Kräften arbeiten muſs, die Säfte zu erhalten, und eine Eyterung hervor-

zubringen. Gewiſs iſt es, daſs in ſo einem Falle die Rinde mehr Schaden, als Nutzen ſtiften muſs. Und wenn einer, ungeachtet er offenbar einſähe, daſs ſie hier Schaden bringen müſste, dennoch mit dem Gebrauche davon widerſinnig fortfahren wollte, dürfte der wohl alsdenn das ſchuldloſe Mittel anzuklagen berechtiget ſeyn? Man muſs auch darauf ſehen, ob die Rinde wohl pulveriſirt, und ob es keine von der ſchlechten Gattung ſeye, denn hieraus können ebendergleichen unangenehme Folgen entſtehen. Doch habe ich beobachtet, daſs ſie einige purgiret, wenn ſie im Waſſer genommen wird, ein Zufall, dem man dadurch ausweichen kann, wenn man ſie im Weine, oder mit ein wenig Theriak nehmen läſst. Sie darf nie zu ſtark purgiren. Ein, oder zwey Stuhlgänge machen nichts; auſſer daſs ſie vielleicht langſamer wirkt, hat man doch keine ſchädliche Folgen zu befürchten. Andere können zwar das Pulver nicht vertragen, nehmen aber die Tinktur, oder das Extrakt ohne Beſchwerniſs. Der kluge Arzt wird daher die Natur ſeines ihm anvertrauten Kranken auszuſpähen, und ſich nach ihr zu richten ſuchen.

Für die, ſo bey Behandlung des Brandes ſich ſo ſehr von einer feuchten Luft föschten, werde ich zum Troſte einige Worte aus dem *Ramazzini* anführen: Die Rinde aus Peru, ſagt dieſer, bringt immer eine gute Wirkung hervor, ſie mag bey feuchter, oder trockner Witterung gegeben werden, und *Arbutnot* behauptet,

daſs

daſs ſie gegen die ſchlimmen Wirkungen, die aus einer verderbten, verpeſteten Luft entſtehen können, eine ſpezifiſche Kraft beſitze.

Was den äuſſerlichen Gebrauch von dieſem Hilfsmittel betrifft, ſo werden wir hievon in folgendem Hauptſtücke Erwähnung thun.

 FUNF-

FÜNFTES HAUPTSTÜCK.

Vom feuchten und trocknen Brande, und seiner Heilart.

Was der feuchte Brand eigentlich seye, ist schon im ersten Hauptstücke erklärt worden. Es geht hier gleichsam eine Maceration in den festen und flüssigen Theilen vor, der Kreislauf hört auf, die Gefässe ersterben, und die Säfte gehen in Faulniss über. Diese Gattung Brandes hat in den allgemeinen Bedeckungen ihren Sitz, vorzüglich aber nimmt sie die Fetthaut ein, durch dieses Verderbniss wird der abgestorbene Theil weich und breyartig.

Die Erfahrung lehrt bis zur Uiberzeugung, dass auch in dem gesundesten Körper Ruhe und Hitze allein eine Fäulniss in den Säften hervorzubringen vermögend sind. So sieht man einen Ertrunkenen, der aus dem Wasser an's Land gebracht wird, in wenigen Tagen faulen, und das bloss wegen der Stockung des Blutes und Wärme der Atmosphäre; diese Veränderung wird um so schneller und leichter erfolgen, je wärmer und feuchter die Atmosphäre ist. Herrscht aber eine ausserordentliche Hitze, und ist sie dabey trocken, dann verfliegen die flüssigsten Bestandtheile der Säfte, und die

übri-

übrigen dichtere erhärten ſich mit den Gefäſſen ſelbſten. So ſehen wir das Blut, welches bey Hämorrhoidalzuſtänden, oder bey Quetſchungen ſich einige Tage in den zuſammengeſchnürten Gefäſſen aufhalten muſs, in Verderbniſs übergehen, und die Bedeckungen ſelbſt in der Folge angreifen. Bey einer Schlagadergeſchwulſt wird es durch die Verweilung in dem Sacke ſo äuſſerſt ſcharf, daſs es die angränzenden Theile angreift, ja die Knochen ſelbſten nicht verſchonet. Eben ſo verliert ein anfangs guter Eyter durch den längeren Aufenthalt im Eyterſacke ſeine wohlthätige Eigenſchaft, ändert ſich nach und nach ſo um, daſs alles, was in der Nähe iſt, und (im Falle er in das Blut geſogen wird) die entfernteſten Theile davon leiden müſſen. Das Nämliche beobachtet man bey der Waſſerſucht der Bruſt, oder des Bauches, wenn das ergoſſene Gewäſſer zu lange in dieſen Höhlen verbleibt. Verderbniſs der ausgetretenen Feuchtigkeiten und darauf folgende Anfreſſung der Gefäſſe ſind die unvermeidlichen Folgen hievon, ſelbſt die Operation (*Paracentheſis*), wodurch dem Waſſer ein Ausgang verſchaffet wird, wird alsdann nichts mehr frommen, und der Kranke wird ohne Rettung verloren ſeyn. Die Jauche, welche aus einem Krebsgeſchwüre ſippert, iſt von ſolch einer unglaublichen Schärfe, daſs ſie wie wahres Scheidewaſſer alles, was ſie nur berührt, anfriſst, ja die ganze Saftmaſſe vergiftet, wenn nur etwas weniges davon in's Blut tritt, und ſo die Ausrottung ſelbſten unnütze macht. Und doch läſst ſich meines Erachtens nicht gerade zu läugnen, daſs dieſe geſtockten Säfte, welche nachher dies ſchreck-

liche Uibel zu erzeugen vermögend sind, anfangs dem grössten Theile nach nicht ganz gutartig sollten gewest seyn. Ohne Zweifel ist ihr langer Aufenthalt in einem drüsigen Theile eine der Hauptursachen von einer so bösartigen Umänderung.

Die besondere Art des Verderbnisses, welche verschieden seyn kann, wird von der Natur der stockenden Säfte bestimmt, doch muss man zugleich die Länge der Zeit, die Theile, welche sie einnehmen, und die übrige Beschaffenheit des Körpers in Erwägung ziehen. Alle Ausartungen aber, sie seyen von welcher Art sie wollen, haben dies mit einander gemein, dass sie mit der Zeit immer ärger werden, wenn man ihnen nicht bey Zeiten mit angemessenen Mitteln entgegen arbeitet. So verdirbt z. B. ein kariöser Zahn die übrigen, so ihm am nächsten sind, und ein fauler Apfel steckt bloss durch die Berürung hundert und hundert andere an. Auf eben die nämliche Art wird ein anhebender Brand, besonders der feuchte, sich leichterdings in die angränzenden Theile verbreiten, wenn er Nahrung dazu im Körper findet. Die Fäulniss, so sich anfangs an den Endungen der kleinsten Gefässe befindet, wird sich den grösseren und den Stämmen selbst endlich mittheilen. Und so lange das Brandige sich nicht in einem gewissen Umfange von dem Gesunden zu sondern anfängt, und (welches das Hauptsächlichste ist) so lange nicht ein gesunder, rother, frischer Grund zum Vorschein kömmt; in so lange kann man noch nicht sagen, dass der Brand Gränzen gesetzt habe

Ja

Ja die Erfahrung hat gezeigt, daſs ſogar ein Fuſs, der mit Brandblaſen beſetzt iſt, bloſs durch die hier ſchädliche Nachbarſchaft dem andern ſein Gift mitgetheilt, und eben dergleichen Blaſen auf ihm hervorgebracht habe, obgleich vorher nicht die geringſte Spur davon zu entdecken war. Dieſes als wahr zum voraus geſetzt, um wie viel leichter muſs nicht die Anſteckung bey einem ſchon anerkannten wirklichen Brande geſchehen können, wenn er einen geſunden Theil berühret, und man nicht die Vorſicht gebraucht, ihn ſogleich zu reinigen. In wenigen Stunden werden Brandblaſen zu Vorſcheine kommen, die von den erſten bloſs dadurch, daſs ſie nicht ſo ſchlimme Folgen nach ſich ziehen, unterſchieden ſind.

Doch dies ſind bey weitem noch nicht die Uibel alle, welche die Fäulung im Gefolge hat. Wenn ein Kranker mit dem feuchten Brande in einem Zimmer lieget, in welchem noch andere mit Geſchwüren ſich befinden, ſo können dieſe bloſs durch die verdorbene Luft, die durch die faulen Ausdünſtungen erzeugt wird, und die ſich durch den Geruch ſchon augenſcheinlich zu erkennen giebt, ausarten, in Verderbniſs, oder in den feuchten Brand übergehen, beſonders wenn eine Anlage zur Kachexie, oder zum Scharbock in dem Körper vorhanden war. Wird man gar in die unglückliche Nothwendigkeit verſetzt, zwey Kranke in ein Bett zu pfropfen, wie dies auch zu Zeiten in Spitälern geſchieht, wo nicht die beſste Einrichtung herrſcht; dann wird die Fäulniſs um ſo mächtiger um ſich grei-

 fen,

fen, und man wird mit den besten Mitteln dagegen nicht viel ausrichten, wofern man nicht auf die Vereinzelnung der Kranken und die Reinigung der Luft bedacht ist.

Es sind einige der Meinung, der Brand habe auch dann, wenn er von einer innern Ursache herrüret, einen gewissen bestimmten Zeitraum, wo er immerfort zunähme, alsdann aber lasse er auch ohne Beyhilfe der Kunst von selbsten nach: und man muss zur Ehre der Wahrheit bekennen, dass dies zu Zeiten geschieht. Der Brand steigt bis auf einen gewissen Grad, und dann steht er von freyem stille. Man hat sich hievon durch Beobachtungrn bey solchen, die man, nachdem es der Zufall, oder die dasigen Umstände erheischten, bloss der Natur überlassen musste, genugsam überzeugt. Aber man kann auch zur Ehre der Wahrheit nicht läugnen, dass der Brand Riesenschritte macht, wenn er verabsäumt wird, dass manche aus diesen unglücklichen, aller Hilfe entblössten Kranken schon faulen, während sie noch leben, bis sie endlich den gräslichsten Tod sterben. Von diesen schaudernden Scenen mögen die Feldchirurgen zeugen, wenn nach vorgefallenen Schlachten die Verwundeten aus schlechter Veranstaltung, oder einem andern Etwas drey — vier Tage lange ohne Hilfe bleiben mussten. — Und der Schluss hieraus: Sollte es wohl bey so bewandten Umständen nicht besser seyn, zu Mitteln, die uns die Kunst anrathet, seine Zuflucht zu nehmen, als die ganze Sache der Natur allein zu überlassen, bloss weil man vermuthen könnte, es därfte

viel-

vielleicht hier der Fall ſeyn, wo ſie ſich ſelbſten zu helfen vermögend wäre.

Iſt aber der Brand von einer äuſſern Urſache, z. B. von einem reizenden Körper entſtanden, und hat *man* ſonſt nichts von irgend einer üblen, im Körper ſchon eingewurzelten Anlage zu befürchten, mit einem Worte: kann man mit Grunde hoffen, daſs äuſſere Mittel zur Heilung hinreichend ſeyn werden; alsdann ſoll man nicht den armen Kranken zur Unzeit plagen. Doch kann man hier nicht behutſam genug zu Werke gehen, beſonders wenn die Krankheit erſt im Beginnen iſt, und von einer inneren Urſache herrüret; denn in dieſem Zeitpunkte genügen auch wenige Mittel, dem weiteren Fortſchreiten der Krankheit vorzukommen. Iſt dieſe aber ſchon bis auf einen beträchtlichen Grad geſtiegen, und man hat im Anfange gleich die gehörige Hilfe verabſäumt, ſo hatten indeſs die vorbereitenden ſowohl, als die Gelegenheitsurſachen Zeit gewonnen, mit neuen Kräften zu wirken, und das Uibel, das mittlerweile mit ſchnellen Schritten zur fürchterlichen Gröſſe gediehen iſt, zeigt ſich nun oft gegen die auserleſenſten Mittel, gegen alle angewandte Mühe widerharrig. Denn ſo wie die erzeugenden Urſachen wachſen, oder zu dieſen neue ſich hinzugeſellen; eben ſo wird die Krankheit ihren Lauf beſchleunigen. Daher muſs einem erfahrnen Chirurgen nicht genug ſeyn, die wirklich gegenwärtigen Urſachen zu entkräften, oder zu heben, ſondern er muſs auch darauf bedacht ſeyn, wie er jenen Zufällen, die ſich vernünftiger Weiſe befürchten.

lassen, so viel, als möglich, entgegen arbeiten und vorbeugen könne. Und für den Mann, der eine vieljährige Erfahrung mit der Gabe, richtig zu schliessen, und einem gesunden praktischen Urtheile verbindet, wird es nicht gar schwer seyn, mit seinem Blicke in die Zukunft zu dringen, und in einer weiten Ferne einige der Ursachen und Zufälle vorher zu sehen, die sich dem Brande beygesellen, und ihn verschlimmern können. Hiedurch wird er viel gewinnen, er wird sich auf diese Art in Stand gesetzt sehen, die ganze Kur geschwinder und mit grösserem Glücke zu vollenden.

Bey Zergliederung der Ursachen des Brandes haben wir gesehen, dass die vorbereitenden und veranlassenden Ursachen mannichfaltig seyn können. Was aber die nächste Ursache betrifft, so finden wir derer nur eine zweyfache Gattung: die *Fäulung* und die *Austrocknung* irgend eines weichen Theiles. Da aber diese beyde Arten von entgegengesetzter Natur sind, so fodert die Vernunft, dass auch jede besonders abgehandelt werden müsse, absonderlich wenn man auf die äussere Hilfsmittel einen Seitenblick wirft. Eben so lassen sich auch die inneren Arzneyen in beyden Fällen, wenn nur die Ursachen aus dem nämlichen Grunde herrüren, mit gleichem Nutzen anwenden. Nur muss die Art, sie zu brauchen, nach Umständen verschieden seyn. Ich erkläre mich: Gesetzt, es folge auf eine Entzündung, die noch wirklich zugegen wäre, der Brand; so müsste man dieser Ursache erweichende, kühlende, verdünnende, schmerzstillende Mittel entgegen setzen, so wie sol-

ſolche am gehörigen Orte ſind angezeigt worden. Wäre der eingeſchloſſene Eyter in einem Abſzeſſe Urſache daran, daſs die ganze Geſchwulſt in Fäulung übergienge, oder davon bedrohet würde, ſo müſste man ihm einen Ausgang zu verſchaffen ſuchen. Im Falle aber der Brand von einer Auflöſung der Säfte und einem Mangel an Kräften herrürte, ſo wären hier ſtärkende, fäulniſswidrige und herzbelebende Mittel angezeigt, ungeachtet gegenwärtiger Zuſtand vielleicht nur eine Folge von einer vorhergegangenen Entzündung, oder einer andern Urſache und durch eine Veränderung in den Grundtheilen des ganzen Körpers hervorgebracht worden wäre. Hätten die wirkenden Urſachen in irgend einer Schärfe, es ſeye, daſs dieſe von jeher in der Saftmaſſe eingewurzelt, oder durch Einſaugung, oder auf eine andre Art in ſelbe übergetragen werden, ihren erſten Grund, ſo müſste man dieſe Bösartigkeit zu entkräften, und die Säfte zu verbeſſern, Bedacht nehmen.

Schreiten wir nun näher zur Heilart. 1) Vor allen anderen muſs man beſorgt ſeyn, daſs die Kranken eine reine, öfters erneuerte Luft einathmen, und im Falle ſie ihrer zeither hätten entberen müſſen, ihnen ſogleich ſolche zu verſchaffen ſuchen, damit wenigſtens dem Anwachſen des gegenwärtigen Uibels geſteuert werde. 2) Muſs man auf den leidenden Theil ſelbſten die gehörige Mittel anwenden, ſo wie ſie nämlich der Natur des Brandes am angemeſſenſten ſind. 3) Muſs man eine den Umſtänden angemeſſene Ordnung im Eſſen und Trinken zu treffen, Seelen- und Körperruhe

her-

herzustellen suchen. 4) Ist eine innere Ursache vorhanden, welche den Brand erzeugt, unterhält, oder vermehrt, so muss dieser entgegen gearbeitet werden, sonst wird alles andre Streben fruchtlos seyn.

Wir werden zuerst von der Kurart des feuchten, dann jener des trocknen, reden.

Was für eine höchst nothwendige Sache es um eine gute und oft erneuerte Luft seye, und wie viel darauf ankomme, seine Kranke vor einer verdorbenen Luft zu verwahren, ist zu bekannt, als dass ich mich hierüber weitschichtiger ausdehnen sollte. Am wichtigsten ist dies Element für Lungen, Magen, ja für die ganze Peripherie des Körpers in Rücksicht des mächtigen Einflusses auf die Theile. In der Reflexion über dieses Hauptstück werden wir diesen Punkt besser aus einander zu setzen uns bemühen.

Zu den örtlichen Hilfsmitteln gehören die Bähungen entweder aus der Rinde allein, oder in Verbindung mit einfachen, oder zusammengesetzten Weingeiste (an dessen Statt man sich des Wachholder-oder des Muttergeistes bedienen kann), ferner mit dem Balsame des Innozenz, oder einer Tinktur von Mirrhen, Aloe, u. s. f. Diese geistige Mittel kann man für sich alleine gebrauchen, oder mit gemeinem Honig, oder mit Rosenhonig vermischen. Statt eben genannter kann, im Falle man lieber will, die Storaxsalbe, oder die so genannte grüne, oder ägyptische Salbe, oder auch blosser

Ter-

Terbenthin auf Leinwandfasern geſtrichen ebendieſelben Dienſte leiſten. Hierüber läſst man einen Umſchlag vom Chinadekokt, oder einem Abſude von anderen fäulniſswidrigen aromatiſchen Pflanzen, z. B. vom Lachenknoblauch, Rosmarin, Kamillen, Salbei, Rauthe, Lavendel, weiſſer Andorn, Hyſop, Lorber, Bertram, u. ſ. f. anbringen. Dieſe Kräuter werden mit Waſſer, oder Wein gekocht, je nachdem es die Umſtände fodern, und in Geſtalt einer Bähung, oder mit einem Zuſatze von Bohnenmehl, Rocken- oder Feigbohnenmehl, die man ebenfalls abwechſelnd mit Waſſer, Milch, oder auch mit Weine (wenn eine groſſe Erſchlaffung zugegen ſeyn ſollte) ſieden läſst, in Form eines Breyumſchlages auf den brandigen Theil übergeſchlagen; beſonders iſt dieſe letztere Zubereitungsart (die Bähungen nämlich und Breyumſchläge) bey ſtarken Quetſchungen und Entzündungen vorzüglich zu empſehlen. Uibrigens ergiebt es ſich von ſelbſten, daſs man nicht dieſe hergezählte Mittel alle auf einem Male zugleich brauchen ſolle; mit einem, oder dem andern alleine wird man eben ſo zuverſichtig ſeinen Zweck erreichen Noch etwas. So wie man wahrnimmt, daſs ſich hie und da eine Abſönderung einſtellet, ſo muſs man an dieſen Stellen mit dem Gebrauche dieſer reizender Mittel ausſetzen. Sonſt macht man hiedurch dem Kranken zweckloſe Schmerzen, und verdirbt vielleicht das, was man eben gewonnen zu haben glaubte.

Wenn der Brand feuchter Art iſt, ſo kann man die Fieberrinde ſowohl, als obgedachte Kräuter auch in Pul-

Pulver gebrauchen, besonders wenn er nur die Oberfläche einnimmt, und mit keiner beträchtigen Geschwulst im Umfange begleitet ist. Vorzüglich aber wird diese Behandlungsart von sehr gutem Erfolge seyn, wenn aus den brandigen Stellen eine jauchenartige Materie beständig aussippert, indem die Pulver diese böse Feuchtigkeit einzusaugen sehr geschickt sind. Daher wird man wohl thun, wenn man sie recht dicht und reichlich aufstreuet, damit sie desto besser wirken können. Aus eben diesem Grunde pflegte ein gewisser Kunsterfahrner im feuchten Brande, wenn er nicht zu tief drang, sich des armenischen Bolus, oder des Vitriolsteines zu bedienen, wie ich es schon an einem andern Orte angeführt habe.

Ich habe viele Feldchirurgen in ähnlichem Falle eine gewisse Bähung brauchen sehen, die unter dem Namen des *schwarzen Dekoktes* bekannt war, und ich kann nicht umhin, zu bekennen, daſs ich manche gute Wirkung davon beobachtet habe. Das Dekokt selbst bestand aus rothem Alaun, grünem Vitriole, Galläpfeln, Grünspane und weissem Weinsteine. *) Einige liessen diese

*) Man siehe des Wiener Dispensatoriums 50 Seite: Wenn man die Dosis der Ingredienzen wissen will. Doch erinnere man sich, daſs, wenn diese Spezien mit Oxykrat aufgesotten, und sofort auf den brandigen Theil gelegt werden, gleichsam eine Gährung entstehe, und hierauf ein eckelhafter Gestank erfolge. Derohalben läſst sich in Spitälern, wo mehrere am Brande in einem und demselben Zimmer darniederliegen, nicht wohl Gebrauch davon machen,

diese Spezien mit Oxikrat auffieden: meistentheils aber nahmen sie Statt dieser Wein hinzu, und gaben zu Zeiten noch etwas Weingeist darein. Bey der Armee könnte man alle diese Spezien schon zusammen in der Feldapotheke bekommen; wenn man sie aber jegliches Mal auf's neue zusammensetzen wollte, so würde es wirklich zu viel Umstände machen. So scheinet mir auch, dass der Gebrauch dieses Mittels zu der Zeit, wo eine Absonderung zu erfolgen beginnet, und gesunde Stellen zum Vorscheine kommen, nicht gar angemessen seyn dürfe, weil es dann einen Reiz und ein Brennen nothwendiger Weise erregen muss, so wie dies auch der Vitriolstein, der saure Vitriolgeist, der Salmiakgeist, ungeachtet er auch mit destillirtem Essige gesättigt ist, und viele andere saure, oder alkalische Salze thun, die freylich eine fäulnisswidrige Kraft besitzen, aber immer etwas Reizendes in einem grössern, oder geringern Maasse bey sich führen, und daher nicht wohl anwendbar sind. Aus diesem Beweggrunde habe ich in meinen Militärspitälern keinen grossen Gebrauch von den Mineralsäuren machen wollen, und vielmehr immer nur darauf gedacht, wie sich die Methode recht einfach und fasslich machen lasse, damit auch die Unterchirurgen selbe mit mehr Nutzen ausüben könnten, sie, die oft ohne Beden-

ken

chen, indem die Luft durch die dabey sich ergebende böse Ausdünstungen ungemein verdorben wird, welches man beym Gebrauche des Weines, oder anderer geistiger Mittel nicht zu befürchten hat.

ken von einem jedweden Mittel Gebrauch machen, ohne die nöthigen Umstände vorher in Erwägung zu ziehen.

Ich habe mich hievon selbst überzeugen wollen, und zu dem Ende eigene Versuche angestellt. Ich habe kleine, unbeträchtige Brandstellen mit dem Pulver von der Fieberrinde, oder von den Spezien des sogenannten schwarzen Dekoktes, ein anderes Mal mit dem Pulver aus Kamillenblüthen, oder auch von der Enzianwurzel ganz alleine bestreuet, und davon beynahe die nämliche Wirkung, gleichwie vom armenischen Bolus mit dem Vitriolsteine verbunden, beobachtet. Es scheint hier nämlich nebst dem heilsamen Einflusse, den alle diese Mittel vermöge ihrer eigentlichen Wirksamkeit ausüben, eine Entwicklung der fixen Luft beym Einsaugen des Eyters vor sich zu gehen. Der Kampfer, der Alaun für sich, und der Borax u. s. f. sind nach meiner Erfahrung auch nicht ganz ohne Nutzen. Wäre der feuchte Brand durch den beym Anfange einer Entzündung unzeitig angewandten Gebrauch zertheilender und etwas zusammenziehender Mittel veranlasset worden; so werden in dem Zeitpunkte, wo sich der Brand schon erklärt hat, eben diese vorher schädliche Mittel nun mit Nutzen angewandt werden. Wem dies zu paradox klingt, der beliebe zu erwägen, dass beym Beginnen der Entzündungsgeschwulst Zasern und Gefässe ausserordentlich gespannt und stramme sind, folglich keine stark zertheilende Mittel ertragen können, und dass nun, im Falle die Geschwulst brandig wird, eine gänzliche Veränderung in

allen

allen diesen Theilen vor sich gehe, und eine grosse Erschlappung erfolge, dass folglich auch alles, was Gefässe und Zasern stärkt und zusammenziehet, eine mehr oder minder gute Wirkung hervorbringen müsse. Nur nehm ich den Fall aus, wenn im Umfange des Brandes noch einige entzündete Härte, oder entblösste Stellen von gesundem Fleische zurückbleiben; denn hier können freylich die stark zusammenziehenden und sauren Mittel, vorzüglich aber die Mineralsäuren nicht anders als schaden, indem sie die Eyterung unterdrücken, oder sie wenigstens verhindern.

Der Chirurg mache es sich zu einer festgesetzten Regel, das Uibel, so viel möglich, immer unter seinen Augen zu haben; sonsten möchte ich fast glauben, dass im feuchten Brande die trocknen Pulver den Bähungen und Salben vorzuziehen wären. Es steht freylich nicht jederzeit in der Macht des Heilenden, das, was er eben für schicklich befindet, geradehin zu thun: doch suche er, wenn es ja anders ohne grosse Schwierigkeit geschehen kann, bey Zeiten die faulen Theile loszumachen, damit der Widerstand der abgestorbenen gemindert, und hiedurch der häufige, jauchenartige, verdorbene Eyter von den gesunden entfernet werde. In dieser Absicht muss man kleine Einschnitte machen, und der hier angehäuften Jauche einen Ausgang zu verschaffen suchen: das Uibrige vom Brande aber, was im Grunde der Wunde zurückbleibt, kann mit oberwähnten Pulvern bestreuet werden. Diese Pulver bringen in den lebendigen Theilen einen Reiz hervor, und setzen

zen diese in den Stand, das abgestorbne wegzustossen; doch äussern sie nur diese Wirkung, wenn sie auf annoch lebende Theile angebracht werden. Daraus folgt, dass, wenn man dann, wenn der Brand tiefe dringet, gar nichts vornehmen, und über das Brandige erst die Arzneyen legen wollte, es eben so wäre, als wenn man einem, der z. B. eine Wunde am Arme bekommen hat, einen Umschlag ober dem Kleide anbringen wollte. Wenigstens scheint mir es so.

Die Absonderung der abgestorbenen Theile muss durch die Eyterung geschehen. Aber oft ist die Natur zu schwach, zu ohnmächtig, um eine gute Eyterung hervorzubringen. In diesem Falle muss man ihr zu Hilfe kommen, und die Absonderung selbsten unternehmen. Sind einmal dem Fortschreiten des Brandes Gränzen gesetzt, dann fährt man mit dem Gebrauche balsamischer Digestivmittel, der Storaxsalbe, oder des Terbenthins (den man mit dem Gelben vom Eye auflöst) der Myrrhen, oder pulverisirten Aloe fort, wozu man noch einige Tropfen des peruvianischen Balsams, oder etwas Rosenhonig setzen kann, im Falle eine grosse Erschlappung sich dabey vorfinden sollte.

Die äussere Luft, welche alles umgiebt, muss natürlicher Weise auch auf die vom Brande eingenommene und gleichsam tode Theile einen Eindruck machen, der schädlich ist, und von einigen uneigentlich *Gährung*, von mir aber Fäule genenet wird. Wenn es wahr ist, dass diese Art Gährung bey anderm Thierfleische gehem-

hemmet werden kann, warum sollte ein Gleiches im ähnlichen Falle bey Menschen nicht Statt finden? Gewiss ist, dass der Körper, solange er beseelt, für Hilfe empfänglich ist; und das ist genug. Der unverdrossene *Pringle* *) hat durch eigne Erfahrungen gefunden, dass unter allen fäuletilgenden Arzneyen die China unstrittig den ersten Platz verdiene, wenn es darauf ankömmt, der Fäulniss vorzubeugen, oder sie zu verbessern. Auch ich wagte das Beyspiel dieses grossen Mannes, wie auch eines *Gaber*, eines *Macbride* nachzuahmen, und bestrebte mich, durch meine unwichtige Arbeiten etwas zur Gänze dieses Gegenstandes beyzutragen. In dieser Absicht stellte ich das vergangene Jahr eigene Versuche hierüber an. Den 12 August nahm ich zwey Stücke Rindfleisch, jedes von einem halben Pfunde, that sie in zwey Gefässe, welche ich mit einer sehr dünnen Leinwand, wodurch die Luft hineindringen konnte, bedeckte, und nachher mit einem Faden fest zubande, damit keine Fliege hineinkommen konnte. Hierauf stellte ich beyde Gefässe an die freye Luft. Der Regen hielt vier Tage lange an, die Luft war feucht und warm, folgsam die Fäulniss zu fördern sehr geschickt. Am zweyten Tage fieng das Fleisch gegen Abend hin an, einen unangenehmen Geruch von sich zu geben; den dritten stinkte es gewaltig. Am vierten Tage fand ich das eine Stück, das ich immer ganz ruhig bis hieher hatte liegen lassen, im Grunde voll Würmer, die es in wenigen Tagen völlig aufgezehrt hatten. Der

*) Von den Krankheiten einer Armee.

Gestank war unerträglich, und es blieb nichts, als eine Kruste an der Oberfläche zurücke, die aber kaum den vierten Theil vom Ganzen ausmachte. Mit dem zweyten Stücke geschah es anders. Ich schüttete nämlich, sobald ich merkte, daſs es zu faulen anfienge, den Absud von der China (wozu ich eine Unze Rinde, die ich mit einer hinreichenden Menge gemeines Wassers kochen liesse, genommen hatte) darauf, bis es völlig über das Fleisch gienge. Der Gestank verlor sich hierauf, und den 29 fand ich das Fleisch ganz trocken, weil durch die Hitze alles Flüssige verraucht war. So lieſs ich es drey ganze Wochen noch liegen, schnitt es dann entzwey, und fand es in der Mitte von einer rothen, frischen Farbe und ohne üblen Geruch.

Ich machte den nämlichen Versuch noch einmal, und setzte zu dem Ende ein drittes Stück Fleisch nach der nämlichen Art an die freye Luft. Zu merken ist, daſs damals das Wetter veränderlich, bald feucht, bald trocken war. Den fünften Tag nahm ich einen heftigen Gestank und Würmer wahr. Nun goſs ich, wie oben, den nämlichen Absud darauf. Die Würmer starben, und in wenigen Tagen hatte sich auch der Gestank verloren, an dessen Statt sich ein gewisser Geruch merken lieſs, der etwas von dem Fleische und etwas von der China an sich hatte. Wahre Fäulniſs erfolgte aber nicht.

Auch habe ich mit oberwähntem Pulver zu verschiedenen Malen Versuche angestellt, und gefunden, daſs

dafs es das Fleifch vor Fäulung und Geftank noch kräftiger fchütze, als der Abfud. Freylich kann es in den vom Brande ergriffnen und fchon abgeftorbenen Theilen das Leben nicht mehr zurücke bringen; allein genug, dafs es die verdorbene Materie verbeffert, felbe, fo zu fagen, von den annoch gefunden Theilen hinwegnimmt, und fo einer weitern Verbreitung des Verderbniffes fo viel, als möglich, vorbeuget.

Bey kleinen, unbeträchtigen Gangränen von feuchter Art hab ich mich der China im Pulver zum äufferlichen Gebrauche bedienet, und meiftens mit gutem Erfolge. Kurze Zeit darnach, als ich Sr. E. dem Grafen *Lacy*, Marfchall und Befehlshaber bey der kaiferlichen Armee, Präfident beym Kriegsrathe &c. eine Afterfiftel operirt hatte, mufste ich *Ebendenfelben* einen Brand am Fuffe behandeln. Die Gefchichte ift kurz folgende: Es war ein Stück vom Nagel an der groffen Zähe fammt der Wurzel herausgeriffen, und weil das neue Stück Nagel mit dem alten nicht fo leicht zufammenwachfen konnte, entftand dadurch ein folcher Reiz, dafs die ganze Zähe in wenigen Tagen von einer Entzündung eingenommen ward, wozu fich ein ziemlich ftarkes Fieber gefellte, das jedoch nicht länger als 24 Stunde währte, und durch Ruhe und eine angemeffene Diät und nach Erfcheinnng eines Rothlaufes, der den Schenkel von der nämlichen Seite nach dem Verlaufe des Schneidermuskels einnahm, fich gänzlich verlor. Die Röthe, welche das Rothlauf begleitete, verfchwand zwar; allein der Nagel wurde nun ganz fchwarz; es

kamen haufenweise kleine Blasen zum Vorscheine, welche mit einem ganz klaren Wasser angefüllt waren, ein Jucken und Brennen verursachten, und die Zähe und den ganzen Rucken des Vorderfusses einnahmen. Diese Feuchtigkeit war von solch einer Schärfe, dass, wenn etwas davon an den andern Fuss kam, an dem Berührungsorte neue Blasen hervorbrachen. Auf den Nagel wurde eine Storaxsalbe gelegt, auf die Brandblasen aber eine Bähung von destillirtem Aepfelwasser mit weissem Sief ohne Opium laulicht übergeschlagen. Nach sechs Tagen waren die Blasen ausgetrocknet, der alte Nagel weggefallen, und hatte einem andern neuen Nagel indess Platz gemacht.

Acht Tage darauf, nachdem das ganze Uibel gehoben war, fieng auf einem Male der Nagel an, sich neuerdings wieder zu schwärzen. Ein dünnes, helles Wasser sipperte ringsum heraus, und in 24 Stunden war der ganze Fuss mit Phliktenen bedeckt. Es kam zwar kein Rothlauf zum Vorscheine; jedoch machte sich die Absonderung des Nagels und die Bildung eines frischen so, wie das vorige Mal. Auch die Behandlungsart war die nämliche. Es waren schon fünfzehn Tage verstrichen, als ich eines Tages ganz unvermuthet des Morgens frühe gerufen ward. Ich staunte nicht wenig, als ich den Nagel abermalen schwarz, und die ganze Zähe samt dem Rucken des Fusses bis zur Hälfte, unter lauter Blasen wie in einem Bade fand. Nun versuchte ich die Fieberrinde, streute das Pulver auf den Nagel sowohl, als auf die Blasen, und wiederholte dies inner-

halb

halb 24 Stunden vier Mal. Der Brand begränzte sich, die Blasen vertrockneten, der Nagel erhärtete, und ward feste. Ich setzte den Gebrauch des Pulvers, mit dem ich die Zähe einwickeln liess, noch sechs Tage lange fort, und das Uibel kehrte nicht mehr zurücke.

Ich könnte noch viele Fälle anführen, die von den guten Wirkungen des Chinapulvers beym feuchten Brande zu Genüge zeigen. Doch muss ich auch hier erinnern, dass dieses Mittel (es seye in Form eines Absudes, oder eines Pulvers) bey frischen, nach der geschehener Absonderung hervorkommenden Stellen nicht gebraucht werden därfe, und überhaupt keinen guten Erfolg erwarten lässt. Uibrigens befördert dieses Arzneymittel, innerlich genommen, die Heilung der Wunden in kakochimischen und skorbutischen Körpern, wie auch der Geschwüre, die nach einem Brande zurückbleiben.

Es seye ferne, dass ich hier beschreiben wollte, mit viel Leichtsinn und Hastigkeit die Chirurgen voriger Jahrhunderte beym Beginnen eines beträchtlichen Brandes zur Amputation sich hinreissen liessen; wie sie die Aez- und Brennmittel in diesen Fällen allen anderen Mitteln vorzuziehen gewöhnt waren. Die Chirurgie gegenwärtiger Zeiten hat uns einsehen gelehrt, dass beynahe kein Fall möglich ist, wo das glühende Eisen mit all seinem marternden Gefolge, wo der äzende Sublimat, die Spiessglasbutter, der baare Vitriolgeist, das Scheidewasser, das siedende Oel, der Grünspan u. s. f.

mit einigem Nutzen angewendet werden könne. Denn gewiss ist's, dass all diese Mittel auf dem abgestorbenen Theile nie eine vortheilhafte Veränderung hervorzubringen im Stande sind: berühren sie gar lebendige Theile, so können sie nicht anders, als rasende Schmerzen erregen, auf's neue entzünden, den Brand verschlimmern, die Eyterung übermässig machen, und den Kranken entkräften.

Der trockne Brand, der auf die weichen Theile des Körpers vorzüglich wirket, sie bräunet, schwärzet, ausgebrannt und hart wie Leder macht, hat eine übermässige Kälte, oder Hitze zur Grundursache; oder er entsteht bey einer Entzündung auf den Gebrauch zurücktreibender, oder zu stark zertheilender Mittel, zu Zeiten auch von einer scharfen und bösartigen Materie, wie man solches bey Karfunkeln und Pestbeulen zu sehen Gelegenheit hat. Dergleichen zur Unzeit angewandte Mittel verjagen die flüssigeren Bestandtheile des Blutes, und lassen die dickere zurück, welche alsdann stocken, und sich mit den Gefässen, oder der Zellenhaut des behafteten Theiles verhärten. Diese Gattung Brandes fodert natürlich auch eine besondere Kurart. Nasse und Eytermachende Mittel sind hier allein angezeigt. Wenn man sieht, dass der Brand, statt sich zur Absonderung zu schicken, immer weiter um sich greift, so müssen kleine, seichte Einschnitte vorgenommen werden, damit die örtlichen Arzneyen bis auf die noch unverdorbenen Theile zu dringen vermögen, denn nur auf diese Art sind sie im Stande, ihre

Heil-

Heilkräften zu entwickeln. Ich werde hievon im fünfzehnten Hauptstücke ausführlicher handeln. Der Brand, den man bey alten Leuten beobachtet, kann gleichermassen von einer Austrocknung der festen und flüssigen Theile entstehen, wie ich dies bald deutlicher erklären werde.

Zu den örtlichen Mitteln gehören erweichende Bähungen und Umschläge von Käsepappeln, Eibisch, Veilchenkraut, Wollkraut, Nesseln und pulverisirter Leinsamen. Man kann auch statt diesen milde Oele, z. B. von Johanneskraute, von Oliven, oder von den süssen Mandeln gebrauchen, doch müssen sie warm seyn. Hätten aber die angränzenden Theile einer gelinden Reizung vonnöthen, so könnte man sich in dieser Absicht des Terbenthinöls, oder auch des Arzäusbalsams, der Basilikumsalbe mit Nutzen bedienen. Denn mittels dieser Mitttel bewirkt man oft eine Eyterung, wodurch das Brandige vom Gesunden abgestossen wird. Sobald ein rother, frischer und körnichter Grund zum Vorscheigekommen, und der Eyter nicht mehr stinket, sondern weiss und dicker geworden ist, dann setzt man mit den eytermachenden und erweichenden Mitteln aus, und sucht mit Beyhilfe des Terbenthins, der Storax - der Enzian - oder Bleyweissalbe allein, oder unter einander gemischt, oder mit anderen Mitteln von dieser Art das Geschwür zu verfleischen, und zu vernarben. Sind die Theile sehr erschlappet, so kann man etwas Rosenhonig, oder eine von oberwähnten geistigen Tinkturen, oder auch ein wenig vom schwarzen Balsame aus Peru u. d. g. hin-

hinzusetzen. Im Falle die Eyterung in der Folge zu stark würde, der Kranke sich aber schon etwas erholet hätte, so möchte eine Purganz, um eine Ableitung zu erzielen, nicht so ganz übel angebracht seyn. Die Tamarindenmolken, eine Auflösung von Manna, etwas frische Kassia, oder Bittersalz sind hierorts die angemessensten Arzneyen.

Die Natur des Brandes verhält sich wie die Art seiner Entstehung; so wie daher verschiedene Ursachen, es seyen äussere, oder innere, sich zu ihrer Zeugung vereinen können, eben so kann dieses Uibel vermischt, das ist, zum Theile feucht und zum Theile trocken seyn. In diesem Falle muss auch die Heilungsart vermischt seyn, das ist, es müssen solche Mittel angewendet werden, die beyden Anzeigen entsprechen. Doch fodert der Brand, wenn er in einem stärkeren Grade zugegen ist, auch kräftigere Mittel. Nur vergesse man nie, den Verband ganz locker anzulegen, oder man lasse ihn ganz hinweg, damit nicht hiedurch die Gefässe gedrückt und die Absterbung vermehret werde.

Wenn es entschieden ist, dass Unordnung im Essen und Trinken, dass Gemüthsunruhen, dass eine verderbte Luft u. s. w. den Brand erzeugen, oder befördern können, wie ich dies durch Beobachtungen zu Genüge erweisen werde, so ist's auch eben so richtig, dass man diese Ursachen hinwegzuschaffen, oder zu verbessern Bedacht nehmen müsse. Im Falle der Brand von einer Dichte der Säfte, oder von Austrocknung der

festen

festen Theile entstanden wäre, wie dies nach einem hitzigen Fieber, oder im hohen Alter, oder aus einer andern Ursache sich eräugnen kann: so ist eine dünne, anfeuchtende Nahrung am schicklichsten. In dieser Absicht dienet häufiges Getränke, wie das Dekokt von Reifs, Hafer, oder Skorzonner u. d. g. Panadel, Brühen von Hühner- oder Kalbfleische mit zerriebenem Brode. Reifs, oder feine mit vieler Brühe, die aber nicht gar fett seyn darf, gut gekochte Gerste, sind sehr dienlich, nur müssen sie jedes Mal in geringer Menge und öfters des Tages hindurch genommen werden. Grüne Speisen aus Gartengewächsen und Obst mögen auch hierorts recht gut seyn. Nicht minder die Mehlspeisen; nur muss der Teig, der hiezu genommen wird, schon gegohren haben, wie z. B. bey weissem Brode. Diejenigen, die sehr schwach sind, und kein Fieber, oder se in einem kaum merklichen Grade haben, kann man eine Chiokolade mit Wasser, oder Milch erlauben: denn diese Kranke bedürfen schon einer kräftigeren Nahrung. Die Milch selbst gesotten und dann blofs, oder etwas verdünnet getrunken, mag in manchen Fällen vortrefflich seyn. Obschon sich nicht leugnen läfst, dafs die Eyer leicht im Magen verderben können, so kann man doch, wenn sie frisch sind, das Gelbe von einem, oder zwey Eyer im Weine, oder Wasser aufgelöst mit etwas Zucker des Tages über ohne Anstand erlauben. Der Brand wird gewifs davon nicht verschlimmert werden, dagegen bekömmt der Magen neue Kräfte und der Körper vielen Nahrungsstof. Was endlich noch in Ansehung der übrigen sogenannten nicht natürlichen Dingen zu be-

beobachten ist, wird im Verfolge weiter vorkommen, je nachdem der Stof mir Gelegenheit davon zu reden an die Hand geben wird.

Oertliche Mittel, reine Luft, angemessene Nahrung und gute Ordnung im übrigen Verhalten sind zwar vortrefflich und nothwendig, aber nicht immer allein hinreichend. Oft ist das Blut stark entzündet, oft ist es von einer alten, oder erst hergebrachten Schärfe angesteckt, oft sind die Naturskräften so dahingesunken, dass die schon gesagten Mittel allein kaum etwas frommen: wenn dies hier Statt findet, dann ist es Zeit, zu innerlichen Arzneyen seine Zuflucht zu nehmen, und der Natur da zu Hilfe zu eilen, wo sie dazu auffodert. Im ersten Falle also, wenn eine starke Entzündung und ein heftiges Fieber zugegen ist, muss man sich der im siebenten und achten Hauptstücke des ersten Theiles angegebenen Heilmethode bedienen. Im andern Falle muss die Heilart von der Natur der herrschenden Schärfe bestimmt werden. Wäre aber die Verderbniss von der Art, so wie sie in Faulsiebern, bey verdorbener Luft, oder nach eingesogenem Eyter u. s. f. beobachtet wird; oder fände sich ein Mangel an Kräften ein: dann müsste man herzermunternde und fäuletilgende Arzneyen zu Hande nehmen, worunter die Rinde aus Peru den ersten Platz verdient, indem diese nicht nur dem Brande Gränzen zu bestimmen, sondern ihm zuvorzukommen unter allen am meisten vermag, wie ich dieses im vorigen Hauptstücke gezeigt habe. Man fängt mit kleinen Gaben an, und wenn die erwünschte Wirkung nicht fol-

folgen will, steigt man nach und nach damit, bis die Krankheit ein besseres Ansehen gewonnen hat, dann geht man stuffenweise zurücke, giebt sie immer in geringerer Menge, bis der Kranke der Genesung nahe ist, und hält dann endlich mit ihrem Gebrauche gänzlich inne. Sollte aber das Uibel aus irgend einer Ursache neuerdings zurückkommen, so muss man die Rinde sogleich wieder zur Hand nehmen. Zum gewöhnlichen Getränke mag gemeines Wasser mit ein Paar Tropfen süssen Vitriol- oder Salpetergeist, mit Kirschensaft, oder Zitronensäure, oder auch eine schwache Limonade dienen. Doch bevor man zum Gebrauche von einem dieser Mittel schreitet, untersuche man, ob keine Zeichen zugegen sind, die von Unreinigkeiten in den ersten Wegen zeigen, in diesem Falle müsste man zu allererst den Körper mit einem den Kräften und übrigen Umständen angemessene Purganz zu reinigen bedacht seyn.

Der berühmte *Bilguer* *) fürchtet weder den heissen, noch den kalten Brand, wofern er bey Zeiten von der Fieberrinde Gebrauch machen kann. Eben dies so heilsame Mittel, von dessen vortrefflichen Wirkungen er im Brande nach Wunden und beträchtlichen Quetschungen so überzeugende Proben hat, ist Ursache, warum es so schwer hält, bis er sich zur Amputation entschliesset. Auch behauptet er, es seye leichter, dem Brande zuvorzukommen, als ihn zu heilen. Diesem zu-

*) Dissertation sur l' inutilité de l' amputation des membres. Traduit par Mr. *Tissot*, p. 57.

zufolge wird der erfahrne Chirurg, sobald er dies Uibel mit Grund befürchten kann, nicht zaudern, und seine Ankunft erwarten, sondern er wird all seinen Kräften aufbieten, und jede Gelegenheit vorsichtig benutzen, ihm zuvorzukommen.

Wenn bey einem Abszesse, der durch Versetzung irgend einer scharfen, kritischen, oder metastatischen Krankheitsmaterie entstanden ist, und zu späte geöffnet wird, so daſs die eingeschlossene Materie Zeit gewinnt, die Oberfläche wenigstens anzunagen, die einschliessende Haut sehr dünn, hierauf etwas dunkelblau und durchscheinend zu werden anfängt: dann ist es ein Zeichen, daſs der Brand in einigen Tagen, oder in wenigen Stunden erfolgen werde. Wer sich da bloſs auf die China verlassen wollte, der würde weder den Brand verhüten, noch ihn, wo er schon zugegen, zum Stillstehen bringen: denn hier ist das erste und vorzüglichste, was man thun kann, daſs man dem Eyter einen Ausgang zu verschaffen suche, und dann erst wird man sicher seyn, mit der Rinde seinen Zweck nicht zu verfehlen. Wenn dieses geschehen, so scheint man freylich keinen Grund hier zu haben, etwas weiter zu befürchten; allein die Erfahrung lehret, daſs, wenn diese schwarzblaue Farbe sich schon einmal hat sehen lassen, leicht der Brand erfolge, und bloſs darum erfolge, weil er schon im Anzuge war, als die Oeffnung gemacht wurde. Indessen hat man doch keine Ursache, diesen Schritt zu bereuen: denn hätte man mit dem Einschnitte länger gezaudert, so würde der Eyter indeſs ungleich

wei-

weiter und tiefer um ſich gefreſſen haben, folglich der darauf erfolgende Brand mit weit gröſſerer Heftigkeit ausgebrochen ſeyn.

Bey einem Waſſerbruche des Hodenbeutels, oder bey einer Waſſergeſchwulſt der Füſſe eines Waſſerſüchtigen kann man dem Brande vorbeugen, wenn man im erſten Falle den Hodenbeutel, und im andern die Füſſe bey Zeiten ſchröpft. Verweilt man aber zu lange damit, ſo kann gar leicht der Brand ſich hinzugeſellen. Doch wird er auch alsdann weder ſo breit, noch ſo tief in ſeinem Umfange ſeyn, auch nicht ſo böſe Folgen nach ſich ziehen, als wenn man dieſes Beyhilfsmittel ganz auſſer Acht läſst. Man muſs ſich aber erinnern, daſs bey dergleichen Krankheiten zugleich eine Schwäche und Schlappheit der Zaſern und Gefäſſen Statt hat, und daher wird es nicht genügen, das verdorbene Waſſer herausgelaſſen zu haben, ſondern man muſs auch die feſten Theile zu ſtärken ſuchen, damit nicht eine neue Austretung erfolge, und der Brand ohne Widerſtand weiter fortſchreite.

Jedermann weiſs, daſs ſich zu einer Schuſswunde der Brand wegen Trennung und Quetſchung der Theile, welche die Kugel anrichtet, zu geſellen pflege. Dringt eine ſolche Wunde tief, nimmt ſie eine reizbare Stelle ein, oder iſt ſie mit einem Beinbruche vergeſellſchaftet, und der Verwundete dabey blutreich, hat aber nicht viel Blut verloren: ſo kann man ſich auf eine heftige Entzündung, die dann den Brand vermehren wird,

gefaſst machen. In dieſen Umſtänden muſs man mit erforderlichen Blutläſſen, mit erweichenden Bähungen u. ſ. f. der Gefahr vorzubeugen ſuchen. Wäre aber eine Kachexie, oder ſonſt eine widrige Ausartung der Säfte zugegen, ſo müſste man die peruvianiſche Rinde zu Hilfe nehmen: denn ſie allein wird in dieſem Falle den Brand zu ſtillen und eine gute Eyterung zu fördern vermögend ſeyn. Nur muſs man ſich nicht bloſs auf ſelbe einzig verlaſſen, weil ſie hier ſo, wie in jedem andern Falle, wenn der Brand feuchter Art iſt, für ſich alleine beynahe unzureichend ſcheinet. Es müſſen daher auch fäulniſswidrige und ſtärkende Umſchläge (von obgeſagten Pulvern, der Rinde, oder von aromatiſchen in Wein, oder Waſſer gekochten Kräutern, oder von barem Weine, je nachdem es die Umſtände erheiſchen) zu gleicher Zeit mit zu Hilfe genommen werden: denn dieſe wirken nicht nur bloſs örtlich, ſondern haben auch auf die übrigen Säfte und feſten Theile des Körpers einen heilbringenden Einfluſs. Wem dies zu *ſonderheitlich* ſcheint, der erinnere ſich, daſs auch die ſpaniſchen Fliegen die Nieren und Blaſe anfeinden, und ein ſchmerzliches Harntröpfeln verurſachen, ob ſie gleich nur in einem Pflaſter äuſſerlich aufgelegt werden. So erregte auch der Toback, deſſen Pulver ein unerfahrner Chirurg auf eine Wunde ſtreute, auſſerordentliches Brechen. Der Chirurg, der nicht gleich die Urſache davon einſah, nahm ſein Pulver wieder zur Hand, und das Brechen ſtellte ſich neuerdings ein. *) Auf einen ähn-

*) *Queſnay* Traité de la Gangrene, pag 169.

ähnlichen Gebrauch des Queckſilberniederſchlages ſahe man ſchon mehr als einmal einen Speichelfluſs erfolgen. Eben ſo brachte das Opium, das man, um die Schmerzen zu ſtillen, auf ein Geſchwür gelegt hatte, Schlaf hervor, und muſste folgſam, was eben das Sonderbarſte bey der Sache iſt, auf den ganzen Körper gewirkt haben, ohne daſs jedoch auf dem Orte, wo es applizirt wurde, die geringſte Veränderung vorgegangen wäre. Und wenn es erwieſen iſt, daſs die peruvianiſche Rinde in Kliſtiren beygebracht (wie dies bey jenen, die ſie nicht durch den Mund nehmen können, geſchieht) Fieber geheilt hat, warum ſollte man ſich nicht auch manche gute Wirkung verſprechen därfen, wenn ſie auf Theile, die hautlos ſind, angebracht wird? Es kann ſeyn, daſs die einſchlürfenden Gefäſſe einer Wunde zur Einſaugung nicht ſo geſchickt ſind, als die im Maſtdarme; doch folget noch nicht hieraus, daſs *nicht etwas davon* in's Blut ſollte aufgenommen werden, und vermöge dieſer Vorausſetzung nicht einige Erleichterung ſollte erfolgen können.

Obſchon die Rinde aus Peru eigentlicher im feuchten, als im trockenen Brande angezeigt zu ſeyn ſcheinet, ſo lehret doch die Erfahrung, daſs ſie in einem wie im andern Falle gleich trefflichen Nutzen leiſtet, ohne das man bis hieher die Art, wie dies eigentlich geſchieht, zu erklären gewuſst hätte. Beym trocknen Brande muſs man dabey verdünnende und anfeuchtende Getränke nehmen laſſen, z. B. ein Dekokt aus Reiſs, Hafer, Gerſten, Skorzoneren mit Waſſer und etwas

 Milch,

Milch, Emulſionen, oder bloſſes Waſſer mit einem Eibiſch- oder Kirſchenſyrupe verſüſst u. ſ. f. Hiedurch wird das Blut verdünnet, alle innere Theile des Körpers werden befeuchtet, ja dieſe Wirkung erſtrecket ſich bis auf die brandigen Theile ſelbſt; nur müſſen dieſe Arzneyen zu öfteren Malen des Tages, aber bey jedem Male ſparſam genommen, werden. Die Rinde aber wird beſonders darin, daſs ſie die Verdauungswerkzeuge ſtärket, die gehörige Bereitung des Milchſaftes befördert, und folglich dem Körper zu einer guten Nahrung verhilft, ihren vorzüglichen Nutzen äuſſere, da ſich ohnehin bey offenbar entſchiedenem Brande allzeit mit Grunde vermuthen läſst, daſs der Körper viel gelitten habe, und erſchöpft ſeye.

Iſt die Entzündung gehoben, oder die Trockenheit der Theile verbeſſert, ſo muſs man die verdünnenden und hitzdämpfenden, vorzüglich aber die Salpeterarzneyen bey Seite ſetzen. Es könnte auch der Fall Statt finden, daſs zufälliger Weiſe ein trockner Brand zugegen wäre, daſs dabey der Körper entkräftet, die Säfte aufgelöſt und dünne, verderbt, oder doch zur Verderbniſs geneigt wären: wer alſo dies erwäget, der wird ohne Mühe einſehen, daſs hier jene Arzneyen, die im feuchten Brande angezeigt ſind, angewendet werden müſſen. Wenn ein groſſer Schmerz im behafteten Theile vorhanden wäre, hüte man ſich ja, ſogleich zum Gebrauche der Opiatmittel zu ſchreiten, denn ſie dienen in dieſem Falle zu nichts, als daſs ſie die Kräften nur noch mehr ſchwächen. Wäre aber der Schmerz zu

hef-

heftig und die Noth dringend, ſo müſste man vorzugsweiſe zu ſchmerzſtillenden Mitteln ſeine Zuflucht nehmen. Es wäre unverzeihlich, wenn ich hier eine Beobachtung, die ich beym trocknen Brande zu machen Gelegenheit hatte, mit Stillſchweigen übergehen wollte. Ich fand nämlich, daſs, ſo lange die Zunge des Kranken dürre, trocken und mit einer Rinde überzogen blieb, und ſo lange ſie nicht feucht zu werden anfieng, keine Hoffnung da war, daſs der Brand ſtille ſtehen werde. Wenn aber die Zunge anfangs natürlich weiſs und trocken ausſahe, und dann auszudörren anfienge, ſo war die Krankheit im Steigen. Ein tödliches Zeichen war, wenn die Zunge dürre verblieb, und das weiſſe, oder aſchenfärbige Ausſehen der brandigen Stelle ſich in's ſchwarze umänderte.

Setzen wir alſo den Fall, und nehmen einen feuchten Brand an, wo das Fieber gering und die Kräfte zuſammengefallen ſind, ſo wie wir ſehen, daſs dieſes nach faulen und bösartigen Fiebern erfolget, oder bey Verderbniſs der Säften aus Alterthume ſich zu eräugnen pfleget, ſo kann man dem Kranken, nebſt den oben erwähnten Getränken, ein wenig Waſſer und Wein ohne Anſtand für gewöhnlich trinken laſſen. Dieſes wenige wird hier genügen, da beym feuchten Brande nicht ſo viel als beym trocknen getrunken werden muſs. Sollte es aber einem einfallen, den Wein für anſtöſſig zu halten, der kann ſich ſtatt deſſen eines Trankes aus Waſſer und einigen Tropfen ſaurem Vitriolgeiſte mit Himbeerſafte, oder mit Alkermes, oder einem andern

Syrupe, Rosenkonserve, oder blossen Sauerhönige u. s. f. versüsset, bedienen. Man kann auch versüssten Vitriolgeist geben, doch muss dieser in stärkeren Gaben (z. B. ein, auch zwey Quentchen mit vielem gemeinen, oder destillirten Wasser verdünnet) genommen werden. Diese Mittel scheinen in diesen und ähnlichen Fällen sehr angemessen zu seyn, da sie vermöge der Säure und antiseptischen Kraft, die ihnen eigen ist, der Fäulniss der Säfte mächtig widerstehen, und den erschlappten Zasern Stärke geben. Hingegen könnten sie beym trocknen Brande dadurch, dass sie auf die Haut und Urinwege zu stark wirkten, den Körper der wenigen Feuchtigkeit, die man mit so vieler Sorge zu erhalten suchet, gänzlich berauben, und folglich offenbar schaden. Mit einem Worte, der Chirurg wird nur in so weit etwas über die Krankheit gewinnen, in wie weit er die Gelegenheitsursachen, oder die zufällige Ursachen zu heben, oder zu bessern im Stande seyn wird, er mag dies durch innerliche, oder äusserliche Hilfsmittel zu bewerkstelligen suchen. Wenn nun das Abgestorbene vom Lebendigen sich zu söndern beginnet, und rothes, körnichtes Fleisch zum Vorscheine kömmt, wenn der Kranke dabey seine Kräften wieder bekömmt, so muss man allmählig vom Gebrauche der eigentlichen Brandmittel abstehen, und dafür verfleischende und vernarbende zur Hand nehmen.

Die nämliche Methode muss man bey Pestbeulen und Karfunkeln zu befolgen suchen, doch vergesse man hier nicht, zu allerst den Theil zu schröpfen, damit

die

die gestockten Säfte, so viel möglich, ausgeleert, das, was noch zurückbleibt, zur Eyterung gebracht, und die Absönderung des Abgestorbenen bewirket werde, denn hierauf beruhet eigentlich und alleine die Heilung. — Ein gewisser Engländer behauptet, daſs er mit Hilfe einer gewisser Luftmaschine den Brand in seinem Laufe zu hemmen im Stande seye. Dies Instrument ist einem gläsernen Schröpfkopfe ähnlich, und so eingerichtet, daſs die fixe Luft herausgezogen, und in ein anderes Glas hinübergebracht werden kann. Wir wissen freylich aus den Versuchen des unermüdeten F. *Fontana*, daſs die fixe Luft Vitrioltheilchen in sich fasset, und so könnte sie vielleicht einigen Nutzen schaffen. Dem ungeachtet scheint diese neue Entdeckung noch einiger Bedenklichkeit unterworfen, und wir müssen daher auf andere wiederholte Versuche warten, welche die Glaubwürdigkeit hierüber ausser allem Zweifel setzen, bevor wir mit Sicherheit diesen Weg im praktischen Felde betreten därfen. Indessen hab ich bis hieher *räsonnirt*, nun aber will ich auch *erweisen*, damit man auch sehe, ob Räsonnement und Erfahrung einander nicht im Wege stehen.

ERSTE BEOBACHTUNG.

Von einem Brande, der sich zu kritischen Ohrendrüsengeschwülsten gesellte.

Zu Ende des Jahres 1759 hatten wir bey der kaiserlichen Armee in Sachsen das nämliche Fieber, welches man sonsten *Spital-* oder *Kerkerfieber* zu nennen pflegt, und das der grosse *Pringle* so vortrefflich, so genau beschrieben hat. Nach dem am 20 November erhaltenen Siege über die *Preussen* wurde ein grosser Theil unsrer Armee, nach Erfordernifs der damaligen Umstände, in *Dresden* und den herumliegenden Gegenden verlegt, und blieb da den ganzen Winter gleichsam eingeschlossen. Die Quartiere waren für eine so grosse Menge Völker zu klein, das Stroh, das ihnen statt des Bettes dienen musste, war zu wenig und schimmeligt. Die meisten Stuben zu ebener Erde hatten weder steinerne, noch hölzerne Böden, sondern blosse Erden. Die beständige Ofenhitze, das daher folgende Schwitzen und Ausdünsten der erhitzten Körper, der Athem und das unausgesetzte Tobakdampfen brachte endlich in den Soldatenstuben eine solche Verderbnifs der Luft zuwegen, dafs die Körper nicht anders als davon leiden mufsten: faule, petetschen- und bösartige Fieber waren die schrecklichen Folgen hievon. In den Spitälern sah es noch trauriger aus. Hier waren die Kranken zusammengehäuft, die Ausdünstungen stärker und ansteckender,

der, und folglich die Luft noch bösartiger. Dazu kam noch, daſs man das Stroh, die Matrazen, die vom Schweiſſe und anderen Feuchtigkeiten ganz naſs wurden, nicht wechſeln konnte. Die Folge hievon war, daſs Chirurgen und Krankenwärter angeſteckt wurden, und die, ſo mit einer unbeträchtigen Krankheit in's Spital kamen, unerachtet aller Vorſicht und Abſonderungsanſtalten meiſtentheils in's Spitalfieber verfielen. — Die Epidemie war fürchterlich; wenige blieben unangefochten.

Gewöhnlichermaſſen fühlten die Kranken, wenn ſie in's Spital gebracht wurden, eine auſſerordentliche Mattigkeit im ganzen Körper ſo, daſs ſie ſich kaum auf den Füſſen erhalten konnten. Der Puls war geſchwind, klein und ſchwach. Die meiſten klagten über Schwäche und Schmerz im Magen, über ranzichtes Aufſtoſſen, Eckel, Bitterkeit im Munde, und über einen garſtigen Geruch. Die Magengegend war aufgetrieben. Einige hatten eine trockne und mit einer Rinde überzogene, andere eine mit Schleim überkleiſterte Zunge. Der Urin war in den erſten Tagen unverkocht, rohe und hell. Der Schlaf unruhig, und eher einer Betäubung, als einem wahren Schlafe ähnlich. Das Geſicht ſah meiſtens bleich und eingefallen aus, und nur gar ſelten entdeckte man noch eine übergebliebene Röthe, die die Wangen malte. Das Fieber meldete ſich jedesmal zwey, drey Tage vorher durch verlorne Eſsluſt, durch Zerſchlagenheit in Armen und Beinen, und durch eine gewiſſe, augenblicklich vorübergehende, Empſindung von

Kälte und Hitze. Dabey fühlten die Kranken in der Lendengegend einen wahren Schmerz, nicht anders, als wenn sie wären geprügelt worden. Bevor aber die Krankheit in ihrer ganzen Stärke erschien, ward der Kranke von einer solchen erstarrenden Kälte ergriffen, daſs man hätte vermuthen sollen, es seye ein Tertianfieber im Anzuge. Auf diese Kälte, die aber nicht mehr zurückkehrte, folgte sodann eine beständig fortwährende Hitze. Das Fieber nannten wir *anhaltendes Faulfieber*.

Die, so einen starken Körperbau und ein blutreiches Temperament hatten, litten vorzüglich am Kopfe. Sie klagten über heftige Schmerzen, und konnten ihn kaum mit Mühe in die Höhe bringen. Das Licht war ihnen beschwerlich und der Puls hart und voll. Die gewöhnlichste Ursache dieser Erscheinungen lag in dem verkehrten Verhalten dieser Leute beym ersten Anmelden der Krankheit. In der Absicht, den Magen zu stärken, und dem Uibel zuvorzukommen, nahmen sie hitzige, aromatische Getränke, Rosoli, starken Wein u. d. g. Natürlicher Weise blieb aller böser Stoff im Magen, der doch ausgeleert werden sollte, und so muſste beym Gebrauche dieser erhitzenden Mittel das daher rührende Uibel immer mehr heranwachsen, und das Blut sich entzünden. Man machte bey diesen zuerst ein Aderlaſs, dann gab man ihnen ein gelindes Brechmittel aus 8, oder 10 Gran Brechwurzel für sich, oder mit einigen Gran Brechweinstein versetzt. Eine halbe Stunde vor dem Pulver gab man ihnen eine Tasse warmes Wasser, und nachdem sie es

ge-

genommen, mufsten fie eine Menge Waffer mit etwas Salz nachtrinken. Wurde es hierauf nicht beffer im Magen, und hielte das Aufftoffen noch immer an, fo wiederholte man das Brechmittel 2 — 3 Tage nach einander, und dann konnte man feines vorgefetzten Zweckes verfichert feyn; ich will fagen, dann waren die erften Wege rein. *)

Wenn man hier nicht vorfichtig genug zu Werke gienge, und das Brechmittel gab, bevor eine Blutläffe gemacht worden war, fo fahe man die Kranken, befonders die vollblütigen, in Raferey verfallen, davon fie (wenn die Sache noch gut gienge) unter 5 — 6 Tagen nicht befreyt wurden, ob man gleich den Fehler bey Zeiten zu verbeffern fuchte, und zu Blutläffen, Blafenpflaftern und Senfumfchlägen feine Zuflucht nahm. Hatte man aber vorher eine den Kräften des Kranken angemeffene Menge Blutes abgezapft, fo fahe man diefe Auftritte nicht. Das herausgelaffene Blut war gemeiniglich fchwarz und wenig zufammenhängend, gar felten hatte es das fogenannte Entzündungsfell, und im Falle es zugegen war, fo war es nichts weniger als zähe, oder fefte, und fah dabey bleich, weifslicht aus. Wenn keine Zufälle, die von Entzündung zeigten, zugegen waren, fo wurde auch kein Blut gelaffen. Man

*) Wer diefe Krankheiten genauer und bequemer kennen zu lernen wünfchet, der lefe die praktifche Abhandlung des Herrn Dr. *Quarin*: Methodus medendarum Febrium Viennæ, 1772.

Man gab dem Kranken auf der Stelle ein Brechmittel, schien es nicht hinreichend, so liess man's den folgenden Tag noch einmal nehmen; ja bey einigen ward es zum dritten Male wiederholt.

Zum gewöhnlichen Getränke diente ein Gerstendekokt, das mit Limoniensaft, oder auch blossem Essig, oder Sauerhonig ein wenig gesäuert war. Zu Zeiten ward auch eine Mixtur aus diesem Dekokte mit Sauerhonig und ein Paar Tropfen süssem Vitriolgeist gegeben, davon man alle zwey Stunde zwey Löffel voll nehmen liesse. Statt dessen wurde auch Wermuthsalz (zu zwey Skrupel) mit Zitronensaft gesättigt, verschrieben. War eine Verstopfung zugegen, so half man mit einfachen Klistiren, oder mit Weinsteine.

Am 7, 9, oder höchstens 11 Tage sah man zu gleicher Zeit neben beyden Ohren eine Geschwulst sich erheben. Geschah dies nur auf einer Seite, so war es beynahe so gut, als gewiss, dass es nicht lange darnach auf der andern auch erfolgen werde. Bey einigen schien die Natur eine besondere Laune zu haben: denn die Geschwulst verschwand bald auf der einen, oder der andern Seite, bald kam sie wieder zum Vorschein, bis sie sich beyderseits festgesetzt hatten. War einmal der 11 Tag vorüber, und keine Ohrendrüsengeschwulst zum Vorschein gekommen, so konnte man sich sicher auf Friesel, oder Petetschen gefasst machen, und dann war es Zeit, die China (es seye im Pulver, oder in einem starken Dekokte für sich, oder mit oben beschrie-

bener

bener Mixtur vermischt) zur Hand zu nehmen. Bevor aber diese Ausschläge hervorbrachen, bemerkte man beynahe immer eine kritische Verschlimmerung der Zufälle, kritische Unruhen in einem grössern, oder geringern Grade, Beklemmung der Brust, Aufhüpfen der Sennen, Unruhen. Der Kranke hatte Lebenshoffnung, wofern diese Zufälle verschwanden, oder nachliessen; hielten sie aber unausgesetzt an, so erfolgte der Tod in wenigen Tagen, oder Stunden. In der Klasse dieser letzteren befanden sich nach meiner Beobachtung meistentheils Personen von kachektischer, oder melancholischer Leibesbeschaffenheit, so wie auch solche, die schon zum zweyten, oder dritten Male einen Rückfall erlitten hatten. Sobald man Zeichen wahrnahm, die von einem Reize im Nervensysteme zeigten, ermangelte man nicht, auch hierorts die gehörige Mittel entgegenzusetzen. Man bediente sich eines Pülverchens, das aus Kampfer, schweisstreibenden Spiesglase und Krebsaugen zusammengesetzt war.

Diese Krankheiten fiengen schon gegen den halben Wintermond hin an, sobald wir nämlich wegen der heftig einfallenden Kälte und des grossen Schnees Winterquartire zu nehmen uns genöthigt sahen. Anfangs waren die Fieber bloss faulicht, oder anhaltend mit Nachlässen (*continuæ remittentes*), und hatten weiters noch keine fürchterliche Zufälle in ihrem Gefolge; aber im Christmonde nahmen sie eine sehr verderbliche Natur an. Viele, die schon geheilt waren, aber das Spital noch nicht verlassen hatten, fielen in die vorige

Krank-

Krankheit zurück, die manches Mal ſo bösartig ward, daſs man ſie mit Grund ein *Spitalſieber* nennen konnte. Freylich wurden viele wieder herausgeriſſen, aber viele raffte auch die Krankheit dahin, und viele ſtarben bald hernach an einem langwierigen Uibel, oder an wiederholten Rückfällen. Dieſen letzteren lieſs ich, um der Schwäche, die ſie aus der vorhergegangenen Krankheit mitgebracht hatten, zu Hilfe zu kommen, die China in einem Aufguſſe mit rothem Weine, und wenn ſie beſſer wurden, alle zwey Stunde einen Löffel voll baren Weines reichen. Hiedurch unterhielt ich eine ungehinderte Ausdünſtung bis den 9, oder 11 Tag, wo ſie fieberfrey wurden. Das Fieber hielt nie über den 14, oder 21 Tag an, wenn es mit keinem Petetſchenausſchlage vergeſellſchaftet war. War kein Fieber mehr vorhanden, ſo lieſs ich mit dem Weine, den ſie aber nur bey Tiſche ſparſam nehmen durften, fortfahren, denn einen gröſſeren Aufwand erlaubten die Einkünfte des Spitales nicht. Der rothe Wein ward als ein gutes Mittel befunden, das Herz zu erquicken, und die erloſchenen Kräften wieder anzufachen. *Friederich Hofman* bekräftiget dieſes *), und *Pellivioni* **) hat es durch hierüber

*) Medicinæ rationalis Syſtema, T. II. Cap. IV. Sect. 26. Omnibus roborantibus, quod ſimul viam alimenti querit, ſummopere præferendum eſt vinum potens, & generoſo ſpiritu turgidum.

**) Sopra l' efficacia, e virtu della Chinachina nella cura profilatica delle Febre acute, putride, & epidemiche. p. 21. 24. 25.

über gemachte Versuche in den Epidemien, die im Jahre 1766 — 67 und — 68 zu *Toscana* herrschten, erwiesen. *Ramazzini* versichert, dass er mit mässigem Gebrauche eines guten Weines Tertianfieber, die mit grosser Schwäche begleitet waren, geheilet habe.

Das, was uns hier am meisten interessiren muss, und was mehr, als Petetschen zu fürchten war, sind] die *Ohrendrüsengeschwülsten* (*Parotis*). Sie kamen bey einigen am 7, oder 9 Tage zum Vorschein. Die ersteren im Wintermonate waren offenbar von einer Entzündung begleitet, und giengen mittels einer Basilikumsalbe und des Diachilonpflasters in wenigen Tagen in Eyterung. Dann wurden sie mit der Lanzette geöffnet, und der Eyter, der herausfloss, war gut und dicke. In der Folge brachte man sie ohne Schwierigkeit mit Terbenthin in Eyerdotter aufgelöst, und ein wenig Honig, oder Myrrhenpulver zur Heilung. Sobald indess der Abszess entschieden war, minderte sich das Fieber und die übrigen Zufälle.

Im Monate Dezember, wo das Fieber weit bösartiger geworden war, nahmen diese Geschwülste keinen so guten Ausgang. Sie erschienen ohne Röthe, in wenigen Stunden sahe die ganze Geschwulst wie macerirt aus, und der feuchte Brand war da. Es ist schlechterdings unmöglich, dass die Fäulung in einem gesunden Stücke Fleische so schnell erfolgen könne, wenn man auch auf jede Art hiezu behilflich seyn wollte; es läst sich daher auf die erstaunliche Wirksamkeit und Bös-

artigkeit der Materie, welche in diese Drüsen abgesetzt wurde, leicht der Schluss machen. In diesen Umständen nahm man sogleich zur China seine Zuflucht. Aeusserlich brauchte man sie in einer Weinbähung, und bediente sich übrigens balsamischer Digestivmitteln, nämlich des Terbenthins mit Myrrhentinktur, oder dem Balsame des Innozenz. Mit diesen Anstalten ward dem Brande ein Damm gesetzt, das Verdorbene sonderte sich vom Gesunden ab, und die übrigen Zufälle liessen in ihrer Heftigkeit nach. Die Abszessen liessen indess gleich unter den Ohren und an dem Gesichte ziemlich tiefe Hohlgänge zurück, die sich oft über den Hals bis auf das Schlüsselbein erstreckten. Hiedurch konnte es nicht anders geschehen, als dass ein beständig schleichendes Fieber unterhalten werden musste. In diesem Falle bediente man sich eines Gerstendekoktes mit Rosenhonig zum Einspritzen. Aber weil die Eyterung gemeiniglich zu häufig war, und sich auf keine Weise einschränken liesse, so mussten die Kräfte so, wie die Eyterung zunahm, immer mehr hinwegschwinden, bis die Kranken allmälig vom Tode ergriffen wurden, ob man gleich alle mögliche Sorge, sie zu nähren, anwendete, und es an nichts, was eine kräftige Nahrung zu verschaffen im Stande ist, fehlen liess.

Bey einigen meldete sich die Geschwulst während der Nacht, ohne dass des Abends vorher weder ich, noch meine Untergeordneten, oder die Krankenwärter auch nur die geringste Spur davon hätten entdecken können, und am kommenden Morgen war der Brand

schon

ſchon da. Mit der Letzt merkte ich, daſs nur diejenigen von dieſem Uibel befallen wurden, ſo die ſchwächſten waren. Nach dieſer Entdeckung ſuchte ich die gehörigen Anſtalten zu treffen, und lieſs dieſe daher von den übrigen Abſöndern. Auch muſsten die Unterchirurgen, ſo die Nachtwache hatten, genaue Obacht haben, und ſobald ſie nun entdeckten, daſs eine Geſchwulſt bey den Ohren ſich erheben wollte, dem Kranken ſogleich ein Quentchen China alle Stunde, oder alle 2 Stunde, wenn er ſie nicht ſchon vorher genommen hatte, reichen, auf die Geſchwulſt ſelbſt aber eine mit Wein zubereitete Bähung der Rinde überſchlagen. Hatte der Kranke ſie aber ſchon vorher in einem Aufguſſe genommen, ſo bekam er ſie, weil ſie unter dieſer Geſtalt ſehr ſchwach wirkt, nun in Subſtanz.

Auf dieſe Art ſah ich nicht ohne Staunen, ſchon ziemlich beträchtliche Geſchwülſte dieſer Art in 8, bis 10 Stunden ſich zertheilen, und bey keinem einzigen, der dieſes ſo wirkſame Mittel bey Zeiten genommen hatte, erfolgte Eyterung, oder Brand. Gewöhnlicher Weiſe brach ein gelinder Schweiſs hervor, oder es ſtellte ſich ein mäſſiger Bauchfluſs ein, oder der Urin ward dicke, brach ſich augenblicklich, und machte einen ſtarken, dicken, eyterhaften Bodenſatz. So waren nach Verlauf zweyer, oder dreyer Tagen das Fieber und faſt die ganze Krankheit vorbey. Die Kräfte kehrten wieder zurück, obwohl mit langſamen Schritten. Man hat indeſſen die Beobachtung gemacht, daſs die Heilung dieſer Krankheiten ſich nicht durch ſchweiſstreibende

Arzneyen erzwingen lasse, sondern dass man mit herzstärkenden das meiste ausrichte. Auf den Gebrauch von jenen erfolgten leicht starke Aufwallungen. Im Falle der Leib einige Tage verstopft war (eine Sache, die selten sich eräugnete) verordnete ich kleine Gaben Manna mit Milch, oder ein Klistir.

Gieng die Sache besser, so hielt man mit dem stündlichen Gebrauche der Rinde ein, und gieng nun nach Umständen gelinder drein. So liess ich sie 5 — 6 Tage lange unausgesetzt nur des Morgens und Abends geben, und habe dabey bemerket, dass die Rinde auf diese Art genommen nebst dem bescheidnen Gebrauche des Weines vor Rückfällen sichere. Der Proprietär und Obrist vom Regimente unterstützten mich hierin auf eine sehr ädle Art, und sorgten, so viel sie konnten, dass es nie weder an nöthigen Arzneyen, noch einem recht guten Weine gebrechen möchte, oder dass sonst etwas, das zur Erhaltung der Kranken beytragen konnte, verabsäumt würde. Bey den Regimentern, wo diese Vorsicht in Rücksicht der Lebensmitteln, oder anderer nöthigen Dinge ausser Acht gelassen, oder nicht getroffen werden konnte, hatte man um zwey Drittheile, oder gar um die Hälfte mehr Todte, als bey uns; denn von 800 Kranken dieser Art, die ich zu besorgen hatte, starben mir nur 13, ob sie gleich alle sehr schwer und gefährlich darnieder lagen. Ich sage dieses nicht in der Absicht, mir hierauf etwas zu gute thun zu wollen, das kann ich männiglich versichern: nein, ich bin überzeugt, dass auch die übrigen Regiments - und

Staabs-

Staabschirurgen gewiſs von ihrer Seite gethan haben, was ihnen bey dieſen Umſtänden zu thun möglich war; nur behaupte ich, daſs auch der beſste Arzt und Wundarzt in dergleichen Fällen nie Mirakel wirken wird, wenn die nöthigen Mittel mangeln.

Ich bediente mich vorhin des Ausdruckes: *mein Spital*, und muſs bey dieſer Gelegenheit erinnern, daſs dieſes, wovon ich redete, und das ich zu beſorgen hatte, in *Dresden* war. Man hatte ein anderes aus Mangel an nöthigen Quartiren zu *Strupen*, drey Meilen von der Stadt anlegen müſſen, worüber ein Arzt die Obſicht hatte. Dieſer war entweder zu fahrläſſig, oder fürchtete ſich, angeſteckt zu werden, denn er ſahe nie nach ſeinen Kranken. Daher kann ich nicht umhin mit aller Ehre, die ich der Wahrheit ſchuldig bin, zu bekennen, daſs es in dieſem Spitale in allen Ecken *ſchlecht* ausſahe. Denn von 300 Kranken, die alle, um zu rekonvaleſziren, und bloſs ihre verlorne Kräfte zu ſammeln, dorthin geſchickt wurden, fielen die meiſten in die vorige Krankheit zurück, und 53 davon muſsten gar in's Gras beiſſen. Dies geſchah in einer Zeit von zwey Monaten, im Jäner und Hornung. Im März befanden ſich die armen Kranke wieder in beſſeren Händen, nachdem der Protomedikus *Wahſt* auf Vorſtellungen von Seiten S. E. des Marſchallen Grafen von *Lacy* einen Regimentschirurgen dahin geſchickt hatte.

Ob ich gleich übrigens die gehörige Vorkehrungen auf alle mögliche Art zu treffen geſucht hatte, die

Fenster des Tages über öffters öffnen, mehrmalen vom Wachholderholze, oder Wachholderbeeren Rauch machen, und das Stroh, dessen wir gewiss nicht zu viel hatten, so oft, als möglich, umwechseln liesse, so fand ich mich doch gezwungen, beständig die nämliche wollene Decken beyzubehalten, von denen bekannt ist, dass sie den Schweiss und andere schädliche Ausdünstungen in sich saugen und festhalten. Der grosse *Pringle* *) hat beobachtet, dass von 23 Personen, denen man zerrissene Zelter, worunter Kranke gelegen hatten, auszubessern gegeben, 18 an einem bösartigen Fieber sterben mussten. Man mache hieraus den Schluss, und bedenke, was für einen verderblichen Einfluss das beständige Liegen und Schlafen unter solchen Decken haben müsse, wenn diese einmal angesteckt sind, und keine Möglichkeit da ist, solche umzuwechseln, oder auch nur, um sie etwas auszureinigen, in die freye Luft zu hängen. Nicht einmal etwas weiter aus einander legen konnte man die Kranken, noch weniger in andere Quartire verlegen, so ausserordentlich ungleich war dazumal das Verhältniss zwischen Leute und Quartire.

Gegen Anfang des Hornungs gewann man endlich die Gelegenheit, hierin etwas zu thun, und sobald die Leute nur mehr aus einander und geräumiger verlegt waren, stand die Epidemie stille. Die Soldaten, so auf dem Lande ihr Winterquartir hatten, folglich gemächlicher und geräumiger liegen konnten, wurden von die-

*) Betrachtungen über die Krankheiten einer Armee. Seite 30.

diesen faulen, bösartigen Krankheiten nicht angegriffen, auch blieben die Offiziere verschont, so in kein Spital kommandirt waren, und von denen ein jeder beynahe sein besonderes Quartier bekommen hatte.

REFLEXIONEN.

Wenn in einem faulen, hitzigen, oder bösartigen Fieber der Kranke den 7, 9, 11 und 14 Tag erreicht hat, und bis dahin, oder auch früher keine offenbare Krisis durch den Schweiss, Urin, oder Stuhl erfolgt ist, so bleibt noch ein Ausweg übrig, auf welchem sich einige Hilfe hoffen lässt: nämlich eine kritische Absatzgeschwulst. Gewöhnlich beobachtet man, bevor sie sich zeigt, neue Unruhen und Verschlimmerung der Zufälle, die man *kritisch* nennet (*Perturbatio critica*); dann entsteht ein Abszess, wodurch sich die Krankheitsmaterie ausleeret, und worauf die Zufälle der ursprünglichen Krankheit verschwinden. Der Ort, wo die kritische Materie sich sammelt, und die Geschwulst hervorkommen soll, verräth sich durch einen Schmerz, der, im Falle die Natur die Drüsen der Ohren, der Achseln, oder der Leiste zu ihrem Aufenthalt wählt, lange nicht so heftig seyn wird, als wenn die Materie auf ein Gelenk sich werfen sollte. Die erste Anzeige in einem solchen Falle ist, dass man die Härte und Entzündung zu zertheilen, und eine Eyterung zu erzielen suche, wenn man anders will, dass der Schmerz aufhören soll.

Diese Geschwülste müssen die ganze Masse der Krankheitsmaterie, derer sich die Natur auf keine andere Art zu entledigen wusste, in sich fassen, alle übrige zum Leben wesentliche Theile müssen dabey verschont bleiben, wenn sie wahrhaft *kritisch* seyn sollen. Uibrigens wird bey einer derley auswärts entstandener Absatzgeschwulst keine Gefahr zu befürchten seyn, es seye dann, dass auch die vorigen Zufälle zu gleicher Zeit anhielten. Denn in diesem Falle gesellet sich nur zur alten Krankheit eine neue, und die Geschwulst würde nicht mehr kritisch, sondern *symtomatisch* seyn.

Sobald also die Krankheitsmaterie sich an einem Orte gesammelt hat, und nun eine Geschwulst sich erhebt, so muss man seine ganze Sorge und alle seine Kräften darauf verwenden, dass sie nicht wieder davongehe, und in's Blut zurücktrete. Zu dem Ende muss man mittels eytermachender Mittel, sobald als möglich, eine gute Eyterung zu erregen, sich bestreben. Den gewöhnlichen Sitz zu dergleichen kritischen Geschwülsten, die auf eine Krankheit zu folgen pflegen, geben die *Ohrendrüsen.* So lange die Geschwulst sehr hart und entzündet ist, dienen erweichende und schmerzstillende Mittel. Ist sie aber nicht mit einer ausserordentlicher Härte verbunden, und keine Entzündung zugegen, so sind eytermachende Mittel, die reizen, angezeigt, d. g. die Basilikumsalbe, das mit Harzen versetzte Diachilonpflaster, der Breyumschlag aus Zwiebeln u. s. f. sind; selbst Gewürze thun hier gut, wenn die zu schwachen Gefässe eines Reizes bedürfen.

Eine

Eine jede kritische Geschwulst, sie mag an einem Orte hervorbrechen, wo sie will, wofern die Materie, die darinnen enthalten ist, wahrhaft kritisch, und das Fieber und die übrigen Zufälle zu heben im Stande seyn soll, muss zur Eyterung gebracht werden; dies ist eine allgemeine Regel. Erfolgt aber im Gegentheile auf die Erscheinung solch einer Geschwulst keine Erleichterung, und geräth der Kranke statt der Gefahr zu entgehen, durch diese zweyte Krankheit in eine andere noch weit grössere, so muss man auf die Zertheilung bedacht seyn, es seye nun, dass sich die Geschwulst selbsten zertheile, oder dass die Materie auf einen andern Weg sich leiten lasse, der nicht so verdächtig wäre, und mehr Gewinn zu hoffen gäbe.

Doch muss man nicht glauben, dass dergleichen Gattung Geschwülste, wie wir sie im Gefolge oben beschriebener Faulfieber zu beobachten Gelegenheit hatten, allzeit das Besondere an sich haben, dass sie tiefe Eyterhöhlen, oder zu häufige Eyterung mit sich führen, und dadurch gefährlich werden. Eben so wenig darf man glauben, dass sie allzeit zertheilet, und die Krankheitsmaterie durch die Haut, Urinwege, oder den Stuhl aus dem Körper geschafft werden könne. Weder der Chirurg, noch der Arzt kann eines bestimmten Ausganges zuverlässig versichert seyn. Der gewöhnlichste unter allen Arten von Ausgängen ist die Eyterung, so wie wir dies bey den kritischen Geschwülsten der ersten Fieber beobachtet haben. Auch ist er unter allen am wenigsten mit Gefahr verknüpft. Hier muss der Arzt, der Chirurg die Natur studiren, er muss forschen, wohin

sie am meisten neige, und dann sie zu unterstützen suchen.

Es ist kein Zweifel, dass, wenn es die dasigen Umstände erlaubt hätten, und man die Soldaten in geräumigere Quartiere hätte verlegen können, wenn man öfters die Luft hätte erneuern, und ihnen Wein, Brandwein, oder etwas Essig unter dem Wasser hätte zu trinken geben können, es ist kein Zweifel, sage ich, dass man eben beschriebenen Krankheiten nicht vorgebeugt, oder doch wenigstens ihr verderbliches Umsichgreifen verhindert haben würde. Mir selbst ist so etwas geschehen, dass diese meine Vermuthung rechtfertigen wird: ich muste mich nämlich durch 5 bis 6 Tage nach einander, so oft ich das Spital verliesse, erbrechen. Mein gewöhnliches Frühstück war Chiokolade, oder Kaffee mit Milch, und ich pflegte es zu nehmen, bevor ich in das Spital gieng, meine Visite zu machen. Aus diesem wiederholten Brechen schloss ich, dass auch ich nicht gar ferne von aller Gefahr seyn dürfte. Ich verliess auf der Stelle meine vorige Gewohnheit, und nahm in der Frühe etwas Wein, weil ich dachte, dass er vermög seiner faulnisswidrigen Eigenschaft geschickter seyn werde, die Ansteckung zu verhüten, als Chiokolade und Kaffee. In dieser Absicht nahm ich eine Bouteille Burgunder, oder Rheinwein, und that, um ihn noch wirksamer zu machen, eine Unze Chinapulver von der besten Gattung hinein. Von diesem Weine trank ich jeden Morgen, ehe ich das Spital besuchte, ein Glas, jedoch ohne das Pulver aufzurütteln, und ass ein Stück Brod dazu.

So

So nahm ich eine Flasche nach der andern, bis die Epidemie stille stand, und ich zu meiner alten Gewohnheit zurückkehren konnte. Indess bin ich drey- auch viermal des Tages in das Spital gegangen, ohne dass mich ein Brechen, oder sonst das unbedeutendste Missbefinden angewandelt hätte.

J. Pellicioni, *Tritelli* und *Pastacalda* haben sich in der letztern Epidemie vom Jahre 1768 durch Erfahrungen überzeugt, und stimmen hierinnen überein, dass jene von dem damals herrschenden Faulfieber verschont geblieben sind, welche sich zur Vorbeugungskur der China bedienten; dass von denen aber, so sie nicht nahmen, und dafür ein anderes Vorbeugungsmittel gewählt hatten, wenigstens zwey Drittheile dieser Krankheit unterlagen, mehr, oder weniger Lebensgefahr dabey ausstehen, und am Ende doch zur China ihre Zuflucht nehmen mussten. Vorzüglich haben sie 32 Fälle besonders merkwürdig gefunden, wo, ungeachtet alle Verhältnisse die Ansteckung zu begünstigen schienen, dennoch sich nicht das geringste Zeichen einer einschleichenden Unpässlichkeit geäussert hatte. Die, so gar kein Vertrauen in die China setzen, und sie weder als ein Vorbeugungsmittel, noch in der Krankheit selbst als das ächte einzige Heilmittel gebrauchen wollten, starben fast alle dahin, ungeachtet sie andere Arzneyen, die zur Klasse der fäulnisswidrigen und aromatischen Mitteln gehören, zu Hilfe nahmen. Die China war es, welche sowohl die Geistlichen, als auch die übrigen Menschen, so den Kranken mit ihrer Hilfe beyspringen muss-

mufsten, von der Ansteckung, welcher sie alle Augenblicke ausgesetzt waren, sicherte.

Eben diese erstbenannte Männer bekennen einstimmig, dafs es zur Heilung nicht genug seye, ein bewährtes Mittel zu wissen; sondern dafs es eben so wichtig seye, alles das, was schädlich ist, zu meiden, und von jedem Hilfsmittel, das etwas zur Heilung beyzutragen geschickt ist, so viel, als möglich, einen klugen Gebrauch zu machen. Unter diesen letzteren verdient die Verbesserung der Luft mittels der Ventilation und balsamischer Räucherungen ihrer Wichtigkeit wegen unter allen anderen Mitteln dieser Art den Vorzug.

Gorter *) versichert, dafs nichts vermögender seye, die Fäulung zu hemmen, als eine öftere Lufterfrischung (*Ventilatio*), und nach seinem Ausspruche dringt die Luft nicht nur allein während dem Einathmen, sondern auch durch jene unsichtbare auf der ganzen Oberfläche des Körpers zerstreuten Einsaugungsröhrchen in den thierischen Körper. Man bemesse nun, welch heilbringenden Einflufs eine erneuerte reine Luft zur Zeit einer faulen Ansteckung auf den Kranken haben müsse.

Diese Vorsicht ist nicht nur in Spitälern alleine, sondern auch in Privathäusern von entschiedenem Nutzen.

Frey-

*) Uiber die unsichtbare Ausdünstung, Seite 120.: Nihil magis putredinem tollit, quam larga ventilatio, non solum per inspirationem, sed etiam per meatus insensibiles facta. &c.

Freylich ſollte man beym erſten Anblicke nicht vermuthen, daſs bey einem einzigen Kranken, der ein beſonderes Zimmer innen hat, bey aller Reinlichkeit, die man hier vorausſetzet, die Luft dennoch verderben könne; indeſs bedarf man keiner mühſam angeſtellten Verſuche, um ſich vom Gegentheile zu überzeugen. Man gehe nur in ein Zimmer, worin ſich ein Kranker mit einem kalten Brande befindet, beſonders wenn an keine Ventilation, an keine Räucherungen iſt gedacht worden, wenn die Luft ſchon alt, und das Zimmer verſchloſſen geblieben iſt. Welch ein Geſtank, der jeden gleich beym Eintritte in's Zimmer anpackt! *)

Die Räucherungen ſind alleine nicht hinreichend, die Luft zu reinigen; die dieſes glauben, trügen ſich, ſo wie auch jene, die ſorgfältig jedes friſche Lüftchen vermeiden, aus Furcht, es mögte durch Decken, Tücher und Bandagen einen Weg zum Körper finden. Welch ein Wahn! Wie manche muſsten ein Opfer dieſes verderblichen Vorurtheils werden! Doch kann ich mich unmöglich bereden, zu glauben, daſs zu unſeren Tagen ein Chirurg, wenn er anders nicht völlig ohne Menſchenverſtand iſt, von dieſem Truge benebelt ſeyn ſollte. Eine eingeſchloſsne und verderbte Luft führt oft

an's

*) Der Chirurg *Agrone* war der erſte, der durch groſſe Feuer und balſamiſche Räucherungen die Luft zu verbeſſern, und dadurch der Peſt, welche im Jahre 478 vor Chriſtus Geburt die Bürger von Athen aufriebe, Einhalt zu thun ſuchte.

an's schlimmste, was dem Kranken widerfahren kann, an's Grabe; aber wie wohl fühlt er sich bey einer reinen, frischen Luft, wenn sie nach Umständen und mit gehöriger Vorsicht zugelassen wird? Der Rauch verbessert die Atmosphäre wenig, er mindert nur den Gestank; aber die faulen Lufttheilchen jagt er nicht davon, wie es bey der Ventilation geschiehet. Ich bin zwar in Italien auferzogen worden, wo man nichts als Kamine hat; doch muss ich gestehen, dass ich die Oefen lieber habe: weil sie bequemer sind, und weniger zerstreuen. Bey alle dem aber kann ich versichern, dass der Kamin dann doch viel gesünder, und dass er einer der besten Ventilators ist, die je der Mensch durch Kunst und Nachsinnen erfunden hat. Aus diesem Grunde gefallen mir die Spitäler in Italien, die überall Kamine haben; dagegen kann ich jene Einrichtung nicht billigen, wo nichts als Oefen sind, und wo man auch sonst auf kein andres Mittel Bedacht genommen hat, das etwas zur Erfrischung der Luft beytragen könnte.

Einige glauben, die glühenden Kohlen allein könnten die Luft verbessern. Allein diese Meinung wird durch das, was ich oben im Betreff der Spitalfieber gesagt habe, zu Genüge widerlegt, und das Gegentheil erwiesen. Das Feuer und der Rauch aus den Kaminen können freylich den Dunstkreis einer Stadt verbessern, weil des Feuers gar ausserordentlich viel gemacht wird, folglich die salzichten, vegetabilischen und balsamischen Theilchen in ungemein grosser Menge in

den

den Dunſtkreis aufſteigen, und ihn anfüllen müſſen. Hiedurch können die Dünſte, welche ihn vergiften, leicht verſtreuet, und davon gejagt werden, da die Atmoſphäre auf keine Weiſe eingeſchloſſen iſt, und jedem Triebe weichet. Eine andere Beſchaffenheit hat es mit der ſtarken Uiberſchwemmung und mit den Sümpfen, wenn ſie nahe an Städten und Dörfern liegen. Dieſe laſſen nicht ohne Grund vieles befürchten. Wenn das Waſſer beynahe völlig ausgetrocknet iſt, ſo pflegen aus der Oberfläche der Erde ſolche böſe Dünſte hervorzuſteigen, daſs man mehr als einmal epidemiſche Krankheiten daher hat entſtehen ſehen. Wenn ein ſtehendes Waſſer endlich fault, ſo ſterben bekanntlicher Weiſe die darinnen ſich befindliche Fiſche und übrige Thierchen, und geben noch mehr Stoff zu ſchädlichen Ausdünſtungen her. Keiner hat über dieſe Materie beſſer geſchrieben, als G. M. *Lanziſio.* *)

Im Vorbeygehen noch etwas von der eingeſchloſsnen Luft. Die in unterirdiſchen Klüften iſt vielleicht die ſchlimmſte unter allen Gattungen, wie man dieſes in *Ramazzini's* Abhandlung von den Krankheiten der Künſtler (*de Morbis Artificum*) nachſehen hann. Unter den Dämpfen aber ſind keine ſo gefahrvoll, als jene, ſo von faulenden Körpern ausdünſten, und dabey an einem eingeſchloſſenen Orte ſind. Die in Bergwerken wirken am heftigſten. Jene, deren Gewerbe iſt, Tode

zu

*) Von den ſchädlichen Ausdünſtungen der Sümpfe und den Mitteln dagegen, in 4to. S. B.

zu begraben, sind faulartigen Krankheiten ausgesetzt, und können auf der Stelle sterben, wenn sie so unvorsichtig sind, ein Grab, worinnen tode Körper sich befinden, die erst unlängst beerdiget worden, auf einem Male zu öffnen.

Chomel erzählet, daſs zwey Kloakenfeger ihr Gesicht verloren haben, da sie eine tiefe Grube aufmachten, in der etwas Faules verschlossen war. Der Dunst, der von diesem Unflathe aufstieg, griff vorzüglich die Augen an, so zwar, daſs der eine aus ihnen völlig blind wurde, der andre aber kaum den Schimmer des Tages wahrnehmen konnte. *Chomel* lieſs ihnen alle vier Stunden eine frische Kompresse mit einem gewissen wohlriechenden Geiste von Rosmarin und Lavendel u. d. g. getränkt, über die Augen legen. Auch muſsten sie davon 2 bis 3 Löffel voll des Tages über einnehmen. Auf diese Art waren beyde in 24 Stunden gänzlich geheilt. Gewiſs ein auffallendes Beyspiel von den schlimmen Wirkungen einer faulen Luft, und von dem erwiesenen Nutzen, den die sogenannten fäulniſswidrigen Mittel in dergleichen Fällen leisten.

Ich habe bey der Armee so viele Gelegenheit gehabt, mich von der Schädlichkeit einer eingeschlossenen Luft in den Spitälern sowohl, als in Häusern durch Beobachtungen zu überzeugen, daſs ich manches Mal kein Bedenken getragen, blosse breterne Hüten, worinnen die Kranken kaum vor Wind und Wetter geschützt

ſchützt waren und immer kalt liegen muſsten, ſchönen Zimmern vorzuziehen. Vielleicht kömmt das einem, oder dem andern übertrieben vor. Es ſeye! Aber ich weiſs, daſs diejenigen, ſo die Sache in ihrem wahren Geſichtspunkte betrachten wollen, gewiſs mich rechtfertigen. Sieht man nicht augenſcheinlich, in einer verdorbenen, nicht erneuerten Luft die Kranken dahinſterben? Und muſs nicht in dieſer Rückſicht die wenige Kälte, ſo ſie auszuſtehen genöthigt ſind, ein weit geringeres Uibel, ja eine Wohlthat für ſie ſeyn? Zu dem kann die Kälte in einem Orte, wo viele Menſchen ſich beyſammen finden, nie heftig ſeyn, indem die Ausdünſtung der Körper ſelbſt zur Erträglichkeit und Mäſſigung derſelben vieles beyträgt; beſonders habe ich mich zur Sommerszeit dieſer Hüten, wenn ſie auch in ziemlich ſchlechtem Zuſtande waren, mit groſſem Nutzen bedienet.

Am meiſten muſs man die Häuſer ſcheuen, in denen Kranke mit faulartigen Fiebern, mit Skorbut, oder Lungenſucht einige Zeit ſich aufgehalten haben. Die faule Ausdünſtungen ſetzen ſich in das Holzwerk, und ſelbſt in die Wände der Zimmer, und es iſt kein andrer Weg, ſie hinwegzubringen, und den Aufenthalt unſchädlich zu machen, als wenn man alles Holzwerk umändert, und die Wände friſch ausweiſſen läſst. Zu Spitälern ſchicken ſich am beſsten jene Häuſer, die groſſe Zimmer haben. Wenn noch Gänge dabey ſind, ſo iſt's um ſo beſſer. Ferner müſſen ſie recht trocken ſeyn, und von allen Seiten her von einer geſunden Luft durchſtrichen werden können. Das Waſſer muſs gut, leicht

leicht und in der Nähe seyn. Inwendig muss überall Reinlichkeit und Ordnung herrschen. Man darf nicht gestatten, dass auf den Stubenboden ausgespyen werde, besonders bey solchen, die an der Lungensucht, am Skorbute leiden, Blut speyen, oder den Speichelfluss haben. Tobak dampfen muss man unter keinem Vorwande erlauben, und das vorzüglich aus einem dreyfachen Grunde. *Erstlich:* Kann das Tobakrauchen als ein bekanntlich Speichel beylockendes Mittel einen fürchterlichen Speichelfluss erregen, und dadurch den Kranken um die Zähne bringen, oder garstige Geschwüre veranlassen, u. s. w. *Zweytens:* Da sich wegen Unbehilflichkeit der Quartiere keine schickliche Auswahl in Verlegung der Kranken treffen läst; so kann es leicht geschehen, dass ein, oder der andere Tobaksschmaucher mit einem, der hustet, oder sonst an einer andern Brustkrankheit leidet, in das nämliche Zimmer zu liegen kömmt. Durch diesen Reiz wird ein solcher mehr husten, und sich überhaupt übler befinden müssen. *Endlich* ist der Speichel dieser Leute alkalischer Art, und stinket. Wird er also auf den Boden gespyen, so kriecht er hinein, und kann nichts anders, als die Luft des Zimmers zuletzt verderben helfen.

Man soll daher alle Morgen und Abende eine Viertelstund, oder länger die Fenster öffnen, und wenn es die Jahrszeit zulasset, den ganzen Tag hindurch offen lassen, wie dies schon oben gelegenheitlich erinnert worden. Das Nämliche gielt auch von den Spitälern, so mit Kaminen, oder Ventilateurs versehen sind,

es

es ſeye dann, daſs man die Thüre könnte offen laſſen. Auch muſs man in Verlegung der Kranken eine ſchickliche Wahl zu treffen ſuchen. Die Veneriſchen, die Skorbutiſchen, die Krätzigen, Grindigen, die, ſo an der Ruhr, an den Pocken, an faulartigen, oder Petetſchenfiebern, oder am Brande darniederliegen, müſſen von den übrigen Kranken, ſo an einem unbeträchtigen Zuſtande leiden, ſorgfältig abgeſöndert werden. Sobald ein Kranker, beſonders wenn er eine ebenbenannte Krankheit gehabt hätte, geſtorben iſt, ſo muſs er ſogleich an einen abgeſonderten und von dem Spitale weit entfernten Ort hinausgetragen, und tief eingeſcharret werden, vorzüglich im Sommer, wenn es ſehr heiſs iſt, damit die daher zu befürchtende Dünſte den Luftkreis nicht anſtecken. Die Geſchirre, ſo zur Aufnahme der Exkrementen beſtimmt ſind, müſſen immer reinlich gehalten werden. Freylich iſt es beſſer, wenn man die Bequemlichkeit haben kann, welche ich in dem H. Geiſtſpitale zu *Rom*, und im Spitale zu *Mailand* angetroffen habe, wo jeder Kranke ſeinen beſondern Nachtſtuhl hatte, und wo die Exkrementen ſo, wie ſie vom Menſchen abgehen, auch ſogleich in einen unterirdiſchen Kanal, wodurch ein reiſſendes Waſſer läuft, hinabfallen, und in der Geſchwindigkeit weggeſpült werden. Dergleichen Einrichtungen ſind in dieſer Abſicht ſowohl, als auch zur Hinwegſchaffung aller übrigen Unreinlichkeiten, welche die Luft verderben können, ſehr vortheilhaft, und verdienen unſern ganzen Beyfall. Mit einem Worte, der ſchädliche Einfluſs, den eine verdorbene Spitalluft auf die hierin befindlichen Kranken haben muſs,

erſtreckt ſich ſo weit, daſs oft alle übrige Beſorgung, alle Hilfsmittel, ſie mögen ſich übrigens von der beſten Seite empfehlen, ſchlechterdings fruchtlos werden. *) Uiber dieſe ſo wichtige Materie wird im zwölften Hauptſtücke noch eine andre Reflexion vorkommen.

ZWEYTE BEOBACHTUNG.

Uiber den Gebrauch der Rinde bey zwey mit dem feuchten Brande vergeſellſchafteten, fürchterlichen Abſzeſſen; einer war an der Leiſtengegend, der andre in der Nähe des heiligen Beines zum Vorſchein gekommen, und beyde hatten unter einander Gemeinſchaft.

Ein Kammermädchen bey I. H. der Prinzeſſinn . . . ward den 3 Auguſt 1769 auf einem Male, während daſs ſie eine Treppe ſtieg, von einem ſehr heftigen Schmerze im Knie und dem rechten Schenkel befallen. Das Mädchen befand ſich im 25 Jahre ihres Alters, ſchien von einem blutreich-gallichten Temperamente zu ſeyn, nnd hatte ihre monatliche Reinigung immer zur rechten Zeit. Es kam den nämlichen Tag noch ein Fieber dazu, das ſehr heftig ward, und Anlaſs gab, einen erfahrnen Arzt zu holen. Die Schmerzen wandelten von einem Gelenke in's andere, und lieſſen ſich bald da, bald dort ſpüren, — ein Umſtand, der den Arzt

*) *Pringle*, auf den wir uns ſchon mehrmal berufen haben.

Arzt verleitete, die ganze Sache mit *herumschweifendem Gicht* zu taufen. Es wurden Arzneyen von mancherley Art und Gattung verschrieben, und zu dreyen Malen Blut herausgelassen, welches allzeit mit der Entzündungsrinde bedeckt war. In vierzig Tagen war die Kur zu Ende. Es blieb nichts, als nur ein leichter Schmerz in der rechten Lendengegend zurück, der sich gegen die Gräte des Huftbeines hin erstreckte. Das Mädchen konnte freylich aufstehen, gieng auch herum dabey, doch geschah es nicht ohne alle Beschwerde. Wenige Tage hierauf merkte sie, daſs neuerdings eine Geschwust ohne alle Röthe und von der Gröſse eines kleinen Hünereyes zum Vorscheine kam, welche die Drüsen dieses Ortes einnahm. Ich ward daher auf Befehl ihrer Gebieterinn herbeyberufen. Es war der 13 des Weinmondes. Ich lieſs nichts als ein Pflaster aus Galbanum auflegen, das man alle zwey Tage erneuern muſste. Nach zwey Wochen war Schmerz und Geschwulst verschwunden, das Mädchen konnte ohne alle Schwürigkeit, ohne alle Hinderniſs herumgehen, und genaſs durch zween Monate der vollkommensten Gesundheit.

Das Jahr darauf kam sie den 5 Jäner zu mir, und zeigte mir eine andere Geschwulst, welche einige Zeit darnach an der nämlichen Gegend neuerdings hervorgekommen, breiter und dicker war, und der Natur nach von der ersteren unterschieden zu seyn schien, weil sie nicht ihren Sitz in den Drüsen hatte. Aus der Röthe und dem Schmerze, der diese Geschwulst begleitete, schloſs ich auf eine Anlage zur Eyterung, und

um die Natur hierin zu unterſtützen, verordnete ich das gummichte Diachilonpflaſter; lieſs aber die Mitte davon mit etwas Baſilikumſalbe beſtreichen, und auf dieſe Weiſe bis zum 13 fortfahren. Allein als ich ſahe, daſs Schmerz und Geſchwulſt mehr zunahm, und die Kranke Schauder und Hitze wechſelweiſe anwandelte, ſo lieſs ich des Tages hindurch ein Breyumſchlag von Milch und Semmelkrumen, des Nachts aber ein Pflaſter überlegen. Am 27 war die Geſchwulſt weich, erhoben, und lieſſe ein deutliches Schwappen wahrnehmen. Ich konnte dringender Geſchäften wegen unmöglich ſelbſt die Kranke beſuchen, und ſchickte alſo einen meiner Aſſiſtenten hin, die Geſchwulſt zu öffnen, und die ganze Kur zu übernehmen. Nach gemachter Oeffnung verband man bloſs mit einem einfachen Digeſtive aus Terbenthin mit Eygelb aufgelöſt; die Kranke blieb übrigens im Bette, und beobachtete eine mäſſige Diät.

Bis hieher gieng alles gut, und das Geſchwür ſchien ſich ſchon zur Vernarbung anlaſſen zu wollen; allein am 6 Hornung war es um ein Merkliches gröſſer geworden, die Lefzen hatten ſich auswärts gekehret, und ſahen oberwärts ſpeckartig aus, dabey kamen hie und da ſchwarze Punkten zum Vorſcheine.

Am 6 in der Frühe machte ſich an der obern Gegend des Geſchwüres, wo es ſpeckigt ausſahe, eine tiefe Oeffnung von ſelbſten, welche eine Menge Eyters von ſich gab, und ſo groſs war, daſs man einen Finger hätte hineinbringen können. Als die Prinzeſſinn dieſes

er-

erfuhr, ſo lieſs ſie mich erſuchen, ich möchte doch heute die Kranke ſelbſt beſuchen. Ich gieng alſo in Begleitung des obenerwähnten Chirurgens hin, und ſahe, wie ein dünner, jauchenartiger und ſtinkender, mit etwas ſchwarzem und verdorbenem Blute vermiſchter Eyter immerfort hervorquolle, der, wenn die Kranke Odem holte, oder huſtete, noch ſtärker herausdrang. Der Geſtank, den dieſe Materie von ſich gab, war ſo auſſerordentlich, daſs man nicht ohne Mühe einige Minuten im Zimmer aushalten konnte. Die ganze Menge des Eyters, der ſeit unſrer Ankunft und vorher hervorgekommen war, mochte ungefähr zwey Pfunde betragen. Ich lieſs ſie aus dem Bette heben, und ein Paar Schritte auf und ab gehen, um die Materie leichter herausflieſſen zu machen. Darauf nahm ich eine ſilberne gekrümmte Sonde zur Hand, und ſuchte die Quelle des Eyters zu entdecken, weil man nicht wiſſen konnte, ob ſie in den Zwiſchenräumen der Muskeln des Unterleibes, oder in der Bauchhöhle ſelbſten ihren Sitz hatte. Ich kam mit meiner Sonde unter dem Schenkelbuge in eine weite und tiefe Höhle, die ſich auf dem heiligen Beine verbreitete. Doch fand ich dieſes Bein an keinem Orte entblöſſet. Nach dieſer beſstmöglichſt angeſtellten Unterſuchung hatte ich Grund, zu ſchlieſſen, daſs der Abſzeſs in dem Zellengewebe (welches das Darmfell da, wo es die Harnblaſe und Bärmutter überziehet, mit dem Beinhäutchen des heiligen Beines verbindet) ſeitwärts der Bärmutter unter dem Eyerſtocke im Becken ſeinen Sitz haben müſſe.

Man nahm in der ganzen Schamgegend weder vor dieſer Entdeckung, noch nachher die geringſte Spannung wahr. Nur war die Kranke ſeit einigen Tagen zuſehends vom Fleiſche gefallen, hatte eine ungewöhnliche Wangenröthe, ohne Zweifel natürliche Folgen des anhaltenden Fiebers, das von einem ſehr ſchnellen, kleinen, etwas hartem Pulſe und Durſte begleitet war. Die Kräfte fielen zuſammen; aber das Athmen gieng ohne alle Beſchwerde vor ſich: Auf meine Frage, ob ſie ſonſt noch etwas zu klagen hätte, und ob ſie noch irgendwo Schmerzen fühlte; antwortete ſie, daſs ſie nichts wahrnehme, als eine Empfindung von Schwere auf der rechten Seite, beſonders wenn ſie ſich bewegen wollte.

Den Eyterſack ſo viel, als möglich, von dem noch übrigen Eyter zu reinigen, bediente ich mich Morgens und Abends folgenden Mittels: Ich nahm 8 Unzen deſtillirtes Wegerichwaſſer, hiezu that ich ein Quentchen Myrrhentinktur und vier Loth einfachen Roſenhonig, und ſpritzte dieſe Miſchung zu dreyen Malen nach einander in das Geſchwür, lieſs darauf die Kranke jedes Mal huſten, damit die eingeſpritzte Materie ſamt dem zurückgebliebenen Eyter wieder herausgeſchafft werde. Sodann bedeckte ich das Geſchwür ſamt den Leſzen mit einem Plümaceau, das mit Terbenthin, in Eygelb aufgelöſt, beſtrichen war, über das Ganze legte ich ein ſtark klebendes Pflaſter, welches aus dem Oxikroceum- und dem gummichten Diachilonpflaſter (zu gleichen Theilen) beſtande, auf ein Stück

chen Leinwand geſtrichen, und hie und da durchlöchert war, um den Eyter durchzulaſſen. Am Abend ward der Verband umgewechſelt, wo noch eine Menge Eyter, jedoch bey weiten nicht ſo viel, als des Morgens hervorkam. Merkwürdig iſt, daſs hier das Fieber anhielt, das, wie bekannt, ſich doch ſonſt gemeiniglich nach vollendeter Eyterung und herausgelaſſenem Eyter zu verlieren pflegt.

Der Stuhl war natürlich. Die Diät beſtand in Brühen, in Milchthee, in einem Panatel, das ſie zweymal des Tages nahm, und in ein Paar gekochten Aepfeln, oder einem Teller Spinnat, oder ſonſt was Grünes.

Zu Ende des Wintermonats 1769 begann die Kranke zehn Tage vorher, als ſich die Geſchwulſt in der Leiſte das letzte Mal gezeigt, auf eine andre Geſchwulſt aufmerkſam zu werden, die ober dem heiligen Beine zum Vorſcheine kam. Aus übel verſtandener Schamhaftigkeit ſagte ſie mir kein Wörtchen von dieſem Umſtande, und brauchte nichts, als ein gewiſſes Pflaſter, das ſie von einer Frau bekommen hatte, und das ihr als das beſste Mittel zur Zertheilung aller Arten von Geſchwülſten anempfohlen worden war, und daher auch nur das *wunderthätige Pflaſter* ſchlechtweg hieſſe. Indeſs wollte es hier kein Wunder thun. Es ſtellte ſich eine beträchtige Entzündung ein, welche mit groſſen Schmerzen begleitet war, und die ganze Geſchwulſt gieng trotz der Wunderkraft dieſes Pflaſters

zuletzt in Eyterung über. Den 7 Hornung also in der Nacht gieng, während die Kranke im Bette eine Bewegung machte, eine zweyte Eyterbeule an dem Rucken auf, davon sich die Oeffnung zwischen dem heiligen Beine und dem letzten Lendenwirbelbeine befand. Nachdem man das Pflaster hinweggenommen hatte, so soll, nach der Aussage des Mädchens, das bey ihr die Wache hatte, der Eyter mit Heftigkeit in die Ferne bogenweise herausgespritzt seyn, so wie das Blut aus einer beträchtigen Blutader zu springen pflegt. Man suchte das Eyter aufzufassen, und die Menge desselben soll das am vorigen Tage weit übertroffen haben. Auch soll er eben so gefärbt und von gleichem Gestanke gewesen seyn so zwar, dass man die Fenster aufreissen, frische Luft hineinlassen, und dann räuchern musste. Dies alles hab ich aus dem Munde der Personen, die bey dem Auftritte zugegen waren.

Des Morgens darauf besuchte ich die Kranke, und da erfuhr ich, dass sie die ganze Nacht nicht geschlafen, und dass der übrige Verlauf der ganzen Sache so war, wie ich ihn eben erzählet habe. Ich sahe nun selbst darnach, und fand die Bedeckungen über 14 Linien breit vom Brande eingenommen, mit einem Loche in der Mitte, durch welches ich noch wenigstens ein halbes Pfund Eyter (durchaus so beschaffen, wie der am vorigen Tage) hervordrückte. Ich untersuchte nun das vordere Geschwür, und fand es zwar noch in seinem vorigen Zustande; allein die Oeffnung, welche zum grossen Eytersacke führte, hatte sich um die Hälfte ver-

engert

engert, so zwar, dass man von der Einspritzung sehr wenig hineinbringen konnte, und wenn man neben herum drückte, kaum ein Paar Tropfen Eyters hervorkamen. Der Verband geschahe wie am vorigen Tage, nur kam eine kleinere Wieke hinein.

Hinterwärts spritzte ich die nämliche Injektion zu vier wiederholten Malen in das Geschwür, liess die Kranke jedes Mal zum Husten sich zwingen, und half meinerseits mit Drücken nach, damit sie ja, soviel möglich, ein so scharfes, bösartiges Wesen, das sogar die Karpie schwarz färbte, herausgeschafft werde. Ich brachte sodann einen Karpiewälcher mit Terbenthin bestrichen hinein, legte ein Plümaceau und ein Pflaster eben so, wie bey dem vordern Geschwüre darauf. Ich befahl der Kranken, im Bette zu bleiben, und rieth ihr, auf dem Rucken zu liegen, solange sie's aushalten konnte: denn in dieser Lage konnte der Eyter natürlicher Weise am besten herausfliessen. Bey dem Abendverbande drang aus der hintern Oeffnung eine Menge Eyters hervor, aus der von vorne aber beynahe gar keiner. Ich sahe, dass die brandige Stelle der Haut sich weiter ausgebreitet hatte, und um einer weitern Gefahr vorzukommen, und der Natur in Wegstossung des Verdorbenen behilflich zu seyn, gab ich ihr zum ersten Male ein Quentchen Chinapulver in etwas Rosenkonserve, und liess diese Dose dreymal des Tages wiederholen.

Den 9 Hornung fand ich die Kranke schwach, den Puls aber nicht mehr so geschwind, auch etwas

weicher. Die Nacht war nicht so unruhig gewesen als die vorige, und sie hatte zwey Stunden lange unausgesetzt geschlafen. Das Geschwür vorwärts sah noch eben so aus, wie gestern; aber aus der hintern Oeffnung sahe man noch immerfort häufiges Eyter hervorfliessen. Weil ich nun einerseits sah, dass die Haut um die Beule sehr dünne und welk war, und daher an einer Vereinigung mit Grunde zu zweifeln anfienge; andererseits aber eine grosse Verwüstung des Brandes befürchtete: so beschloss ich, die Haut nach der Richtung der beträchtigeren Höhlen quer durchzuschneiden. Ich machte also mit der Schere zweymal einen drey Finger langen Schnitt, einen rechterseits, den andern linkerseits, beyde Schnitte liefen bis an den Dorn des Huftbeines hin, wo sie sich endigten. Nun sahe man, dass der Grund des Geschwüres speckartig war. Man suchte es daher vom Eyter und Blute zu reinigen, legte oben darauf ein Plümaceau mit Digestiv, oder manches Mal nur blosse mit der Injektionsmaterie befeuchtete Karpie, im übrigen wurde mit der China fortgefahren, auch immer die nämliche Ordnung im Essen beobachtet. Ich liess die Kranke nicht im Bette aufsitzen, weil dadurch die Ränder des Geschwüres aus einander klaffen mussten, und wann ich den Verband anlegte, so musste sie sich auf die Seite legen, damit der Ausfluss des Eyters erleichtert werde. Am Abend fand ich des Eyters viel weniger, als in der Frühe.

Eben so fand ich auch des folgenden Tages darauf beym Früheverbande weniger Eyter, als des Tags

vorher. Die brandigen Hautſtellen fiengen an, ſich ſtückweiſe abzuſöndern, und das ganze Geſchwür ward nun breiter, der Grund aber davon ſtach, in wie weit man ihn ſehen konnte, röthlicht hervor. Rechterſeits war ein Stück vom groſſen Ruckenmuskel drey Querfinger breit verloren gegangen. Ich ſuchte hier mit dem Finger, den Grund auszuſpähen; kam aber in einen Hohlgang, der über den Dorn des Huftbeines weggieng, woraus ich ſchlieſſen konnte, daſs hier die Gemeinſchaft mit der vordern Geſchwulſt ſeyn müſſe. Sonſt war keine Veränderung vorgegangen: daher es auch bey der alten Behandlung bliebe. Abends ward wieder verbunden, und die Eyterung hatte ſich verhältniſsmäſſig vermindert.

Den Morgen darauf (das iſt: am 11 Hornung) beſuchte ich die Kranke wieder. Sie hatte fünf volle Stunden geſchlafen; der Puls war mehr erhoben, ſonſt beynahe natürlich, und das Ausſehen viel beſſer. Ich erlaubte ihr daher Milch mit etwas Semel des Tages hindurch zu eſſen. Sonſt gieng alles gut; man fuhr mit der nämlichen Behandlung bis den 15 fort. Der Puls war nun ganz natürlich. Man ſetzte mit dem Einſpritzen aus, that zur Digeſtivſalbe einige Tropfen Mirrhentinktur, und legte ſie etwas dichte auf das hintere Geſchwür. Die China wurde nur zweymal des Tages genommen. Der Leib blieb immer offen.

Vom 16 bis 23 war keine merkliche Veränderung vorgegangen, auſſer daſs das vordere Geſchwür

kei-

keinen feſten Grund ſetzen wollte, und von Zeit zu Zeit ſchwammichtes Fleiſch an der Oberfläche herauswuchs, welches man mit dem Höllenſteine, ſo oft es ſich zeigte, hinwegzuſchaffen ſuchte. Die Menge des Eyters nahm täglich mehr ab, er war geruchlos und dicker. Uibrigens ward ſowohl in der Diät, als auch in der bisherigen Behandlungsart nichts geändert.

Ich bemerkte hierauf, daſs auch am hinteren Geſchwüre ſchwammichtes Fleiſch zum Vorſchein kommen wollte, wovon ich die Urſache theils in dem lockern Grunde, theils auch in dem Eyter ſelbſt, der immer noch zu häufig und nicht von der beſsten Art war, ſuchte. Freylich ſchien er an der Auſſenfläche des Geſchwüres ziemlich dicke; allein wenn man um daſſelbe zu drucken anfieng, beſonders aber wenn man an der Gräte des Huftbeines den Druck anbrachte, ſo kam ganz aus der Tiefe ein Eyter hervor, der ſehr wenig zuſammenhienge. Indeſs klagte die Kranke nicht im geringſten über Schmerzen. Ich lieſs ein Waſſer zubereiten, das aus rohem Alaune *(vj. gr.)*, aus Kampfer *(drachm. j)*, kriſtalliſirten Grünſpane *(ſcrup. ij.)* und 2 Pfund Brunnwaſſer zuſammengeſetzt war. Dieſe Miſchung kam in's Marienbad, und blieb allda durch 8 Stunden. Dann wurde es durch Löſchpapier geſeigert, und ſo zum Gebrauche aufbehalten. In dieſes Waſſer wurde die Karpie getaucht, über beyde Geſchwüre gelegt, und ſo eine Zeit damit fortgefahren. Kam ungeachtet dieſer Behandlungsart dennoch hie und da ſchwammichtes Fleiſch hervor, ſo nahm man den Höllenſtein

und

und trockne Karpie zu Hilfe. Auf diese Art wurden die Geschwüre täglich kleiner, alle Höhlen und Gänge wuchsen auf das schönste zusammen, nur der auf der rechten Seite wollte sich nicht zur Heilung schicken, sondern gab immer noch eine jauchenartige Materie von sich.

Den 27 klagte die Kranke, der Bauch seye ihr etwas aufgetrieben. Ich untersuchte die Sache, und fand ihn freylich gespannt, aber ohne Härte. Den folgenden Tag war er noch mehr aufgetrieben. Doch klagte sie weder über Schmerzen, noch über sonst etwas. Nachdem ich über diese neue Erscheinung genugsam aufgeklärt war, so fand ich, das selbe blofs von der Zurückhaltung des periodischen Blutflusses, der bey ihr sich allzeit gegen Ende des Monats zu zeigen pflegte, herrühre; denn im vorigen Monate hatte sie bey den nämlichen Umständen die nämliche Wirkung erfahren. Ich setzte daher den 1 März mit dem Gebrauche der Rinde aus, und gab ihr des Tages darauf ein Purgiermittel. Denn auf diese Art, dachte ich, werden nach Entleerung der Exkrementen die Säfte mit mehr Freyheit und Leichtigkeit im Unterleibe herumkreisen können, folglich eher der Ausbruch des Monatflusses zu hoffen seyn; auch suchte ich dadurch den Zuflufs der Säfte nach der kranken Stelle zu mindern. Das Purgiermittel bestand aus dem sogenannten Wienertränkchen zu drey Unzen, das ich noch durch drey Quentchen Bittersalz verstärkte, und durch zwey Quentchen Aniswasser etwas angenehmer machen liefs. Diese Arzney mufste sie des

Mor-

Morgens frühe laulicht nehmen, und von Zeit zu Zeit magere Fleischbrühe nachtrinken. Sie wirkte zweckmässig: denn es erfolgten sieben Stühle. Am folgenden Tage hatte sich die Eytermenge um ein merkliches vermindert, besonders aber kam zur Zeit des Verbindens nicht so viel mehr aus der Tiefe hervor. Von der Spannung im Bauche war kaum noch etwas zu fühlen. Nun ward wieder zur China und zur ganzen vorigen Behandlungsart geschritten. Den 6 März gegen Abend liesse sich ohne einige Uibelkeit die Reinigung zum ersten Male sehen; sie war nicht gar häufig, und floss durch drey Tage hindurch. Als ich aber sahe, dass das mit Kampfer geschwängerte Wasser hier nicht die gute Wirkung hervorbrachte, wie ich es gewünscht, und so wie ich es in anderen Fällen beobachtet hatte, das ist, als ich sahe, dass das schwammichte Fleisch sich nicht verlieren wollte, so nahm ich wieder die Einspritzung zu Hilfe; auf beyde Geschwüre aber legte ich die Digestivsalbe, die ich mit einigen Tropfen Komendatorbalsam, bald mehr, bald weniger, je nachdem es die Umstände zu fodern schienen, versetzen liess. Doch war ich nicht im Stande, an dem hintern Geschwüre die Erzeugung des faulen Fleisches völlig zu verhindern, denn die Anhäufung des Fleisches geschahe gar zu stark. Den übrigen Monat hindurch fuhr man fort, die Kranke zu behandeln, wie zeither. Das vordere Geschwür gab guten Eyter, und hatte sich beynahe geschlossen; aus dem hintern aber floss immer noch eine Menge Eyters, der bald dünner, bald dicker war, und aus dem grossen Sacke hervorkam; doch hatte er auf der

Ober-

Oberfläche ein besseres Aussehen, und das Geschwür selbst wurde kleiner. Rechterseits, wo der tiefe Eytersack zurückgeblieben, wuchs noch immer schwammichtes Fleisch hervor, und kaum glaubte man es, durch den Höllenstein zerstört zu haben, so kam es nach zwey, drey Tagen neuerdings zum Vorschein. Ich nahm daher keinen Anstand, die Haut, welche den Eingang in die grosse Höhle bedeckte, und schon dünnne geworden war, durch einen drey Finger breiten Schnitt zu öffnen, damit die Arzneyen mehr auf den Grund angebracht werden, und das eyterige Wesen, das sich hier anzuhäufen pflegte, sich freyer ausleeren könnte, dies geschah den 13 März. Etliche Tage hernach entdeckte ich das Loch, das die Muskeln durchborte, und bis in das Becken drang. Der Eyter fieng an, ein besseres Aussehen zu erhalten, ward dicker, färbte die Karpie nicht mehr schwarz, und das ganze Geschwür begann, augenscheinlich kleiner zu werden. Weil nun nichts mehr von einem Brande zu befürchten, und die Kranke ziemlich zu Kräften gekommen war, so hielt man mit dem Gebrauche der Rinde inne; die Milch- und Kräuterdiät wurde aber fortgesetzt.

Zu Anfange des Aprils liess sich auf's neue der weibliche Monatfluss sehen, und hielt drey Tage an, ohne dass die Kranke im geringsten sich übel dabey befunden hätte. Zu dieser Zeit spritzte ich einmal das hintere Geschwür ein, und hielt zu gleicher Zeit die äussere Oeffnung mit dem Finger zu, da sahe ich einige Tropfen von der Einspritzungsmaterie durch das

vor-

vordere Geschwür hervorkommen. Warum man aber nicht schon eher und gleich anfangs beym Einspritzen was gesehen hat? Die Ursache, glaub ich, ist diese: anfangs war der Eytersack gar zu groſs, als daſs er durch die geringe Einspritzung hätte ausgefüllt werden können; nun er aber viel enger und kleiner geworden war, konnte die eingespritzte Materie ihn leicht ausfüllen, und so ein Theil davon weiter gehen. Doch nahm ich mir sogleich vor, diesen Versuch nicht mehr zu wiederholen, denn ich fürchtete die Zusammenwachsung der kleinen Gefäſschen, welche eigentlich die Höhle ausfüllen und wegbringen muſsten, könne dadurch verhindert werden. Sonst gieng alles gut. Am vordern Geschwüre war das Eyter gut, weiſs und dicke, und den 9 kam gar keines mehr zum Vorschein, dem ungeachtet wurde noch bis den 16 fort verbunden. Auch das hintere Geschwür hatte schon Narbe gesetzt, den bekannten Eytergang ausgenommen. Doch verlor sich auch hier der Eyter von Tage zu Tage mehr, und ward besser.

Zu eben der Zeit muſste ich auf 6 Wochen eine Reise nach Ungarn machen, und übergab daher die Kranke in die Hände des Herrn *Bataglia.* Dieser fuhr in der bisherigen Art zu verbinden fort, und brachte unterdessen auch das hintere Geschwür zur völligen Vernarbung. Bey meiner Zurückkunft im Anfange des Brachmondes fand ich das Mädchen dick und fett, und von gesunder Farbe.

RE-

REFLEXIONEN.

Die wahre Ursache dieser zwey Geschwülste scheint etwas dunkel zu seyn, und ich wüsste nicht zu entscheiden, ob sie von sich selbst entstanden (*idiopathici*) oder bloss Folgen von der erstern Krankheit. und also kritisch (*critici*) gewesen waren. Ich werde hierorts nur das berühren, wofür am meisten die Wahrscheinlichkeit spricht. Dass die China zur Heilung des örtlichen Uibels augenscheinlich mitgewirkt, daran lässt sich keinen Augenblick zweifeln, sobald wir von der Menge des Eyters auf die grosse Höhle, die natürlicher Weise da gewesen seyn muss, schliessen wollen, obschon niemand zuverlässig bestimmen kann, was für Theile eigentlich verletzet waren. Zudem lässt sich auch mit Grunde schliessen, dass diese Rinde das Einsaugungsfieber, das in ähnlichen Fällen oft in ein wahres, schleichendes ausartet, gemässiget, dass sie einer Versetzung des eingesogenen Eyters auf irgend einen ädlen Theil vorgebeuget, dass sie endlich die Absönderung des Brandigen befördert, und so dem weitern Umsichgreifen des Brandes selbsten Einhalt gethan habe. Die ganze Kur hatte über vier Monate gedauert. Aber wer weiss, wie lange es ohne dieses Mittel vielleicht hätte anstehen dürfen, bis die Heilung gänzlich erfolgt wäre? Und wer ist Bürge, ob sie alsdann je würde zu Stande gekommen seyn? Ich bin zwar weit entfernt, gerade hin zu behaupten, dass ohne die Rinde in einem ähnlichen

Falle die Heilung platterdings unmöglich seye (wenn sonst die übrige Behandlung je den Umständen angemessen ist); indess wollt ich doch meinerseits so was nicht wagen, und es darauf ankommen lassen. Es ist wahr, gewisse zu rechter Zeit und mit Klugkeit angebrachte Behutsamkeiten können oft auch in wichtigen Fällen von ungemeinen Nutzen seyn; aber oft richtet man auch mit all seiner vermeinten Klugkeit und allem Spürgeiste nichts, oder doch sehr wenig aus. Dieses alles genau gegen einander abgewogen, wird es nicht vernünftiger seyn, einen Weg einzuschlagen, der nie irre führt? Und auch nur dann wird das Glück unsere Bemühungen krönen. Sollte aber wider Vermuthen ein unglückliches Ohngefähr unsre Hoffnung vereiteln, so ist es doch seliger Trost, wenn eine innere Stimme uns zuruft: " *Du hast alles gethan, was dir zu thun möglich war.* „

DRITTE BEOBACHTUNG.

Uiber eine Entzündungsgeschwulst am Nacken, welche in Abszess und Brand übergieng, und mit Hilfe der Rinde geheilt ward.

Ludovica de Violante, eine Frau von 56 Jahren, von einem blutreich-gallichten Temperamente und einem sehr fetten Körper, bekam den 17 May 1767 eine Geschwulst an dem Nacken in der Grösse einer Nusse.

Die

Die Geſchwulſt gehörte in die Klaſſe der hitzigen, war klein im Anfange, ob ſie gleich in der Folge beträchtig wurde. Man konnte keine offenbare Urſache ihrer Entſtehung ausfindig machen; übrigens ſah ſich die Kranke in den erſten Tagen nirgends um Hilfe um, ungeachtet ſie auch da ſchon den Hals nicht ohne Mühe zu bewegen vermochte.

Neun Tage blieb's dabey; aber nach Verlauf dieſes Zeitraums fieng die Geſchwulſt unvermerkt an, gröſſer zu werden: es geſellte ſich Schmerz und Röthe hinzu, und ein allgemeines Fieber, das vom Durſte und ſchlafloſen Nächten begleitet wurde. Nun vermocht' es die Kranke nicht länger auszuhalten, ſie muſste in's Bette, und lieſs ſich Uiberſchläge von Semmel und Milch machen. Damit fuhr ſie 8 Tage lange fort. Sie fühlte auch wohl einige Erleichterung; doch hatte ſie ſich mehr verſprochen: ſie hätte nämlich gewünſcht, daſs die ganze Geſchwulſt in Eyterung übergehen, und dann von ſelbſt aufgehen möchte. Allein ſie merkte ſelbſt, daſs die Natur hier für ſich allein nicht ſtark genug ſeyn dürfte, einen Ausgang nach ihrem Wunſche hervorzubringen: ſie ſah ſich daher um Hilfe um. Ihre Wahl traf mich; ſie lieſs mich alſo am 5 des Brachmondes rufen. Ich kam, und unterſuchte. Die Geſchwulſt war zu einer auſſerordentlichen Gröſſe herangewachſen, und hatte nicht nur allein den hintern Theil des Halſes, ſondern auch die Seitentheile inne. In der Mitte der Geſchwulſt bemerkte man eine zwey Zoll groſſe und drey Finger breite, ſchwarze, harte *Rinde.* Um dieſe Rinde

sah die Geschwulst aschengrau und verdorben aus, war weich anzufühlen, ohne Empfindung, und gab einen unangenehmen Geruch von sich.

Die ganze Geschwulst war freylich mehr breit, als erhoben. Doch liess sich durch die brandigen und harten Bedeckungen hindurch im Grunde etwas von einer Schwappung wahrnehmen. Um also die verschlossne Materie herauszuschaffen, und dadurch eine grössere Zerfressung der herumliegenden Theile fernerhin vorzubeugen, öffnete ich die Geschwulst, soweit das Brandige reichte, ohne Verzug. Es floss beynahe ein ganzes Pfund Eyter heraus, und man sahe ganze Stücke von der Fetthaut, und einige Klumpen schwarzes Blut, das, wie ich wenigstens glaube, das meiste zu dem unausstehlichen Gestanke der Materie beygetragen, mit hervorkommen. Ich nahm sodann mit der Scheere die brandige Rinde samt einem Theile der faulen Haut, welche selbe umgab, hinweg, und nun kam erst der Eyter, der noch im eigentlichen Sacke, so im Ganzen mehr austrug, als die ganze brandige Stelle, zurückgeblieben war, hervor. Diesen füllte ich ganz gelinde mit einer mit Digestiv bestrichenen Karpie aus. Das Digestiv war folgendes:

℞. *Therebinth. unc. ij.*
Vitell. ovor. Nro. sem.
Ung. basilic. unc. sem.
Tinct. mirrh. drachm. ij. M.

Uiber das Ganze liess ich noch eine Bähung vom Weine, worin ich die China hatte kochen lassen, legen.

Die-

Dieſer Umſchlag wurde zu öfteren Malen des Tages über umgewechſelt, und fünf Tage lange unausgeſetzt fortgebraucht; hierauf wurde durch ſechs Tage hindurch nur jedesmal, ſo oft verbunden ward, umgeſchlagen. Ich verurtheilte die Kranke zu einer ſtrengen Diät, und als ſie über Schwere des Kopfes und Schläfrigkeit klagte, und ich ein Fieber mit einem geſchwinden und ſchwachen Pulſe wahrnahm, verordnete ich ihr ein Quentchen von einer guten peruvianiſchen Rinde, mit 6 Gran Rhabarbar, und lieſs daraus mit Hilfe eines Sirupes von der Zimmetrinde einen Biſſen machen, den ſie zehn Tage lange alle Morgen und Abende und darnach durch ſechs Tage, nur ein einziges Mal des Tages, über nehmen muſste. Auf dieſe Arzney blieb der Leib gehörig offen, die Heftigkeit des Fiebers lieſs ſogleich nach, und der Puls erhob ſich augenſcheinlich ſo zwar, daſs er am fünften Tage beynahe natürlich war. Auch die Schwere des Kopfes verſchwand, und die Kräfte ſtellten ſich nach und nach wieder ein.

Das Geſchwür ward zweymal des Tages verbunden, und die Höhlen immer mit Karpie, ſo wie das erſte Mal, ausgefüllt. Auf dieſe Behandlung ſönderte ſich die erſten drey Tage noch manch andres groſſes Stück von der verdorbenen Fetthaut ab, ſo wie auch die brandige Haut des untern Randes am Geſchwüre. Den vierten Tag gieng wieder ein Stück Haut von anderthalb Zoll ſamt einem Theile des Mönchkappen- und des rechten riemenförmigen Muskels hinweg. Dies

machte, dafs nun das Geschwür viel tiefer und breiter aussah, und eine ganze flache Hand im Umfange hatte.

Den sechsten Tag, d. i. den 11 des Brachmondes, sah ich, dafs der Grund zu röthen und gesundes Fleisch zu setzen anfienge. Ich beschloss nun, die eine Hälfte des Geschwüres, wie gewöhnlich, mit Arzneyen, die andere aber trocken zu verbinden. Ich legte also rechterseits in die Höhle ein mit Digestivsalbe bestrichenes Plümaseau, und fuhr damit fort. Den 3 des Heumondes war die ganze Höhle beynahe ausgefüllet, so zwar, dafs das neu hervorgewachsene Fleisch mit den Rändern des Geschwüres schier einerley Höhe hatte. Ich liefs nun das Digestiv beyseite, und verband statt dessen mit einer Tutiensalbe, wovon ich zu einer Unze ein Quentchen zubereiteten Krebsscheerenpulver und 30 Tropfen von dem sogenannten *Elixirium Proprietatis* that. Den 18 des Herbstmondes kam die völlige Vernarbung zu Stande.

Auf die andre Hälfte des Geschwüres, linkerseits nämlich, legte ich nichts, als blosse trockne Karpie, um mich von der verschiedenen Wirkung dieser beyden Behandlungsarten zu überzeugen. Freylich hatte ich mir, die Wahrheit zu gestehen, keine Wunderdinge von der trocknen Karpie versprochen; doch hoffte ich die Vernarbung beyder Hälften in einer gleichen Zeit zuwege zu bringen. Ich betrog mich. Die rechte Seite heilte, ungeachtet sie weit tiefer und breiter, als die andere, und voller Höhlen und Gänge war, dennoch 6

Ta-

Tage früher, als die linke Seite. Nie sah ich hier einen wahren balsamischen Eyter, immer blieb er missartig und häufig, immer wuchs statt guten Fleisches ein schwammichtes hervor, dergestalten, dass ich es, um wegzubringen, alle Tage recht stark mit dem Höllensteine betupfen musste, Hilfsmittel, die ich nie auf der andern Hälfte vonnöthen hatte. Auf die Letzt ward ich müde, und legte die obige Salbe darauf. Den 24 Heumond war alles vernarbt.

REFLEXIONEN.

Die trockne Karpie kann also kein Universalmittel abgeben, wie solches einige behaupten wollten. Die Heilkraft dieser leinernen Fäden ist unbestimmt, und sie haben noch keinen Platz in dem Medikamentenreiche angewiesen. Sie sind blosſs als das Werkzeug anzusehen, mittels dessen die Arzneyen angebracht, und nach der mancherley Gestalt der Wunde und Geschwüre, besonders wenn sie sehr tief sind, schicklich eingericht werden können. Ich bediene mich ihrer blos in einigen Fällen, um das Anwachsen des faulen Fleisches zu verhindern, durch einen, oder zwey Tage. Doch muss zu gleicher Zeit noch ein gehöriger Druck angebracht werden, wenn man anders seinen Zweck erreichen will. Uibrigens darf nie lange mit dem Gebrauche dieser Fäden fortgesetzt werden, weil durch ihre Härte und Rauhigkeit doch immer ein Reiz entstehen,

folglich neue Entzündung hervorgebracht, und die Eyterung verhindert werden muſs. Der Eyter behält dabey immer eine gewiſſe Miſsartigkeit, und giebt daher nothwendiger Weiſe zur Entſtehung des ſchwammichten Fleiſches Gelegenheit. Deswegen ſieht man auch, daſs jene, ſo auf dieſer Methode zu reiten pflegen, immer Aezmittel in der Hand haben. Uibrigens halt' ich es für überflüſſig, mich länger beym wahren und übertriebenen Gebrauche der trocknen Karpie hierorts aufzuhalten, da ich mich über dieſe Materie in dem Anhange zu meinen *medizinisch - chirurgischen Reflexionen* ſattſam erklärt habe.

VIERTE BEOBACHTUNG.

Uiber eine Entzündungsgeschwulst, worauf Brand und bösartige Eyterung erfolgte.

Das Söhnchen von S. E. dem Grafen von *Virum*, ein Kind von 18 Monaten, hatte einen leichten Katharr, der es ganze vierzehn Tage hindurch plagte. Es zeigte ſich nun ſeit wenigen Tagen ein Ausſchlag am ganzen Körper, jedoch ohne daſs ſich das Kind übler befunden hätte. Den 25 Hornung verſchwand auch dieſer Ausſchlag, und den Tag darauf ward es von einem ſehr heftigen Fieber überfallen, wobey ſich bald Irrereden, bald Betäubung und Schlaf einfand. Den 27 kam eine ziemlich beträchtliche Entzündungsgeſchwulſt

am

am Halſe zum Vorſchein, welche die ganze linke Seite deſſelben einnahm, und bis an die vordere und hintere Halsgegend und über die untere Kinnlade ſich verbreitete. Dem ungeachtet fuhr der Katharr ſamt dem Fieber mit gleicher Heftigkeit fort, welches daher dem damaligen k. Leibarzte eine hitzdämpfende Mixtur zu verſchreiben Gelegenheit gab. Auf die Geſchwulſt aber kamen öfters des Tages hindurch Umſchläge von Semmel in Milch gekocht mit etwas Saffran.

Den 28, 29 Hornung, wie auch den 1 des Märzmondes blieb alles in ſeinem alten Zuſtande. Es wurde alſo auch mit den nämlichen Medikamenten fortgefahren, und das Uibrige der Natur überlaſſen.

Am folgenden Tage zeigte ſich gegen 6 Uhr des Abends auf dem Körper der Geſchwulſt unter dem Rande der linken Kinnlade eine ſchwarze und harte Brandkruſte von der *Gröſſe* einer Feigbohne; zwey Stunden darauf fielen ihr zur Seite unter dem Ohre zwey Löcher hinein, aus welchen eine groſſe Menge einer ſcharfen, äzenden, ſtinkenden Jauche hervorſipperte. — Der Breyumſchlag ward indeſſen immer noch fortgeſetzt.

Den 3 März ward ich Morgens um 10 Uhr gerufen, um mit einem andern Stadchirurgen, dem bis hieher die Beſorgung des kleinen Kranken anvertraut geweſen war, gemeinſchaftlichen Rath über die Sache einzugehen. Als der Verband hinweggenommen war, fanden wir, daſs die ganze Oberfläche der Geſchwulſt

ein dunkelblaues Ausſehen hatte. Die brandige Stelle betrug über einen Zoll, die Löcher waren auch gröſſer geworden, und gaben, wenn man die Gegend herumdrückte, annoch vieles gallengelbes, jauchenartiges Weſen von ſich. Die Haut an der Geſchwulſt hatte ſich wegen Mangel des Zellengewebes, davon ein beträchtiger Theil nothwendig verloren gehen muſste, vom Grunde abgelöſet, und Hohlgänge gemacht, worunter einer gerade unter dem Kinne ſich befand, der wie ein Sack ausſah, und dieſem jauchenartigen Weſen gleichſam zu einer Herberge diente. Ich hielte für dienlich, dieſen Sack auszuleeren, und machte zu dem Ende in die ſchon brandige Bedeckungen einen zwey Zoll breiten Perpendikularſchnitt gegen den Grund des Sackes zu, und verhalf hiedurch einer Menge böſen Materie zum Ausfluſſe. Der Brand war aber ſchon in einem ſolchen Grade zugegen, daſs man nicht einen einzigen Tropfen Blutes aus den zerſchnittenen Theilen zum Vorſchein kommen ſahe. Nach dem Schnitte kam auch die Fetthaut zu Geſichte, die ebenfalls in ein gänzliches Verderbniſs übergangen war. Der Verband geſchah ganz einfach, und beſtand in einer Digeſtivſalbe:

℞. *Terebinth. venet. unc. ſem.*
Vitell. ovor. drachm. j.
Ungu. baſilic. drachm. ij. M.

die mittels Plümaceaux auf beyde Schnitte angebracht wurde. Nebſtbey wurde mit dem Breyumſchlage immer fortgefahren, damit die Härte, die wirklich noch beträchtlich war, und blauroth ausſah, nach und nach erweichet würde.

In-

Indeſs genoſs das Kind weder bey Tage, noch bey der Nacht einige Ruhe. Zum Theile verhinderten ſolches der ſtäts anhaltende Schmerz, zum Theile auch der Huſten, der von Zeit zu Zeit mit ſolchem Ungeſtümme hervorbrach, daſs er das ganze Angeſicht ſchwarzblau färbte, und das Kind zu erdroſſeln drohte. Es hatte zu nichts Appetit, nicht einmal zu ſolchen Dingen, welche die Kinder ſonſten gerne zu eſſen pflegen. Die ganze Nahrung beſtand in einer ſchwachen Fleiſchbrühe, oder in wenig Milchthee, das man ihm mit harer Noth hineinbrachte. Der Stuhl war übrigens natürlich.

Wir ſahen, daſs hier die erſte Anzeige ſeye, dem eiligen Laufe des Brandes Einhalt zu thun, und daſs in dieſer Rückſicht die China ein unentbehrliches Mittel ſeye. Es ward alſo einſtimmig folgende Mixtur verſchrieben: Man lieſſe zwey Unzen peruvianiſche Rinde mit vier Gran Weinſteinſalz durch zwey Stunden in einer hinlänglichen Menge gemeines Waſſers ſieden, in dieſen Abſud kamen nun zwey Unzen von einem guten weiſſen Weine, und von der erſten Rinde einer friſchen Zitrone eine halbe Unzen, die ganze Miſchung blieb zwey Stunden lange in einem wohl verwahrten Geſchirre über einer gelinden Wärme, worauf ſie ſodann zu einem Pfunde durchgeſeiget, und mit Kermesſirup (zu zwey Unzen) angenehm gemacht wurde. — Von dieſer Mixtur bekam das Kind, im Falle es nicht ſchlief, alle zwey Stunde zwey Löffel voll. Es ward noch ſelben Nachmittag damit angefangen.

Ge-

Gegen 6 Uhr Abends kam ich zum Verbinden, und fand oberwärts, wo keine Einschnitte gemacht worden waren, den Brand verschlimmert. Ich drückte gelinde neben dem Sacke, den ich in der Frühe geöffnet hatte, und es kam eine Menge Jauche wie gewöhnlich hervor. Bey genauer Untersuchung fand ich, dass das kleine Loch unter dem Ohre mit der künstlichen Oeffnung des Sackes eine Gemeinschaft hatte, und dass die Haut dazwischen völlig unterminirt war.

Die Nacht darauf war das Kind unruhig, doch schlief es dann und wann ein halbes Stündchen. Der Katharr hielt noch fünf ganzer Tage mit der gewöhnten Heftigkeit an, hierauf aber fieng er endlich an, etwas nachzulassen. Beym Verbande, der in den gewöhnlichen Stunden geschah, sahen wir nichts neues, der Eyter war noch eben so häufig und so dünne, wie den Tag vorher. Nur hatte sich am unteren Theile ein Stück Fetthaut abgesöndert. Mit dem Brandigen hatte es noch das vorige Aussehen, ausser dass sich um das obere Loch unter dem Ohre auf 's neue eine Brandschurfe von einem Zoll im Umfange angesetzt hatte. Man blieb beym alten Verbande, und hoffte desto mehr von der China, wenn sie einmal mit den Säften des kranken Körpers recht vermischt seyn würde.

Die folgende Nacht schlief das Kind ununterbrochen sechs volle Stunde. Die eigentliche Geschwulst selbst begann nun auch, allmälig weicher zu werden, und in ihrem Umfange abzunehmen. Endlich löste sie

ſich, ſo weit ſie verdorben war, von der Fetthaut, welche den Grund der groſſen Beule ausfüllte, ab, und lieſs einen blaſſen Grund zurücke, der ſonſt gemeiniglich röthlicht zu ſeyn pflegte. An der untern brandigen Stelle hatte ſich ein Stück abgeſtoſſen, und der Brand an dem Ohre hatte Gränzen geſetzt. Es kam wohl noch Jauche zum Vorſchein, doch ſchien am Abend die Materie etwas beſſer, und nicht mehr ſo dünne, wie man dies an der Karpie und dem Pflaſter ſehen konnte. Endlich machte ſich alles, was brandig war, vom Geſunden los; es entſtand hierauf ein tiefes, groſſes Geſchwür von einer unregelmäſſigen Figur, die jedoch im Ganzen einem länglichten Vierecke ſo zwar glich, daſs der ſogenannte rabenſchnabelähnliche Muskel (*Muſculus caracoideus*) und der Bruſtbeinmuskel des Zungenbeines (*Muſculus ſternobioideus*) zum Theile zu Geſichte kamen. Die Geſchwulſt war mehr, als um die Hälfte zuſammengeſchmolzen, und Huſten und Fieber erträglich. An der Behandlungsart wurde nichts geändert.

Die folgende Nacht war ſchier wie die vorige. Die Geſchwüre eyterten ſtark, der Eyter ward beſſer, und der Grund fieng allgemach ſich zu röthen an. Alle Geſchwulſt war weg, nur ſahen die Lippen der Geſchwüre noch ſchwarzblau und etwas entzündet aus. — Dieſes alles beſtimmte mich, das Digeſtiv mit etwas Innozenzbalſam und Honig zu verſtärken, damit die Gefäſſe mehr Kräfte auszuüben vermochten. Aus eben

der

der Abſicht ließs ich auch folgenden Breyumſchlag auflegen :

℞. *Herb. marrub.*
— *ſcord.*
— *alliar.*
— *rut. aa. man. un. ſem. conſciſſ. m. d. u.*

Dieſe Kräuter wurden wohl pulveriſirt, mit Bohnenmehl vermiſcht, und mit gleichen Theilen rothen Weines und Waſſers geſotten, dann noch warm zwiſchen zwey Tücher zu verſchiedenen Malen den Tag hindurch übergelegt.

Die Nacht vor dem 8 Tage brachte das Kind ſehr unruhig zu, woran der beſtändige Huſten ſchuld war. Den Morgen darauf entdeckte man die zwey Hundszähne in der untern Kinnlade.

Man konnte ſonſten keine Veränderung wahrnehmen, auſſer daſs die dunkelblaue Farbe der geſchwollenen Ränder etwas blaſs zu werden anfienge. Auch floſs beym Verbinden, wenn man ein wenig herumdrückte, mehr Eyter, als gewöhnlich hervor, doch kamen die Ränder der Oeffnungen immer näher zuſammen, wozu meines Erachtens der gewaltige Huſten und die nächtliche Unruhe vieles mochte beygetragen haben Indeſs mag dieſes, oder was anders die wahre Urſache hievon geweſen ſeyn, ſo iſt doch gewiſs, daſs die Gefäſſe allzuſehr erſchlappt waren, und folglich geſtärkt werden muſsten. Ich ließs alſo Digeſtiv und Umſchlag weg, bediente mich ſtatt deſſen bloſſen Burgunderweines,

nes, worinnen ich die Kompressen tauchen, und so auflegen liess. Das Geschwür selbst verband ich mit eben diesem Weine, den ich mit einem einfachen Rosenhonig versetzte. Am Abend sah alles schon anders aus, die Eytermenge hatte sich nun um ein gutes vermindert, und das Geschwür bekam einen rötheren Grund.

Auch die folgende Nacht war ruhiger, und der kleine Patient vermochte, ein wenig zu schlafen. Am Morgen darauf sah man auch die zwey obere Hundszähne hervorkommen. Die Eyterung war viel geringer, der Eyter sah weit besser aus, und das Fieber war beynahe gänzlich weg.

Mit dieser Behandlungsart ward bis zum 17 fortgefahren. Der Puls war nun ganz natürlich, und der Husten hörte auf. Man setzte daher mit dem Gebrauche des Chinaaufgusses aus. Es floss ein gutes und dickes Eyter hervor, und zwar täglich in geringerer Menge. Die Hohlgänge waren alle verschwunden, und die abstehende Haut zwischen den zwey Geschwüren mit Hilfe graduirter in Wein getränkter Kompressen zusammengebracht. Sobald ich sahe, dass alles beynahe der Haut gleich ausgefüllt war, und die Geschwüre zur Vernarbung sich schicken wollten, so liess ich aus Tuziensalbe (*unc. ſs.*), pulverisirtem armenischen Bolus (*drachm. ij.*) und dem peruvianischen Balsame (*gt. viij.*) eine Salbe zubereiten und damit verbinden, bis die Vernarbung gänzlich erfolgte. Die ganze Kur dauerte 45 Tage; doch hatte sich das kleine Geschwür 7 Tage eher, als das grössere geschlossen.

SECHSTES HAUPTSTÜCK.

Es giebt auch Arten vom Brande, welche ſich ohne Chinarinde und ohne innerliche Arzneyen überhaupt heilen laſſen.

Wenn der Brand ſeine Entſtehung irgend einer äuſſeren Urſache (ſiehe drittes Hauptſtück) zu verdanken hat, oder wenn er ſich zu angeſchwollenen und zuſammengeſchnürten Hämorrhoiden, oder zu einem eingeſperrten Bruche geſellet, oder wenn er von einer geronnenen und verdorbenen Milch in den Weiberbrüſten entſtanden iſt: ſo kann er ohne groſſe Mühe und ohne Beyhilfe innerlicher Arzneyen geheilt werden; zum voraus geſetzt, daſs nicht irgend ein bösartiger Stoff im Körper verborgen läge, der das Uibel verſchlimmern könnte, oder daſs das Uibel ſelbſt den Körper nicht ſchon zu ſehr geſchwächet, die Saftmaſſe angeſtecket und verdorben hätte. In einem ſolchen Falle aber werden bloſs örtliche Hilfsmittel aller Anzeige genügen, wofern ſie die Wirkſamkeit der geſunden Theile genugſam anfachen, um mit Hilfe einer guten Eyterung alles Erſtorbene abſtoſſen zu können. Sollte aber bey Entſtehung des Brandes eine üble Beſchaffenhert des Körpers ſchon obwalten, oder in der Folge durch die Einſaugung der brandigen Materie, oder auf

eine

eine andre Art entstehen, so müsste man auch innerliche Mittel, welche die Verderbniss der Säfte nach Umständen zu verbessern im Stande wären, zu Hilfe nehmen, und auf diese Weise die Wirksamkeit der örtlichen Mitteln zu befördern, und so mit vereinten Kräften dem Uibel entgegen zu arbeiten suchen.

FÜNFTE BEOBACHTUNG.

Zwey Entzündungsgeschwülste an Weiberbrüsten, welche von einer Anhäufung der Milch entstanden, in Eyterung und Brand übergiengen, und ohne innerliche Mittel geheilt wurden. — Eine Reflexion hierüber.

Die Frau von E hatte bey ihrer zweyten Niederkunft mit ganz ungewöhnlichen Krankheiten zu kämpfen, Krankheiten, von denen sie in ihrem ersten Wochenbette nichts erfahren hatte. Die ganze Geschichte ist diese: Nachdem die Geburt am 7 Herbstmonde 1765 glücklich vor sich gegangen, und zwey Tage darauf Milchfieber und Anschwellung der Brüste nach dem bekannten Natursgange sich eingestellt hatten, so geschah es am fünften Tage, dass der Wochenfluss (*Lochia*) oder die sogenannte Kindbetterreinigung beynahe völlig in's Stecken geriethe. Natürlicher Weise musste hiedurch der Zufluss der Säfte nach den Brüsten vermehrt werden. Schmerz und Geschwulst nahmen zu, und auf der linken Seite setzte sich eine Entzündung an, die

einen unglücklichen Gang nahm, und mit Fieber und Hitze über den ganzen Körper, welche zu gewissen Augenblicken durch die Empfindung eines Schauders, besonders am Rücken, unterbrochen ward, begleitet war. Die Kranke befand sich im 21 Jahre ihres Alters, und hatte ein phlegmatisch-sanguinisches Temperament. Da sie übrigens das Kind nicht selbst säugte, so konnten sich auch die Brüste nicht ausleeren, es seye dann, dass man die wenige Milch, welche von selbsten aus der rechten Brust tröpfelte, hieher rechnen wollte. Die linke gab keinen Tropfen Milch. Alles dieses, und dann noch das, dass die Kranke in den ersten Tagen verwahrloset ward, machte, dass die Krankheit bedenklich zu werden anfienge.

Die Hebamme und andere medizinische Weiber wurden zuerst zu Rathe gezogen. Eine schlug frische Butter vor, die andre wollte geschmolzene haben, die dritte kam mit einer Salbe und die vierte mit einem Pflaster. Der Arzt hatte gegen das Fieber eine Salpetermixtur verschrieben. An Aderlassen wurde nicht gedacht; dass es nöthig seyn därfe, den Leib offen zu halten, fiel Niemanden ein. Mit einem Worte, es wurde auf alles, was man in dergleichen Fällen anzuwenden pfleget, um die Anhäufung der Milch und der Säfte zu zertheilen, gänzlich vergessen. Die Kranke musste daher vom 10 bis hieher vieles leiden. Am 19 endlich liess man mich holen, nachdem der Kranken und dem Arzte ob der schlimmen Wendung der Krankheit und ge-

gegenwärtigem Verhältnisse der Umstände bange genug geworden war.

Auf der linken Brust hatte sich nach vielen ausgestandenen Schmerzen und nach mancher schlaflosen Nacht ein Abszess gebildet, der zwo unterschiedene Erhabenheiten machte. Die eine davon war oberwärts, und hatte von selbsten zwey Oeffnungen gemacht, wovon die eine ziemlich gross und mit einem zwey Zoll breiten Verderbnisse der Haut vergesellschaftet war, und bis in das in den Brüsten befindliche Fett drang. Diese Oeffnung gab häufiges Eyter von sich, das wegen dem Gestank der brandigen Theile und wegen der verdorbnen Milch, die zugleich mit hervorkam, einen sehr unangenehmen Geruch angenommen hatte.

Ich hielt es nicht für gut, dem Eyter längeren Aufenthalt zu vergönnen, und einen zweyten Brand abzuwarten; und öffnete den Abszess daher mit einem Schnitte, der allenfalls zehn Linien in der Länge betrug. Hiedurch verhalf ich nicht nur der eingeschlossenen Materie zum Ausgange, sondern suchte auch dem Brande zuvorzukommen, wovon die Haut und die Substanz der Brust selbsten bedrohet wurde. Die Härte der rechten Brust schien bloss von Anhäufung der Milch herzurühren, denn sonsten würde sich gewiss auch eine Entzündung hinzugeschlagen haben. Ich liess zu vier Malen des Tages eine starke zertheilende Bähung überschlagen, und in wenigen Tagen verlor sich allmälig die Härte. Die Bähung bestand in Hollunderblüthe-

 wasser,

waſſer und zwey Quentchen eines mit deſtillirtem Eſſige geſättigten Salmiakgeiſtes. Die brandige Stelle und die neue gemachte Oeffnung ward Morgens und Abends mit einem Digeſtiv, das aus Terbenthin mit Eyergelb aufgelöſt, und Baſilikumſalbe zuſammengeſetzt war, verbunden. Uiberdies lieſs ich noch einen erweichenden Breyumſchlag aus Pappeln, Eibiſchkraut und Roggenmehl, mit hinlänglichem Waſſer und Milch gekocht, verfertigen, ihn fingerdick zwiſchen zwey feine Tücher viermal des Tages hindurch auflegen, weil noch eine ziemliche Härte vorhanden war.

In drey Tagen ſonderte ſich, was brandig war, ab, die widernatürliche Gröſſe der Bruſt fiel um ein beträchtliches zuſammen, auch die Härte fieng an, abzunehmen, und des Eyters ward weniger. In ſechs Tagen war die Bruſt ſo weich, daſs ich den Umſchlag ferner für unnöthig hielt. Nach Verlauf von fünfzehn Tagen hatten ſich die Hohlgänge ausgefüllt, und die kleine, künſtliche gemachte Oeffnung geſchloſſen. Auch die gröſſere ſchwürige Stelle lieſs ſich zur Vernarbung an. Ich lieſs nun die Baſilikumſalbe beyſeite, und verband bloſs mit Terbenthin, wozu ich einige Tropfen von dem ſchwarzen peruvianiſchen Balſame ſetzen lieſs, damit die Heilung deſto geſchwinder vor ſich gehen, und dem Hervorwachſen eines ſchwammichten Fleiſches vorgebeugt werden möchte. Neun Tage darauf war die Vernarbung zu Stande.

Was

Was die Ordnung in Speisen und Trank betrifft, so liess ich die Kranke mehr eine trockne, als anfeuchtende Diät beobachten, und sie nach und nach so, wie die Krankheit zu Ende gieng, zur gewöhnten Ordnung zurückkehren. Sonsten liess ich sie auch Fussbäder brauchen, und gelinde Reibungen an den Füssen machen, um die Säfte mehr abwärts zu leiten. Hatte sie einen Tag keine Oeffnung gehabt, so musste sie ein Klistier aus Fleischbrühe, Olivenöl und etwas Zucker sich setzen lassen. Auf diese Art ward sie, noch ehe die Woche vorübergieng (von der Zeit an gerechnet, da ich die Kur übernommen hatte) vollkommen hergestellt.

Das zweyte Mal, wo ich ohne China glücklich war, hatte ich eine verheurathete Weibsperson, Namens *Katharina Keslin*, an einem feuchten Brande zu behandeln. Diese Frau war 26 Jahr alt, von einem gallichtblutreichen Temperamente, und bis hieher immer gesund gewesen. Den 18 des Herbstmondes 1769 kam sie in's Wochenbett; neun Tage darauf fieng die Kindbetterreinigung unvermerkt schwächer zu fliessen an, und sogleich klagte sie nun über einen Schmerz in der linken Brust, der ihr gegen aussen zu seinen Sitz zu haben schien, und täglich mehr und mehr zunahm. Doch liess sie sich hiedurch nicht irre machen, und fuhr bis zum 10 des Weinmondes fort, dem Kinde die Brust zu geben.

Aber am 12 fand sich schon beträchtige Härte, Röthe und Fieber ein, und der Schmerz war bis zur Heftigkeit herangestiegen so, dass sie nicht im Stande war, den Arm zu bewegen, und das Bette hüten musste. Nun schickte sie um einen Wundarzt: er kam, rieth ihr einen erweichenden Umschlag von Semmel und Milch, den sie öfters des Tages hindurch überlegen sollte, bestimmte eine gehörige Diät, und verbot ihr, die kranke Brust dem Säuglinge zu reichen.

Am 14 in der Frühe wollte sie frisch umschlagen; aber wie erschrack nicht Mann und Frau, als sie den Mittelpunkt der Geschwulst vorher roth, nun aschengrau und schwarz erblickten! Der Mann lief zur Fürstinn, bey welcher er als Laufer diente, und bat sie inständigst, mich holen zu lassen. Als ich angekommen war, und mich nur näherte, merkte ich schon einen ashaften Geruch. Dabey fand ich alles in Verwirrung und Verlegenheit, denn es war schon vor meiner Ankunft die Brust aufgegangen; die Kranke schwamm, so zu sagen, in lauter Eyter, und wusste sich nicht zu rathen, noch zu helfen. Sie sagte mir, sie habe einen frischen Umschlag warm aufgelegt, und da seye die Geschwulst auf einmal geborsten. Bey genauerer Besichtigung fand ich, dass ich es mit dem feuchten Brande zu thun hatte. Die angegriffene Stelle hatte drey gute Zolle im Umfange, war langrund, sonst unregelmässig. Der Brand hatte die Haut eingenommen, und drang auch bis in das Fett. Das Loch, wodurch der Eyter hervorgeflossen, befand sich gerade mitten in der

bran-

brandigen Stelle, war aber ſehr klein. Ich erweiterte es alſo mit einer Schere, damit auch die noch eingeſchloſſene dickere Materie deſto freyer herausflieſſen könnte. Hiedurch gewann ich noch einen andern Vortheil: ich konnte nämlich die Arzneyen beſſer in das Innere des Abſzeſſes bringen, und alſo zur Abſönderung der abgeſtorbenen Theile mehr beytragen.

Den erweichenden Umſchlag lieſs ich indeſſen doch fortſetzen, weil ſich um die brandige Stelle noch eine ziemliche Härte einfande, nur lieſs ich ſtatt geriebenen Brode Bohnenmehl nehmen. In ſieben Tagen erfolgte, was ich gewünſcht hatte; ich lieſs daher mit den Umſchlägen ausſetzen. Die Mündung des Abſzeſſes füllte ich mit Karpie, mit Digeſtivſalbe beſtrichen, aus, und ſo verband ich bis zu Ende.

Vier Tage nach meiner erſten Viſite nahm man nichts Fieberhaftes mehr im Pulſe wahr, die verdorbene Haut hatte ſich ſamt einigen beträchtigen Stücken von der Fetthaut gänzlich abgeſtoſſen; die Hohlgänge waren ſeichter geworden, und die Eytermenge nahm ſo, wie die Härte und Spannung in der Bruſt nachlieſs, immer mehr und mehr ab. Endlich kamen auch die Ränder des Geſchwüres näher zuſammen, bis den 28 des Weinmondes die völlige Heilung erfolgte.

REFLEXIONEN.

Hier in diesen zwey Fällen machte man keinen Gebrauch von der Rinde aus Peru, und das mit Recht: denn die Säfte waren gut, und die Kräfte hinreichend. Gewiss war hier nichts da, das man für die Ursache des Brandes hätte ansehen können, als die fressende Eigenschaft des Eyters, die es ob dem langen Aufenthalt annehmen musste, und die verdorbene Milch, womit es zum Theile vermischt war. Dann mag auch die starke Ausdehnung der allgemeinen Bedeckungen und die darauf erfolgende Entfernung derselben von der eigentlichen Substanz der Brust das Ihrige dazu beygetragen haben. Ich bin daher so gut, als überzeugt, dass, wenn man die Abszessen 24 Stunde früher geöffnet hätte, schwerlich etwas vom Brande würde zum Vorschein gekommen seyn. Daher suchte ich auch, nur diese Ursachen hinwegzuschaffen, und wo dies nicht möglich, sie zu verbessern, und als ich nach unternommenem Einschnitte die Krankheit augenscheinlich stille stehen sahe, hatte ich da nicht allen Grund zu schliessen, dass Abstossung und Heilung ohne Hilfe innerlicher Arzneyen von Statten gehen werde?

Ich weiss nicht, was die Weiber bewegt, ihre Kinder auch alsdann noch zu säugen, wenn schon Entzündung, oder Abszesse an der Brust sich vorfinden, so wie ich es gesehen. Thun sie es aus Noth, weil ihnen

sonst

sonst keine Art, ihre Säuglinge zu nähren, bekannt ist, oder hoffen sie, durch die Ausleerung der Brust eine Erleichterung zu finden? Dem seye, wie ihm wolle, der Chirurg, wenn er bey Zeiten gerufen wird, kann und muss im Betreff dieses Punktes äusserst wachsam seyn. Ich habe Kinder, so zu einer solchen Zeit getrunken haben, Durchfälle bekommen sehen; durch diese Wohlthat der Natur sind sie der Gefahr, die sie mit der verdorbenen Milch, oder mit dem Eyter eingesogen haben, glücklich entgangen. Aber nicht immer weiss die Natur, sich so gut zu helfen. Ich habe auch Kinder in heftige Fieber fallen und sterben gesehen. Was in derley dringenden Fällen zu thun seye, und auf was Art man eine zu häufige Eyterung und den Brand verhüten könne, habe im ersten Bande im dreyzehnten Hauptstücke zu Genüge gezeigt.

SECHSTE BEOBACHTUNG.

Vier Fälle, wo der feuchte Brand der goldenen Ader ohne China geheilt wurde.

Ein gewisser Obristlieutenant von K litt einige Jahre an den sogenannten fliessenden Hämorrhoiden. Sie stellten sich alle Monate richtig ein, wie der weibliche Monatfluss, flossen dann gemeiniglich zwey, drey Tage lange, und hatten übrigens nicht die geringsten böse Folgen, wenn man die kleine Ungemächlichkeit

nicht dazu rechnen will, die darinnen bestand, dass zur Zeit des Flusses mit dem Stuhle zwey - bis dreymal des Tages Blut abgienge; das Nämliche geschah, so oft er stark ritte. Herr von K war übrigens ein kraftvoller, starker Mann, von einem sanguinisch-kollerischen Temperamente, und in dem vierzigsten Jahre seines Alters. Dieser Blutverlust blieb jedoch immer ziemlich mässig, und hinterliess nie ein Gefühl von Schwäche. Herr von K ..., der bisher an starker Bewegung, besonders zu Pferde gewohnt war, sah sich nun auf einmal genöthigt, eine entgegengesetzte Lebens-Art zu führen. Er sollte nun mit dem Kopfe arbeiten, und sitzen. Dabey war er immer von gutem Appetite, und was er genoss, gediehe, folglich mussten nothwendiger Weise die Säfte sich anhäufen und verdicken.

Zu Anfange des Jäners 1768 kam die Sache aus ihrem Gleise. Die Hämorrhoiden hielten drey ganzer Tage an, zwangen ihn zu vier, auch fünf Malen des Tages auf den Stuhl, und waren mit einem mehr, als gewöhnlichen Blutverluste begleitet. Auch die Hämorrhoidalgefässe schwollen stärker an, und drangen hervor so zwar, dass jeder Versuch, sie zurück zu bringen, fruchtlos ward. Durch den Reiz und durch die verschiedene Zerrung an diesem Orte kamen die Zasern des Schliessmuskels und der übrigen hier liegenden Theile in ihre Wirksamkeit, übten mit ungewöhnlicher Stärke ihre Zusammenziehungskräfte aus, und schnürten dadurch die äussere Hämorrhoidalgefässe solchergestalt zusammen, dass aller Kreislauf in denselben

ben aufhörte, und der Brand natürlich erfolgen musste. Die angränzenden Theile waren dabey hart und entzündet.

Den fünften Tag in der Frühe ward ich geholet, es war der 8 Jäner. Die Schmerzen waren heftiger geworden, es hatte sich ein ziemlich starkes Fieber mit Kopfwehe, Durst u. s. w. hinzugesellet, und der Kranke sahe sich gezwungen, im Bette zu bleiben. Ich untersuchte den After, und fand auswendig drey dicke Goldaderknoten strotzend und brandig, davon einer rechterseits und von der Grösse eines Hühnereyes war, die zwey anderen aber auf der linken Seite sassen, und wie zwey grosse Haselnüsse aussahen. Das erste, was ich that, war, dass ich dem Kranken rieth, die grosse rechte Geschwulst auf der Stelle *ausrotten* zu lassen. Auf diese Art musste die Abstossung des Brandigen vor sich gehen, die Muskelzasern und Haut, welche in beständiger Spannung waren, mussten weniger leiden, und Entzündung, Schmerz und Geschwulst, die an diesem Orte vorzüglich heftig waren, in ihrem Laufe aufgehalten werden. Mein Vorschlag, von diesen Gründen unterstützt, ward recht gerne angenommen. Ich schnitt also ohne Verzug den grossen Knoten bis beynahe an das Lebendige, wo die Zusammenschnürung anfienge, hinweg. Nachdem dies geschehen, so konnte ich mit mehr Nutzen ein Plümaceau mit Digestiv aus Terbenthin und Basilikumsalbe (zu gleichen Theilen) bestrichen, ohne Mühe anbringen, hierüber liess ich einen Umschlag von erweichenden Kräutern im Wasser gesotten,

ſotten, und in ein kleines Tuch eingeſchlagen, legen, und dieſes drey- bis viermal des Tages wiederholen.

Obgleich das Fieber ziemlich beträchtig war, ſo lieſs ich doch dem Kranken kein Blut abzapfen, weil ich keine Härte im Pulſe antraf, und der Kranke durch die vorhergegangene Hämorrhagien viel Blut verloren hatte. Er durfte nichts, als bloſſe Brühen und Panatel zu ſich nehmen, damit ſowohl das Fieber nicht vermehrt, als auch kein neuer Stoff zur Erzeugung des Darmkothes, deſſen Ausleerung wirklich bey dieſer Gelegenheit höchſt unbequem und verdrüſslich ſeyn muſste, gegeben wurde, beſonders, da ſchon ohnehin zwey, bis drey weiche Stuhlgänge täglich von freyem zu erfolgen pflegten. Zum gewöhnlichen Tranke verordnete ich ihm Limonade. Noch am nämlichen Abende des Tages, wo ich die Operation gemacht hatte, war Fieber, Spannung und Schmerz um ein merkliches gelinder geworden, und der After fieng an, ſich etwas nach einwärts zu begeben. Die folgende Nacht war nicht ſo unruhig, nicht ſo ſchmerzvoll, als die vorige, der Kranke konnte von Zeit zu Zeit ein Stündchen ſchlafen, und wenn er wachte, ward ein friſcher Umſchlag aufgelegt.

Den Tag darauf fand ich das Fieber nicht mehr ſo heftig, die rechte Seite des Afters war weicher anzufühlen, und alle Röthe verſchwunden. Die operirte Stelle eyterte; aber die Materie hatte ein jauchenähnliches Ausſehen. Auf der linken Seite war noch alles

ge-

gespannt, auch nicht das geringste Zeichen zugegen, das zu einer baldigen Abstossung hätte Hoffnung geben können. Ich beschloss daher, auch diese zwey Knoten mit dem Messer hinwegzunehmen, und rechnete durch diesen Kunstgriff auf eben den Vortheil, wie im vorhergehenden Falle. Ich rottete also beyde Geschwülste auf die nämliche Weise aus, verband auf die nämliche Art, wie vorher, und schon am Abend fand ich, dass die Spannung sich verloren hatte; dabey aber waren die geschnittene Stellen bis in After hinein gezogen, und lagen völlig verborgen, so zwar, dass ich beym Verbinden die Hinterbacken wohl aus einander ziehen musste. Man fuhr mit der Behandlungsart fort, suchte weiche, mit obgenannter Salbe bestrichene Karpiewälger hineinzubringen, und am zweyten Tage war beynahe aller Schmerz verschwunden. Die brandige Oberfläche sönderte sich ab, es kam ein rother Grund zum Vorschein, und der Eyter begann, dicker zu werden. Ich liess daher mit den Umschlägen aussetzen, und am 3 Tage fand ich den Kranken völlig fieberlos.

Am achten Tage nach der Operation liess ich ihn, weil er schon vier Tage keine Oeffnung gehabt hatte, zwey Unzen in Thee aufgelöste Manna nehmen, worauf er dreymal zu Stuhle gienge. Den nämlichen Tag noch verliess er das Bette, und ass ein wenig Kalbfleisch. Nach und nach ass er mehr, und gab das Limonadetrinken auf. Alle zwey, oder drey Tage bekam er von selbsten eine ergiebige Oeffnung. Am Ende liess ich zur Digestivsalbe einige Tropfen vom pe-

ru-

ruvianiſchen Balſame ſetzen, und damit verbinden. In 18 Tagen war er geheilt.

Der zweyte Fall, wo ich ohne China glücklich war, iſt dieſer: Herr B . . ., Lieutenant bey der kaiſ. Nobelgarde, ein Mann von einem ſanguiniſch - melancholiſchen Temperamente, bekam im 28 Jahre ſeines Alters eine Anſchwellung der Hämorrhoidalgefäſſe, und hatte zu gleicher Zeit eine Art vom Zwängen, dabey eine Menge Schleimes mit etwas Blut hinweggienge. Den dritten Tag (es war der 3 des Weinmondes 1769) ward ich gerufen. Ich fand die Hämorrhoiden wie 2 kleine Nüſſe groſs und ſtrotzend vor dem After liegen: ſie waren völlig brandig, ganz weich und moderich. Die angränzenden Theile waren in einer ſchmerzhaften Spannung, die zwar ohne Röthe, aber mit einer Härte vergeſellſchaftet war. Der Kranke litte dabey ſolche Schmerzen, daſs er kaum mehr gehen konnte. Er war übrigens ohne Fieber, und hatte alle Tage natürliche Oeffnung. Ich fand daher auch nicht für nöthig, Blut abzuzapfen, und rieth ihm nur, eine angemeſſene Diät und viel Limonade zu trinken. Ich that ihm den Vorſchlag, wenn er anders geſchwinder ſeines Uibels los zu werden wünſchte, ſich operiren zu laſſen: denn die Geſchwülſte hiengen, ſo zu ſagen, an einer Wurzel, und konnten daher leicht abgeſchnitten werden. Allein er bat mich; ja das Meſſer nicht zu brauchen, ſo lange es nicht ſchlechterdings unentbehrlich wäre. Alſo lieſs ich bloſs ein Digeſtiv aus venetianiſchem Terbenthin mit Eyergelb aufgelöſt und mit Baſilikumſalbe vermiſcht

zu-

zubereiten, ein Plümaceau damit bestreichen, und solches auflegen; hierüber kam sodann ein Umschlag von erweichenden Kräutern in Wasser gekocht, der des Tages zu dreyen Malen frisch aufgelegt werden musste. Nachdem auf diese Weise fünf Tage lange fortgefahren wurde, so hatte sich alles Brandige weggestossen, die Geschwüre, die zurückgeblieben waren, waren um vieles kleiner, und beynahe gänzlich in den After hineingetreten, die Spannung der herumliegenden Theile hatte sich verloren, und eine gute Eyterung sich eingestellt. Ich hielt daher den Umschlag länger für unnütz, und liess bloss mit Digestiv verbinden. In neun Tagen war die Vernarbung zu Stande.

Den dritten Beweis für meinen Grundsatz, *dass sich nämlich gewisse Brandarten auch ohne Rinde heilen lassen*, musste ich bey einem der ersten Aerzte Wiens einholen. Herr Q . . . war von einem sanguinisch - melancholischen Temperamente, und ohngefähr 38 Jahre alt. Gegen die Mitte des Hornungs 1769 bekam er auf der linken Seite zwey Hämorrhodialknoten, wie zwey kleine Nüsse; nichtsdestoweniger suchte er der Pflicht, die ihm seine ausgebreitete Praxis auflegte, Genüge zu leisten, und machte seine Visiten wiewohl nicht ohne Beschwerniss in einem Wagen; besonders fiel ihm das Auf- und Absteigen sehr mühsam. Am Ende kam ein gelindes Fieber dazu, das drey Tage hindurch anhielt. Die Hämorrhoidalknoten wuchsen zur Grösse eines kleinen Eyes heran: der eine davon gieng wirklich in Brand über, der andere aber war zum Bersten angeschwollen,

sah

ſah ſchwarzblau aus, hatte jedoch noch etwas Leben. Ich nahm den erſten mit dem Biſtouri hinweg; den andern aber ſpaltete ich völlig. Es gieng ein dicker Blutpropf heraus, und der Sack zog ſich hierauf enge zuſammen. Nach vier Tagen war der Schnitt geſchloſſen, und in weniger als zwey Wochen die ganze Kur zu Ende.

Nach dieſem Vorfalle ſpürte Herr Q ein ganzes Jahr hindurch nicht die geringſte Beſchwerde an dieſem Orte. Aber in folgendem Jahre beynahe um die nämliche Zeit, gegen Mitte des Jäners nämlich, kam ein neuer Hämorrhoidalknoten, der die Gröſſe eines kleinern Hühnereyes hatte, auf der entgegengeſetzten Seite zum Vorſchein. Er litte dabey ſo gewaltſame Schmerzen, daſs er mitten in der Nacht um mich ſchickte. Als ich ankam, fand ich ihn unruhig und ſchlaflos. Er hatte einen trocknen Mund und einen vollen, harten, fieberhaften Puls. Bey Unterſuchung des Afters fand ich die Geſchwulſt ſchwarzblau, und alles herum entzündet. Ich ſchlug ein Aderlaſs vor, wozu der Kranke ſogleich ſeine Einwilligung gab. Ich lieſs ihm alſo zehn Unzen Blut heraus, und verſchrieb folgenden Umſchlag:

℞. *Spec. emoll. pulveriſat. unc. iij.*
Farin. fabar. unc. ij.
Lact. q. ſ. ut f. cataplaſma. *)

Die-

*) Man pflegt das Roggen - oder Bohnenmehl hinzu zu thun, um die Kräuter gleichſam zu binden, und den Umſchlag breyigter zu machen.

Dieses wurde auf die gehörige Art gekocht, und unter Tags alle Stunde, bey der Nacht aber nur dreymal einen Finger dick frisch übergeschlagen. Gegen Tag hin schlief der Kranke ein wenig, beobachtete übrigens eine strenge Diät, und trank brav Limonade. — Weil er schon zwey Tage verstopft gewesen, so liess ich ihm ein erweichendes Klistir geben, darauf er zweymal Oeffnung bekam. Den folgenden Tag hatte sich die Geschwulst um ein merkliches vermindert, war weicher, und sahe nicht mehr so schwarzroth aus. Auch die angränzenden Theile waren weniger gespannt, und von natürlicher Farbe. Den dritten Tag in der Nacht bekam er auf einmal ein solches Zwängen, das ihn um alle Ruhe und Schlaf brachte. Dadurch schwollen die Hämorrhoiden neuerdings so stark an, dass ich den Brand befürchtete. Der Kranke bat mich in der Frühe selbsten, ihn nicht länger zu schonen, und die Geschwulst einzuschneiden, damit nicht durch längeres Zaudern der Brand sich hinzuschlagen möchte. Das that ich; ich öffnete den ganzen Knoten, worauf ein Klumpen von schwarzem, gestoktem Blute hervorkam; der Sack selbst zog sich augenblicklich zusammen. Ich liess nun den Umschlag hinweg, und brachte statt dessen ein Burdonett mit Digestivsalbe, wozu ich einige Tropfen peruvianischen Balsams hatte setzen lassen, in die Wunde. Die Schmerzen liessen auf der Stelle nach, und Spannung und Entzündung der angränzenden Theile verschwanden noch am nämlichen Tage. Der Kranke versuchte gegen Abend ein wenig aufzustehen, und 3 Tage darauf gieng er zum ersten Male aus. Durch das

Sitzen und die Bewegung im Fahren kam freylich noch etwas Blut zum Vorschein, dem ungeachtet war den 9 Tag die Oeffnung verheilet. Im übrigen befand er sich völlig wohl.

Ein ähnlicher Fall war es mit einem gewissen Fürsten von N . . . Dieser Fürst, der als Obristlieutenant bey der kaiserlichen Armee diente, war 26 Jahre alt, hatte dabey ein blutreich - gallichtes Temperament, und einen festen, gesunden Körperbau. Eines Tages (es war der 10 Jäner 1770) liess er mich zu sich rufen, und ersuchte mich, ihm doch nach dem After zu sehen, weil er hier ein gewisses schmerzhaftes Jucken spürte, und das besonders zur Zeit, wann der Koth hervorgienge. Ich fand rechterseits am Rande des Afters zwey Hämorrhoidalknoten, die so gross, wie zwey dicke Haselnüsse, dabey schwürig und schon brandig waren. Die herumliegenden Theile fand ich übrigens ohne Spannung und ohne Röthe. Ich rieth dem Fürsten, nicht viel Bewegung zu machen, nicht zu reiten, so wenig, als möglich, Stiegen zu steigen, keine erhitzende Speisen noch Getränke zu nehmen; dagegen empfahl ich ihm grüne Speisen und gekochtes Obst, und das, um einen leichten Stuhl zu behalten, den er auch richtig alle Tage hatte. Das Geschwür selbst verband ich bloss mit einfachem Digestiv. Auf der andern Seite befand sich eben so ein Knoten von der nämlichen Grösse, der aber innerhalb drey Tagen in Verderbniss übergienge. Beyde wurden auf einerley Art behandelt, und in acht Tagen sonderte sich alles

Bran-

Brandige ab. Die zurückbleibende Geschwüre sahen ziemlich gut aus, und als sie sich zur Vernarbung zu neigen schienen, liess ich sie, ohne Karpie zu Hilfe zu nehmen, mit folgender Salbe zu vier verschiedenen Malen des Tages hindurch schmieren:

℞. *Ungu. de liquirit. unc. sem.*
Sief. alb. sine opio drachm. sem.
Bals. indic. nigr. gt. iv. M.

Auf den Gebrauch dieses Mittels verheilten sich alle drey Geschwüre in einem Zeitraume von sechs Tagen, doch liess ich mit dem Einschmieren noch etliche Tage lang fortfahren, um der Heilung desto gewisser zu seyn.

Noch ein andrer Beweis für meinen Satz gab mir ein Greis von 62 Jahren, der, die einzige Plage, die ihm die Hämorrhoiden von Zeit zu Zeit machten, weggerechnet, eines der glücklichsten Temperamente besass. Im Wintermonate 1770 ward er mit dieser Plage vorzüglich heimgesucht. Es hatten sich innerhalb des Afters Hämorrhoidalknoten angesetzt, und als er zu Stuhle gieng, während dem Drucken hervorgedrängt, so zwar, dass es ihm unmöglich war, sie wieder zurückzubringen. Er wollte keinen Wundarzt kommen lassen, und liess die Sache ihren Gang fortgehen. So blieben die angeschwollenen Gefässe drey ganzer Tage in einer stäten Zusammenschnürung, welche der zur Zusammenziehung aufgefoderte Schliessemuskel des Afters verursachen musste, vor dem After liegen, und von daher mag es gekommen seyn, dass ich, als ich das erste Mal ihn zu besuchen kam, alles brandig

fande. Ich konnte auch nichts anders thun, als das, was brandig war, hinwegschneiden. Die übrige Verheilung erfolgte mit Digestiv, ohne daſs ich einen Gran innerlicher Arzney dabey vonnöthen gehabt hätte.

REFLEXIONEN.

Nicht alle Hämorrhoidalgeschwülste fodern den Schnitt. Nur dann, wann eine Zusammenschnürung in einem solchen Grade zugegen ist, daſs das eingekerkerte Blut gar keine Gemeinschaft mit dem übrigen kreisenden mehr haben kann; nur dann, wann die angeschwollene Gefäſse blau aussehen, und heftige Schmerzen machen, wann sie mit Geschwulst und Entzündung begleitet sind; nur dann ist die Operation angezeigt, ist das einzige Mittel, den Brand am schadhaften Orte selbst, und Eyterung in den anliegenden Theilen, oder (wann die Knoten klein sind) eine verdrüſsige Verhärtung wenigstens, zu verhüten.

Hämorrhoidalknoten, die beträchtig und dabey ohne Einklemmung sind, därfen nicht operirt werden; eben so darf auch bey schon brandigen Knoten der Schnitt nicht bis in's gesunde Fleisch dringen, wenn man anders den Kranken nicht der Gefahr einer Verblutung, die wegen dem geringen Widerstand, den die in dieser Gegend liegende weiche und fette Theile leisten, durch einen Druck schwer zu stillen ist, aussetzen will.

will. Sind die Knoten nicht beträchtig, klein und ohne Spannung, so lassen sie sich mit Hilfe zertheilender Pflaster, Kakaobutter, oder auch gemeine Butter, ingleichen mittels der Süsholzsalbe zertheilen. Sind sie endlich groſs und ohne Einklemmung, so dürften ein, oder zwey Aderläſse am Fuſse von erwünschter Wirkung und nothwendig seyn, indem sich ohne diese Vorsorge das Blut leicht in den oberen Theilen des Körpers anhäufen, und ungleich gröſsere Uibel anrichten kann. Auf die Geschwülste selbsten kann man besänftigende und erweichende Umschläge legen, und wenn die Härte sich verloren hat, selbe mit Umschlägen von zertheilender Kraft verwechseln. *)

Mehr als einmal geschah es, daſs ich bey meinem ersten Besuche den Kranken mit Fieber, mit Schlaflosigkeit, mit krampfhaften Schmerzen im Unterleibe, mit einem Unvermögen, den Harn zu laſsen, oder einem brennenden, tröpfelnden Harnen antraf, und wenn ich die Ursache dieser Zufälle untersuchte, so fand ich die Hämorrhoiden in der Gröſse eines Hühnereyes angeschwollen, und theils von der Zusammenschnürung,

 die

*) Man darf unter keinem Vorwande einem Hämorrhoidarius kalte Fuſsbäder erlauben; denn dadurch muſs allzeit ein Drängen des Blutes nach der Brust, oder dem Kopfe erfolgen. Wollte man sie aber in der Absicht, das Blut nach den unteren Theilen zu ziehen, oder aus einer andern Absicht gebrauchen, so müſste jedes Mal am Kopfe zuerst angefangen, und sodann auf die untere Theile fortgeschritten werden.

die der Schliessmuskel des Afters verursachte, theils von dem Drucke, den das eingekerkerte stockende Blut auf die Gefässe des Sackes selbst machte, schwarzblau, oft ganz schwarz, dabey die herumliegenden Theile entzündet. In solchen Fällen schritt ich ohne Zeitverlust zum Messer, spaltete den Sack, und suchte dem gestockten Blute einen Ausgang zu verschaffen. Auf diese Art verschwand der Schmerz in einem Augenblicke, und die übrigen Zufälle verloren sich nach und nach. Der Schnitt selbst aber ward, sobald ich den ausdehnenden Körper hinweggeschafft hatte, auf der Stelle um zwey Drittheile kleiner, und die ganze Wunde in wenigen Tagen geheilt. Doch ist hier wohl zu merken, dass nicht das geringste von dem Blutpfropfe zurückgelassen werden darf, ein Umstand, der zur schleunigen Verheilung ungemein viel beyträgt.

Wenn die eingesackten Hämorrhoiden stark angeschwollen sind, und vor dem After liegen, oder wenn sie während dem Stuhle sich mit dem Mastdarme hervordrängen, alsdann muss man die Abbindung machen das ist, man muss sie mit einem seidenen, gewichsten Faden unterbinden, und den Faden alle zwey, oder drey Tage fester zusammenziehen, bis sie von selbsten abfallen. Mit dieser Methode bin ich zu verschiedenen Malen bey Offizieren und gemeinen, besonders invalidirten Soldaten glücklich gewesen.

Schreitet man zu späte zur Operation, so setzt man den Kranken in die Nothwendigkeit, sehr vieles

zu

zu leiden: denn das wenigste, was in einem solchen Falle erfolgen kann, und wegen der ausserordentlichen Anstrotzung der Gefässe erfolgen muss, ist Uibergang der Geschwulst in Brand; und wenn sodann noch eine starke Entzündung hinzukommen sollte, so kann man auf Abszesse, oder auf tiefe, schwer zu heilende Hohlgänge sichere Rechnung machen.

Im Falle aber nach diesem angewandten Kunstgriffe, der so augneblickliche Erleichterung zu verschaffen pflegt, die Entzündung und das Fieber mit seinen Zufällen dennoch nicht weichen wollte, so muss man ein Aderlass vornehmen, auch selbes nach Erforderniss der Umständen, besonders wenn eine Vollblütigkeit vorhanden, wiederholen. Das Getränk muss entzündungswidrig und verdünnend seyn. Auf dem kranken Orte selbst aber läfst man erweichende und lindernde Umschläge machen. Sollte der Kranke verstopft seyn, so muss man mit Hilfe erweichender Klistire (mit der Vorsicht, dass man die Röhre der Klistierspritze mit dem Darme eines Huhnes, oder einer Taube bedecket) den Leib zu öffnen suchen, und im Falle dies nicht angienge, eine Auflösung von Manna zu Hilfe nehmen.

Einige bedienen sich in derley Umständen der Blutegel: sie entleren freylich, und können daher auch auf einige Augenblicke Erleichterung verschaffen; allein sie ziehen nur das flüssigere Blut an sich, und wer

 den

den daher nie eine vollkommene Heilung erzwecken, leicht aber drüsenähnliche Verhärtungen zurücklassen. So kenne ich zwey verdienstvolle Edelleute, die sich auf Anrathen eines Arztes vier- bis fünfmal Blutegel an After setzen liessen, wodurch endlich ein solcher Zug des Blutes nach diesen Theilen entstand, dass Entzündungen und Abszessen von beträchtigem Grade auf die Letzt erfolgten. Ich weiss gar wohl, dass dieses Hilfsmittel im Blutspeyen, wie auch in Hämorrhoidalkoliken von trefflichem Nutzen ist, und eine ungemeine Erleichterung zuwegen bringt; allein ich weiss auch, dass man ausser diesen dringenden Fällen sehr behutsam zu Werke gehen, und sich viel eher einer Blutlässe am Fusse bedienen solle: denn dieses Mittel verschaffet dadurch, dass es die Blutmasse mindert, dass es ableitet, eine zuverlässige und anhaltende Erleichterung, eine Sache, wofür die Erfahrung bürget.

Ist die innere goldne Ader angeschwollen, und leidet der Patient (wie dies zu Zeiten geschieht) dabey sehr heftige Schmerzen, so werden nebst Blutlässen erweichende, besänftigende, entzündungswidrige Arzneyen sehr dienlich seyn. Zu den äusserlichen Hilfsmitteln, die hier angezeigt sind, gehöret vorzüglich das laue Bad von Wasser und Milch, oder auch von erweichenden Kräutern, es seye nun, dass sich der Kranke ganz, oder nur zur Hälfte des Körpers hineinsetzet. — Auch werden Einspritzungen von der nämlichen Art nicht zwecklos seyn. Endlich kann man noch Breyum-

schlä-

schläge, oder Bähungen auswendig über den After legen lassen. *)

Bey einer Zurückhaltung des Hämorrhoidalflusses findet die nämliche Kurart Statt. Sollte aber bey fliessenden Hämorrhoiden des Blutes gar zu viel verloren gehen, so müsste man äusserlich stärkende, ja, wenn's die Noth erfordert, zusammenziehende Mittel zu Hilfe nehmen. Vielleicht dürfte auch ein Aderlass am Arme, um dem Laufe des Blutes eine entgegengesetzte Richtung zu geben, nicht übel angebracht seyn. Auch das übrige Verhalten des Kranken muss den Umständen gemäss und so eingerichtet seyn, dass es nicht erhitze, noch erschlappe, sondern kühle. Uibrigens ist Ruhe des Körpers, und wenn's möglich ist, auch der Seele höchst nothwendig.

So wie der Brand allzeit ein fürchterliches Uibel ist, er mag einen Theil des Menschenkörpers befallen, welchen er will, und so wie man in jedem Falle gegen die Entstehung desselben mit allen Kräften arbeiten soll: so ist er doch an dieser Gegend besonders zu förch-

*) *Ettmüller* in Collegio casuali in der dreyzehnten Beobachtung über die blinde schmerzende goldene Ader warnet, ja beym Gebrauche des Opiums mit aller Vorsicht zu Werke zu gehen, weil es die behafteten Theile zum Brande geneigt mache. Ich selbst bin Augenzeuge eines Falles gewesen, wo auf Einspritzungen von Opium, derer man sich in der Absicht die Schmerzen zu lindern bediente, der Tod erfolgt ist.

förchten, indem er hier wegen dem vielen Fette, das um den After und den Schliessmuskel gelagert ist, Nahrung findet, und leicht bedenklich werden kann. Es ist daher ein unverzeihlicher Leichtsinn, wenn man nicht gleich im Anfange mit gehörigen Hilfsmitteln gegen dieses Uibel zu Felde zieht, bloss weil es noch klein scheint, ohne zu bedenken, dass es gefährlich werden könne.

In den bis hieher erzählten Fällen war der Brand bloss zufällig, und musste hierorts, sobald man die abwechselnde Verrichtungen der Zasern des Schliessmuskels und den Bau der Hämorrhoidalgefässen genau überleget, ganz natürlich erfolgen. Aus dieser Ursache ward auch der Gebrauch der China für unnöthig befunden; denn dieses kostbare Mittel ist dann erst eigentlich angezeigt, wenn ein Verderbniss der Säfte selbst zur weitern Verbreitung des Brandes beytragen hilft, oder wenn die Natur zu schwach ist, um bloss mit eigenen Kräften die Hinwegstossung des Abgestorbenen zu bewirken.

SIE-

SIEBENTE BEOBACHTUNG.

Ein Fall, wo der Brand, unerachtet man die China zu Hilfe genommen, dennoch einen unglücklichen Ausgang gewann. — Eine Reflexion hierüber.

Die Natur einer Krankheit ſelbſten und die mancherley Nebenumſtände, die ſich zufälliger Weiſe dabey einfinden, können zu Zeiten ſo beſonders ſeyn, daſs auch dann, wenn man die Fieberrinde zu Hilfe nimmt, dennoch alle Hoffnung eines guten Ausganges vereitelt wird. Wer wollte aber bey ſo bewandten Umſtänden ſogleich alle Schuld auf die unſchuldige Rinde werfen? Ich werde zum Beweiſe ſolch einen Fall anführen, wo man den Brand mit dieſem kräftigen Heilmittel beſtritte, und nicht ohne alle Wirkung beſtritte; wo aber ein unvorhergeſehener Zufall den Kranken ohne Rettung in's Verderben ſtürzte.

Herr N. N., ein Mann von einem ſanguiniſch-melancholiſchen Temperamente, und ſtrenger Mäſſigkeit, litte ſchon ſeit einigen Jahren bald an der ſogenannten blinden, bald an der flieſſenden goldnen Ader. Er hatte gewöhnlich ein- oder zweymal des Tages Oeffnung, und pflegte, wenn er gar keine hatte, (ein Umſtand, der ſich übrigens ſelten eräugnete) mit einer Doſe Magneſia ſich eine zu verſchaffen. Uibrigens machte er wenig Bewegung, ſaſs Tage lange, und kam

selten aus seinem Zimmer, um freye Luft zu schöpfen. Ungeachtet dieser Lebensart genoss er doch, einige unbedeutende, von diesem kränklichen Zustande unzertrennliche Beschwerden weggerechnet, viele Jahre hindurch einer guten Gesundheit.

Im Jahre 1768 am 3 des Herbstmondes, als er beyläufig ein Alter von 60 Jahren erreicht hatte, empfand er einen ungewöhnlichen Schmerz am After, der sich bis in den rechten Hinterbacken verbreitete, und hier ihm besonders empfindlich schien. Er hatte dabey Fieber, Mangel an Esslust, und schlaflose Nächte. Natürlich konnte er auch nicht sitzen.

Nach 8 Tagen liess er einen Arzt holen, der, ohne nach dem schmerzhaften Theile selbsten zu sehen, folgendes Purgiermittel verschrieb:

R. *Emulf. purgant. unc. vj.*
Aq. lax. V. unc. ij.
Sal. polychrest. dr. j. M. D.

Hierauf erfolgten 16 Stühle.

Am 11 Tage gesellte sich zu oben beschriebenen Zufällen, die indessen an Heftigkeit zugenommen hatten, ein leichtes Harnzwängen, das vom Drucke entstanden war, welchen die Hämorrhoiden auf den Blasenhals machten. Man liess ihm derowegen zehen Unzen Blutes am Arme heraus, das etwas von einer Entzündungsrinde sehen liess; dann musste er alle 2 Stunde 2 volle Löffel von folgender Mixtur nehmen:

R.

R. *Aqu. fl. ſambuc. unc. iv.*
Pulv. ocul. cancror. citrat. dr. j.
— *de guttat. river.*
— *antimon. diaphoret. aa. ſcrup. j.*
Syrup. capillor. vener. dr. iij. M. D. u.

Den andern Tag darauf war der Puls ſo ſchwach, die Kräfte ſo zuſammengefallen, daſs der Arzt es für nöthig hielt, den Kranken mit allen Sakramenten verſehen zu laſſen. Auch lieſs er um mich ſchicken, und erſuchte mich, den Ort zu unterſuchen, wo die Krankheit ſich zuerſt geäuſſert habe, damit man ſich doch eine zuverläſſige Idee von derſelben machen könne.

Es war des Nachts gegen zehn Uhr hin, als ich dem Kranken den erſten Beſuch machte. Ich fand die Hämorrhoiden angeſchwollen, und den rechten Hinterbacken vom feuchten Brande angegriffen, der ſich in einer zwey Finger langen Entfernung vom After angeſetzt, anderthalb Zolle in der Breite und drey Finger in der Länge hatte. Wenn man umher etwas drückte, ſo kam eine groſſe Menge einer jauchenartigen, röthlichten Materie zum Vorſchein, Der ganze rechte Backen war ſtark angeſchwollen, entzündet, nicht gar hart; aber ſehr ſchmerzhaft. Die Beſchwerde im Urinlaſſen hielt an, und war mit einem Brennen verknüpft, der Hodenſack ſelbſt war überdies von einer rothlaufartigen Waſſergeſchwulſt eingenommen, und auſſerordentlich angeſchwollen. Erſt lieſs ich die Geſchwulſt mit abgenähetem Säckchen, welche vorher mit nachſtehendem Pulver waren angefüllet worden, belegen:

R.

R. *Farin. fabar. unc. vj.*

Pulver. flor. samb. unc. j.

Flor. rosar. rubr. unc. ss.

Herb. scord.

— absinth. aa. unc. j.

Camphor. dr. j. M. D. u.

Hierüber aber kam noch ein andrer, mit Kleien angefüllter Sack, in dem der ganze Hodenbeutel, wie in einem Hängebande ruhete.

Auf die brandige Stelle brachte ich Bourdonetts und Plümaceaux, welche mit diesem reinigenden Digestive bestrichen waren:

R. *Terebinth. venet. unc. iij.*

Unguent. basilic. unc. j.

— — apostol. unc. ss.

Tinct. mirrh. dr. j. M. D.

Der ganze Backen aber ward mit folgendem Umschlage bedeckt:

R. *Pulv. herb. scord.*

— — absinth. aa. unc. ij.

— cort. peruvian. unc. semis.

Vini generos. rubr. q. s. f. l. a. cataplasma.

Dieser Umschlag musste etwas warm, und alle Stunde, es seye dann, dass der Kranke schliefe, frisch übergelegt werden.

Die folgende Nacht war eine üble Nacht für den Kranken. Des Morgens darauf (es war der dreyzehnte Tag der Krankheit) fand ich, dass der Brand

um

um ein Merkliches um sich gegriffen hatte, denn er fieng nun beym Steissbeine an, hatte drey Finger in der Breite, und gieng bis an den Hodensack herab. — Mit den übrigen Zufällen hatte es noch das nämliche Verhältniss. Ich stellte dem Arzte vor, dass jeder Augenblick hier kostbar wäre, und dass es Zeit seye, zur Fieberrinde zu schreiten. Auch war dies das einzige Mittel noch, in welches ich sowohl, als der Kranke unser Zutrauen setzten. Es geschahe. Der Kranke musste alle zwey Stunde, wenn er nicht schliefe, folgende Gabe nehmen:

R. Pulv. cort. peruv. elect. dr. ß.
Sirup. flor. betonic. scrup. j.
Aq. font. unc. j. M. d.

Auf diese Weise wurde bis den siebenzehnten fortgefahren, und die Wirkung davon war auffallend genug. Der Kranke kam wieder zu Kräften, der Brand setzte nicht nur Gränzen, sondern es hatte sich auch alles Abgestorbene, worunter sich auch ein Stück von dem Schliessmuskel befand, völlig abgestossen. Das Geschwür, das zurückblieb, war tief, und hatte drey Finger in der Breite. Es fieng beym heiligen Beine an, lief über das ganze Mittelfleisch hin, und endigte sich an dem Hodensacke mit einem tieflaufenden Hohlgange, in den ich ein dickes Bourdonette hineinbringen konnte. Der ganze Hodenbeutel war zusammengefallen, und hatte seine natürliche Farbe wieder. Der Urin floss ungehindert, ohne Beschwerde, und war von keiner üblen Beschaffenheit; auch der Puls hatte nichts Fieberhaftes mehr. Auf die Uiberschläge und entstandene

dene Eyterung hatte sich die Geschwulst und Röthe im Hinterbacken gänzlich verloren. Ich liess mit dem Uiberschlagen inne halten, und verband bloss mit dem reinigenden Digestiv.

Am achtzehnten in der Frühe setzte man, ohne mein Vorwissen, mit dem Gebrauche der China aus, und gab dem Kranken ein Purgiermittel, wie das erste Mal; nur waren noch zwey Quentchen Salpetermagnesia hinzugekommen. Die Ursache? — Ja, es war schon der zweyte Tag, dass der Kranke keine Oeffnung hatte.

Bis um neun Uhr des andern Tages hatte der Patient auf diese Purganz dreyssig Stühle gehabt. Ich staunte, als ich es hörte, ich staunte über den Einfall, in einer solchen Zeit an ein Purgiermittel zu denken, und über die heftige Wirkung, die darauf erfolgt war. Um die Sache, so viel möglich, wieder gut zu machen, und die Natur vor der mit Grunde zu befürchtenden Entkräftung zu retten, schlug ich vor, dem Kranken eine herzstärkende Arzney zu reichen, worinnen auch mein Mitgenosse Herr *Werner* mit mir eines Sinnes war. Wir stellten die Sache dem Medikus vor; allein dieser wollte nichts davon wissen. Warum? davon wüste ich bis auf diese Stund keinen andern Grund zugeben, als weil er die ganze Sache auf die leichte Achsel zu nehmen schien.

Die folgende Nacht brachte der Kranke ſehr unruhig zu. Es hatte ſich ein förmlicher Bauchfluſs, doch ohne Schmerzen eingeſtellt, ſo zwar, daſs alles wie Waſſer von ihm gieng. Er hatte dabey einen trocknen Mund, und klagte über groſſen Durſt. Alle Mittel, die man dagegen anwendete, blieben fruchtlos, wie wir gleich ſehen werden. Das Geſchwür war rein, roth, ſah ſchön aus, und gab ein gutes, weiſſes und dickes Eyter von ſich. Den zwanzigſten bekam er auf den Abend einen halben Skrupel Diaskordium.

Den andern Tag in der Frühe fand ich das Geſchwür in einem guten Zuſtande, obgleich der Bauchfluſs noch anhielte. Bey dem Abendverbande merkte ich, daſs das Geſchwür etwas trocken ward, auch ſchien mir der Eyter nicht mehr ſo gut und verkocht. Die Urſache wer natürlich, und lag in dem beſtändigen Reize, der durch die Exkrementen ſowohl, als auch durch das Abwiſchen und Säubern des Afters entſtehen muſste, und zum Theile in dem Mangel an Feuchtigkeit, wovon der Körper immer mehr und mehr verlor. Der Kranke muſste auf der linken Seite liegen, damit der Verband ſich nicht verſchieben, der Eyter beſſer ausflieſſen, und die Exkremente nicht dorthin kommen möchten. Doch mit all dieſer Vorſicht gewann man nicht viel.

Den folgenden Tag entdeckte ich vier Finger weit von dem Geſchwüre auf dem Hinterbacken einen kleinen, ſchwarzen Flecken, der bis auf den Nachmit-

tag ſchon gegen drey Finger groſs geworden war. Man ſahe ſich alſo auf's neue gezwungen, zu der peruvianiſchen Rinde ſeine Zuflucht zu nehmen. Doch konnte man ſie nicht in ſo ſtarken Gaben, als ehedem geben, denn der Kranke war ſehr entkräftet, und ſein Magen auſſerordentlich ſchwach. Er nahm von nachſtehender Mixtur alle drey Stunde zwey Löffel voll:

R. *Aq. ceraſor. nigr. unc iv.*

Pulv. cort. peruv. elect. dr. ij.

Sirup. betonic. unc. ſs. M.

Am Abend aber bekam er ein Quentchen Theriak. — Auf die Brandſchorfe kam obbeſchriebenes Digeſtiv; darüber ein Breyumſchlag. Die Nacht wurde nicht mehr durch die Entlerungen ſo oft unterbrochen, und war überhaupt ruhiger, als die vorhergegangenen Nächte. Das groſſe Geſchwür ſah nicht ſchlecht und nicht gut aus. Bey Tage wurde mit der Fieberrinde fortgefahren. Abends fand ich, daſs auch der neu entſtandene Brand im Stillſtehen und rund umher von einem tiefen Kreiſe umſchrieben war, aus dem, wenn man auswendig am Schenkel drückte, etwas weniges Eyter hervorkam. Indeſſen blieb es bey der alten oberwähnten Behandlungsart.

Am drey und zwanzigſten dauerte der Bauchfluſs noch immer fort; war aber nicht mehr ſo ſtark. Dem ungeachtet ward der Kranke augenſcheinlich ſchwächer. Die abgeſtorbene Hautdecken ſönderten ſich ab, und bey genauerer Unterſuchung fand ich ein Stück vom ſehnichten Theile der Geſäſsmuskeln darunter. Ich

lieſs,

liess, um die Höhle des Geschwüres auszuwaschen, folgenden Absud zubereiten:

R. *Herbæ scordii unc. j.*
Florum chamomill.
Corticis peruviani aa. dr. ij.
Vini rubri libram j.

Dieses musste zusammen in einem erdenen zugedeckten Geschirre eine Viertelstunde lang sieden, sodann durch Löschpapier laufen, worauf noch zwey Unzen einfacher Rosenhonig hinzu kamen. Mit diesem Absude liess ich die geschwürigen Stellen mit Hilfe einer Spritze öfters des Tages hindurch auswaschen und befeuchten, und das Ganze mit der reinigenden Digestivsalbe verbinden. Am Nachmittage wandelte den Kranken ein Eckel vor der Fieberrinde an. Man sahe sich also genöthiget, damit inne zu halten.

Am 24 war es mit dem Bauchflusse auf 's äusserste gekommen. Er hielt beynahe unausgesetzt an; alles, was hinweggienge, war wie Wasser, und gar selten etwas von einem wahren Kothe dabey. Der Kranke merkte gar nicht mehr, wenn ein Stuhlgang erfolgen wollte. Kaum nahm er etwas Brühe, oder Wasser zu sich, so gieng es am entgegengesetzten Orte wieder hinweg. Man gab ihm ein wenig Wein zu trinken, und hernach versuchte man, ihm ein Paar Löffel voll Reiss, oder Gerste, oder ein Bisschen Panatel beyzubringen. Allein auch diese leichte Speisen nahm er nicht ohne grosse Mühe, und er hatte überhaupt von

nichts einen Geschmack mehr. Der Arzt verordnete ihm sodann folgende Mixtur:

R. *Aqu. fl. samb. unc. vj.*

Electuar. diascord. theriac. smaragd. confect. hyacinth. aa. scrup. ij. bene mixt. & filtrat. adde:

Syrup. granat. acid. unc. ss.

Spirit. sulph. p. camp. scrup. ij. M. D.

Diese Mixtur brauchte er drey Tage lange, und nahm davon alle zwey, oder drey Stunden zwey Löffel voll. Die Geschwüre liessen sich nicht gerade übel an, und schienen überhaupt kleiner zu werden; allein auf den beständig anhaltenden Bauchfluss wie konnte es anders geschehen, als dass Puls und Kräfte immer mehr und mehr zusammensinken, und der Kranke vom Fleische fallen musste? Nun gieng neuerdings ein Stück von den Sehnen der Gesässmuskeln hinweg, worauf ein guter Grund zum Vorschein kam. Der grosse Hohlgang im Hodensacke hatte sich indessen geschlossen.

Den fünf und zwanzigsten dachte ich wieder, einmal einen Versuch mit der China zu machen: denn während dem Gebrauche dieses Mittels ward der Bauchfluss nicht so gar häufig gewesen, auch schien der Kranke doch etwas Kräfte zu haben, und einigen Appetit zu spüren. Weil mir aber, nach allen Umständen zusammengenommen, schiene, dass sein Magen die Rinde schwerlich im Pulver vertragen würde, so gab ich ihm ein recht gesättigtes Dekokt auf folgende Weise zubereitet:

R. *Pulv. cort. peruv. unc. unam semis.*
Sal. tart. dr. semis.
Aq. fontan. unc. x.

Die ganze Mischung kam in ein wohlverwahrtes Geschirr, blieb durch eine halbe Stunde über Feuer, und von dem Durchgeseichten bekam der Kranke alle zwey Stunde drey Esslöffel voll. In der Zwischenzeit nahm er etwas Brühe, oder aber ein Löffel voll Gallerte von Kalbfleische, oder Hühnerfleische, nebst etwas wenigem geraspeltem Hirschhorn, oder Elfenbein zu sich. Anfänglich glaubte der Kranke nach seiner eignen Empfindung, bey diesem Dekokte sich etwas leidentlicher zu befinden, besonders schien es für den Bauchfluss und für seinen Magen sehr dienlich zu seyn; allein gegen den Abend konnte er es nicht mehr hinunterbringen. Mund und Zunge waren dürre und trocken; um ihm einige Linderung zu verschaffen, verordnete ich ihm ein Anfeuchtungsmittel ohngefähr auf folgende Weise:

℞. *Aquæ ceras. nig. & totius citri aa. unc. j.*
Salis volatil. oleos. sylv. gt. xl.
Syrup. betonic. dr. j. M.

Am sieben und zwanzigsten und acht und zwanzigsten war er nicht mehr im Stande, etwas hinunterzubringen, ausser zur Zeit einen Löffel voll Brühe, Gallerte und einige Tropfen von der schmerzstillenden Mixtur des *Hofmanns*. Die Geschwüre sahen nicht übel aus, und waren um ein merkliches kleiner geworden. Gegen Abend um sechs Uhr starb er.

REFLEXIONEN.

Es ist sicher, daſs die glücklichen Veränderungen, welche man bey dieser Krankheit in so kurzer Zeit hat erfolgen sehen, der peruvianischen Rinde zugeschrieben werden müssen, wenn man anders unpartheyisch urtheilen will; ob es gleich eben so wahr ist, daſs man in einem schon etwas überreifen Alter, wie es hier der Fall war, keine so kräftige Hilfe von der Natur erwarten konnte, als in einem jugendlichen, wo die Naturkräfte noch in ihrer ganzen Stärke wirken. — Indessen sind die Beyspiele von Leuten, die in einem noch weit höherem Alter glücklich geheilt worden, eben nicht selten; und es ist gewiſs, daſs unser Kranke zur Zeit, wo er sich zu legen angefangen, nichts weniger, als entkräftet war; wenigstens hätten seine Kräfte gewiſs noch hingereichet, die bevorstehende Krankheit auszuhalten, und die Heilung hat gewiſs von dieser Seite kein übersteigbares Hinderniſs gefunden. Ich glaube, mich daher nicht zu trügen, wenn ich behaupte, daſs drey Ursachen waren, die seinen Tod bewirkt haben. Die *erste* dieser Ursachen ist: weil man das örtliche Uibel, welches von den Hämorrhoiden und zuerst entstanden war, gleich anfangs vernachläſſiget hatte. Die *zweyte*: weil man dem Kranken ganz zur Unzeit, da die Natur entkräftet, und zwey starke Auslerungen (ich meine durch Eyter und Stuhl) zu leiden nicht im Stande war, ein Purgiermittel gegeben hatte. Die

dritte

dritte endlich: weil man zur Zeit, da man auch die zweyte Purganz ſchon gegeben hatte, doch die gehörigen Mittel nicht anwenden wollte, wodurch den geſchwächten Eingeweiden zu ihrer Stärke wieder hätte verholfen, und die häufigen Stuhlgänge gemindert werden können. Vielleicht hat man nicht vorhergeſehen, daſs eine langſame, ſpäte Hilfe hier unmöglich was frommen werde; aber dieſe Vorwendung kann in einem Falle von dieſer Art unmöglich die Sache gut machen: denn ein Mann, der ſeiner Kunſt mächtig iſt, ſoll gelernet haben, *wie man vorherſehen müſſe.* Bey dieſer äuſſerſten Schwäche des Magens und der Gedärme, wo keine Art von Speiſe ſich bis zur gehörigen Zeit aufhalten konnte, wo alles, was der Kranke zu ſich nahm, ſogleich durch den Stuhl davongienge; mit einem Worte: nachdem der Bauchfluſs ſchon zu einer wahren Lienterie geworden war, wie konnte man da einen Erſatz von dem, was durch die Auslerungen Tag für Tag verloren gienge, erwarten, und wie konnte es bey ſo bewandten Umſtänden anders geſchehen, als daſs die ganze Maſchine auf die Letzt zu Grunde gehen muſste?

So glaub ich, daſs der Widerwillen, der auf die Letzt den Kranken anwandelte, eben dieſe Schwäche des Magens zum Grunde hatte, und keinesweges von der China, als Arzney betrachtet, entſtanden iſt; wenn man bedenket, daſs dieſes Mittel in einem Magen, der nicht Kräfte genug hat, es zu verarbeiten, nothwendig einen mechaniſchen Reiz verurſachen muſs.

Freylich liefs man die Rinde nachher in Gestalt eines Absudes nehmen; allein da war der Widerwillen schon zugegen, und der Magen konnte sie nicht mehr vertragen. Auch würde sie nie die guten Wirkungen hervorgebracht haben, von denen sie begleitet zu seyn pfleget, wenn sie in Substanz genommen wird. Dem ungeachtet sahe man doch in kurzer Zeit die Kräften des Kranken in etwas aufleben; auch der Eyter und die Geschwüre selbst bekamen bey ihrem Gebrauche ein besseres Aussehen. Allein wie war es möglich, dafs sie auch nach dem zweyten Purgiermittel noch helfen konnte, da offenbar die Kräfte der Natur, ohne welche jedes Medikament unwirksam bleiben wird, mangelten, und es überhaupt mit dem Kranken immer schlechter geworden war? War nicht der Bauchflufs, für sich betrachtet, ohne der übrigen Zufälle der Urkrankheit zu erwähnen, war dieser, sage ich, nicht allein schon hinreichend genug, das Leben zu untergraben? Wie konnte man da auf ein Purgiermittel denken, wo man auf allen Seiten Gegenanzeigen finden konnte, wenn man nur suchen wollte? zu einer Zeit, wo die Natur mit der Eytermachung beschäftiget, nach dem Urtheile aller Vernünftigen, jedes Vorgehen, durch das sie in ihrem Geschäfte gehindert würde, stark büssen mufs? Warum da ein Purgiermittel, wo eine nach gegenwärtigen Umständen genügende Oeffnung von selbst zu erfolgen pflegte? und wenn man ja eines für nöthig hätte finden wollen, wie konnte man in gegenwärtigem Falle auf ein solches, auf ein so starkes verfallen? und mufste nicht der ohnehin für sich schon so

schwa-

ſchwache Kranke, vermöge einer natürlich flieſſenden Schluſsfolge, noch mehr entkräftet werden? Wäre wirklich eine Verſtopfung zugegen geweſen, ſo hätte man ſie bloſs mit Hilfe der Kliſtiere zu heben trachten ſollen, und ich geſtehe aufrichtig und männiglich, daſs ich, im Falle ich dieſen Einfall mit dem letzteren Purgiermittel hätte vorhergeſehen, und es nicht hätte hintertreiben können, lieber die ganze Behandlung des Kranken einem andern würde überlaſſen haben, ehe ich dieſes Unternehmen gebilligt hätte. Unſere Chirurgen bedienen ſich auch der Purgiermittel; aber, ſo viel ich weiſs, nur alsdann, wenn ſie glauben, daſs ein Geſchwür ſich genug gereinigt habe, und die völlige Auslerung deſſelben durch die noch fortdaurende häufige Eyterung verzögert, oder gehindert werde. In ſolch einem Falle geben ſie, wenn der Kranke hinreichende Kräfte hat, von Zeit zu Zeit eine gelinde Purganz, um eine Ableitung zu machen. Doch muſs zu gleicher Zeit auf däs übrige Verhalten ſowohl von Seiten des Kranken, als auch von Seiten des Heilenden Bedacht genommen werden, wenn anders das vorgeſteckte Ziel erreicht werden ſolle.

Auch wäre ein Purgiermittel zur Zeit, wo kritiſche, oder metaſtatiſche Abſatzgeſchwülſte wirklich in der Eyterung begriffen ſind, ſehr übel angebracht. Die Natur könnte durch ſolch ein zweckwidriges Vorgreifen leicht in ihrem Geſchäfte geſtört, und die Materie ſelbſt von einem unädlen Theile auf einen ädlen über-

tragen werden, ein Umstand, der die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen könnte.

Ich erinnere mich eines Falles, den ich bey dieser Gelegenheit anzuführen nicht umhin kann, weil er hier als ein Beweis für das, was ich oben gesagt habe, dienen mag. Ich ward eines Tages zu einem Menschen gerufen, der eine vier Finger breite Entzündungsgeschwulst auf der rechten Seite des Halses hatte. Als ich ihn das erstemal besuchte, merkte ich schon etwas Materie, die aber noch sehr tief sass, und nach meiner Meinung sollte die Geschwulst höchstens in zwey Tagen geöffnet werden. Den Tag darauf kömmt ein Mediker hin, und verordnet dem Kranken ein starkes Purgiermittel. Die Geschwulst verschwand noch am nämlichen Tage, die Materie warf sich auf die Lungen, und der Unglückliche starb in der Nacht unter unbeschreiblichen Bangigkeiten und der äussersten Beklemmung.

Wenn der Fall zugegen ist, dass Arzt und Wundarzt zu gleicher Zeit bey einem Kranken zusammtreffen, um gemeinschaftlich die Behandlung desselben zu übernehmen, so ist zu allererst und vor allen anderen Dingen erforderlich, dass beyde sowohl über die Natur der Krankheit, als auch über die Behandlungsart derselben (ich will mit diesem Worte die innere und die äussere mitbegriffen haben) völlig einverständig sind. Beyde müssen nur *einen* Zweck, *einen* Bewegungsgrund haben, und ein jeder von ihnen muss als ein

rechtschaffener Mann handeln. — Sollte es aber der Fall seyn, daſs einer aus ihnen, es sey der Arzt, oder der Wundarzt etwas seichte in seinem Fache wäre, so ist es durchaus nöthig, daſs der andere ein Mann von Kenntnissen seye, und durch den Reichthum seiner Einsichten den Mangel des andern ersetze. Er muſs die Natur der Krankheit vollkommen einsehen, die Kurart bestimmen, und in Rücksicht der äusseren und innerlichen Mittel die gehörige Wahl zu treffen wissen. Wehe dem Kranken, der das Unglück hat, in die Hände zweyer Männer zu fallen, die von Krankheit und Kurart *verschiedene* Begriffe haben! für ihn wird nicht nur allein jene Hoffnung, die ein jeder Kranke mit Rechte in menschliche, mit Zweck angewandte Hilfe setzen kann, dahin seyn, sondern er darf sich auch auf Uibel gefaſst machen, die fürchterlicher sind, als die Krankheit selbsten. Uiberhaupt aber wird ein Kranker, im Falle er an einem Zustande leidet, der bloſs chirurgisch ist, sich immer besser dabey befinden, wenn er sich nur einem Chirurgen alleine anvertraut; nur muſs dieser ein Mann von Erfahrung und seiner Kunst mächtig seyn. *) So darf ein Chirurg, der den erforderlichen Vor-

*) Unter den Männern, die der sächsische *August I.*, König von Pohlen, vorzüglich liebte, war auch sein Leibchirurgus, mit Namen *Johann Friederich Weisse*, aus Kallen in Schwaben. Er hatte fünf Jahre lang auf königliche Kosten auswärtige Spitäler besucht, und der berühmte *Petit*, ein grosser französischer Wundarzt, war sein vornehmster Lehr-

Vorrath an Kenntnissen nicht besitzet, und sich überhaupt zu schwach fühlt, dieser, sage ich, darf es für ein wahres Glück schätzen, sich von der Hand eines ver-

Lehrmeister gewesen. Endlich kam er an den Hof seines Herrn zurück, fand den Monarchen geneigt gegen sich; aber auch an den übrigen Leibärzten so kräftige Gegner, dass er nur selten mit seinen Vorschlägen gehört wurde. Nun belästigte den König schon seit langen Zeiten ein kleiner Schaden an einer Zähe, der durch Vernachlässigung immer bösartiger ward, bis endlich der Brand sich in ihr zu zeigen anfieng. Man berief sogleich die Leibärzte und den Chirurg. Der Letzte stimmte auf die schleunigste Hilfe durch den Schnitt; aber die Aerzte widersprachen: seine Gründe wurden überstimmt, ohne widerlegt zu werden, und man beschloss endlich, den schon genannten berühmten *Petit* durch schleunigste Staffetten von Frankreich aus bis nach Bialastock, wo eben der König sich aufhielt, kommen zu lassen. Die weite Entfernung hatte nothwendig, trotz der grössten Eyle, die Unbequemlichkeit eines langen Verzugs, und der treue, seinen König liebende Chirurg war in seinem Herze fest überzeugt, dass das Leben seines *Herrn* bey so verkehrten Maassregeln in die äusserste Gefahr gerathen müsse.

Er blieb einige Stunden lang in den peinlichsten Zweifeln — endlich entschloss er sich zu einer That, die, bey der lautersten Absicht, für ihn die gefährlichsten Folgen haben könnte. Er wachte nämlich in der nächsten Nacht allein mit des

verdienſtvollen, würdigen Arztes leiten zu laſſen. Es iſt unglaublich, zu welch gefährlicher Quelle von Uibeln Rangſtreit, ruhmſüchtiger Stolz und Handwerksneid unter

des Königs treueſten Kammerdiener beym Bette des Fürſten; ein heimlich ihm eingegebenes Schlafpulver ſollte den Schlaf deſſelben verſtärken; verſehen mit allen zu ſeinem Vorhaben dienlichen Inſtrumenten erſchien er, und ſah kaum *Auguſten* eingeſchlummert, als er ſie hervorlangte, die Thüre des Gemachs inwendig verſchloſs, und ſo dem Bette, wo der König ſchlief, ſich näherte.

Der erſtaunte Kammerdiener, unwiſſend, was alle dieſe Zurüſtungen bedeuten ſollten, ward zu ſchweigen bedräut; *Weiſſe* ergriff den ſchadhaften Fuſs, legt' ihn auf einen am Bette ſtehenden Stuhl, und verſicherte den König, der eben im Einſchlummern war, und im Erwachen ſich über die ungelegene Zeit des Verbands beſchwerte, daſs er ruhig fortſchlafen könne, weil er die möglichſte Vorſicht, ihn nicht weiter zu ſtören, anwenden würde.

Auguſt that's; und ſein Chirurg lieſs ihn unangerührt liegen, bis er ihn im feſteſten Schlafe zu ſeyn glaubte; dann aber löſt' er ſchnell mit eben ſo viel Geſchicklichkeit, als Muth die ganze Zäh' ab. Naturlich, daſs, durch den Schmerz erweckt, der Monarch von neuem auffuhr; aber auch jetzt beſänftigt' ihn *Weiſſe* durch das Vorgeben, als ob er bloſs von ungefähr ihn mit der Sonde geritzt hätte, und nur noch der darauf gegoſſene Balſam ſo ſchmerzte: der König glaubt's, und

ter den Meistern der Kunst werden kann? Ein jeder will, man soll ihn für den Weisesten gelten lassen; ein jeder will den Ton angeben, und keiner bemerkt die

viele

und die Kraft des Pulvers verschafft' ihm bald einen neuen Schlaf. So gieng die Nacht hin, und *August* war weit entfernt, bey dem heftigen Wehthun seines Fusses, am nächsten Morgen auf die wahre Ursache zu rathen. Indess drang er doch so fort auf einen neuen Verband, und befahl seinem Kammerdiener, ihm einen Hohlspiegel, in welchem er seinen Fuss vergrössert sehen konnte hinzusetzen. Man kann leicht denken, dass diesem sowohl, als vorzüglich dem Wundarzt das Herz tapfer schlug; und eben so leicht wird man sich das Erstaunen des Königs vorstellen, als er beym ersten Blicke seine Zähe vermisste.

“ Wer hat das gethan? „ frug er mit einem Tone, der Wohl den Herzhaftesten zu erschüttern vermochte.

“ Ich, Euer Majestät „ antwortete der Getreue, und langte, sich seiner guten Sache bewusst, die abgelöste Zähe aus seiner Tasche hervor. “ Hier ist sie. „

“ Und wie hast du das ohne mein Wissen und Willen wagen können? „

“ Verzeihen Euer Majestät, wenn der Mann, der Sie in der drohendsten Todesgefahr sieht, alles wagt, um Ihr theures Leben zu erhalten. Gieng es nach dem Willen der Leibärzte, ward, ehe

der

viele Lücken, die alle noch ausgefüllt werden müſſen, wenn er das im Ernſte ſeyn ſoll, wofür er doch gelten will.

ACH-

der Schnitt geſchah, *Petit's* noch ſo weit entfernte Anherkunft erwartet, ſo nahm ganz gewiſs indeſs der tödtliche Brand Euer Majeſtät Fuſs ein, und menſchliche Rettung war verſchwunden. „

“ Und es wär' gar kein andres Mittel, auſſer Ablöſung übrig geweſen? „

“ Keines! Das wird *Petit* bezeugen: und auch ich bürge mit meinem Kopfe dafür. „

“ Und wer war beym Schnitte zugegen?, fuhr der Monarch mit einem Tone fort, der ſchon gelinder zu werden anfieng.

“ Niemand, als ich, und dieſer Ihr Kammerdiener. „

“ Wohl, ſo beobachtet auch beyde, ſo lang, als ich's euch befehle, das unverletzlichſte Stillſchweigen! Und du „ indem er ſeine Tabaksdoſe hervorzog, den Tabak ausſchüttete, und die abgeſchnittene Zähe hineinlegte “ du behalt' indeſs dies zum Andenken. „

Es geſchah; niemand muthmaſste nur eine Sylbe von dem Vorgegangenen, und ungefähr zwölf Tage nachher kam *Petit* an. Er ward ſogleich zu einem ſogenannten *Conſilio medico* berufen, und ihm der ganze Zuſtand der Sache, wie

er

ACHTE BEOBACHTUNG.

Drey Fälle, wo bey einem Brande am After die Fieberrinde für nöthig erachtet, und auch mit gutem Erfolge gebraucht wurde.

Während meiner Abweſenkeit im Jahre 1765 ward Hr. B . . ., Obriſt bey der k. Nobelgarde, den Sommer hindurch von zwey verſchiedenen Krankheiten

heim-

er zur Zeit geweſen, als man nach ihm geſendet, und wie man, ſonderbar genug! ihn noch jetzt zu ſeyn glaubte, vorgelegt. Voll Erſtaunen rief er aus, daſs bloſs ein Wunder, bey ſo bewandten Umſtänden; den Monarchen bis jetzt erhalten haben könne daſs er ſich höchlich wundere, wie man in einem ſo wenig Aufſchub vertragenden Falle ſich nach ſo weit hergeholtem Rathe hätte umſehen können, und daſs kein Mittel, auſſer dem ſchleunigſten Schnitt übrig ſey.

Man wird leicht erachten, wie beſchämt die Gegner des Leibchirurgen niederblickten; aber ihre Beſchämung ward zur Beſtürzung, als dieſer vortrat, und indem er die Doſe herauslangte, zu *Petit* ſich alſo wandte:

“ Ein Mittel, das ich bereits gewagt habe! Hier iſt die ſchadhafte Zähe mit allen Merkmalen eines unheilbaren Brandes. „

Die

heimgesucht. Die eine davon war ein abwechselndes Fieber, und dauerte beyläufig zwey Wochen lange. Die andere war ein wahres hitziges Fieber, und hatte sich sechs Wochen darnach eingestellt. Von dieser letzten Krankheit ward Hr. B . . . zwar auch in ein und zwanzig Tagen hergestellt - allein es blieb ein Hu-

Die gerechtesten Lobeserhebungen des französischen Wundarztes, sein wiederholtes Geständniss, dass Se. Majestät sich bereits in den besten Händen befänden, und seines Raths forthin nicht einmal bey einem ihm gleichkommenden Schüler bedürften, bestättigten das Verdienst des getreuen Unterthans, und sein König belohnt' ihn nachher königlich. *A. G. Meissners* Skizzen. Zweyter Theil. S. 81.

Der strengere Leser wird es uns zu gute halten, dass wir mit dieser etwas langen Note den Faden der Abhandlung abschnitten. Es wäre Sünde gewesen, ein Zeugniss vorzuenthalten, das so laut für die Ehre der guten Sache spricht, und die Wahrheit der angeführten Worte unsers *Autors* in ein so helles Licht setzet. Der gefälligere Theil unserer Leser wird sich ohnehin dadurch, dass wir ihn mit einem Manne, wie *Weisse*, bekannt gemacht haben, der, ist er gleich nicht als Schriftsteller bekannt, doch seine ganze Hochachtung gewinnen muss, für den kleinen Zeitverlust, den ihn die Durchlesung dieser Geschichte gekostet haben mag, mit Wucher entschädigt finden. *Die Uibersetzer.*

Husten mit eyterhaftem Auswurfe, ein Drucken auf der Brust und eine Beschwerde im Athmen zurücke, welches alles von einem schleichenden Fieber begleitet ward. Alle diese Zeichen zusammengenommen bestimmten zwey Medizi, ihn für Lungensüchtig zu erklären, und nach dieser Idee richteten sie auch die Kurart ein. Er musste des Tages hindurch öfters Hühnerbrühe, oder Kalbfleischbrühe nehmen, worinnen sogenannte Brustkräuter mitgesotten waren; sonst verordneten sie noch viele andere Arzneyen, die man in dieser Krankheit gewöhnlich zu verschreiben pfleget. Auf diese Weise giengen einige Monde fruchtlos vorüber, und der Kranke fühlte wenig Erleichterung.

Zu Anfange des Jahres 1766 bekam Hr. B . .. vom Liegen zwey leichte Hautaufreibungen an den zwey grösseren Trochanteren. Er liess mich also im Jäner ersuchen, ich möchte darnach sehen. Ich legte bloss ein Bleyweisspflaster darauf, und in ein Paar Tagen war alles trocken. Einige Tage hierauf schickte er neuerdings um mich (es war der vierzehnte des Jäners). Ich kam, und fand an den nämlichen Stellen zwey sehr harte Brandschorfen, davon die auf der rechten Seite einen Zoll, jene auf der linken Seite anderthalbe in der Breite hatte. Die Ursache, dass diese grösser war, lag darin, dass der Patient weder auf dem Rucken, noch auf der rechten Seite liegen konnte: folglich musste wegen dem beständigen Liegen auf der linken Seite auch der Druck viel stärker seyn, Ich bedeckte beyde Stellen mit Plümaceaux, die mit *Arzäus*,

balsam

balsum und *Basilikumsalbe* (zu gleichen Theilen) bestrichen waren, darüber legte ich das gummichte Diachilonpflaster, nebst dem liess ich am Morgen und am Abend, bevor der Verband angelegt wurde, durch eine Stunde erweichende Bähungen überschlagen. Die Brandschorfen dehnten sich immer weiter aus, besonders jene auf der linken Seite, ungeachtet man die Vorsicht gebraucht, und feine lederne in der Mitte mit einem Loche versehne Küssen hatte verfertigen lassen, damit die schadhafte Stellen keinem Drucke an die Matraze ausgesetzt würden. Auf diese besagte Verfahrungsart ward freylich so viel gewonnen, dass die Schorfen sich allmählig erweichten; allein es kam doch kein Eyter zum Vorschein, ja in einem Zeitraume von neun Tagen war der Brand am linken Schenkel zur Grösse einer flachen Hand herangestiegen. Ich glaubte anfänglich, die Hemmung dieses Uibels, wie auch die Absönderung der abgestorbenen Theile werde sich mit wenigen einfachen Mitteln bewirken lassen, besonders hatte ich mir vieles von den ledernen Küssen versprochen, weil ich ausser dem hier angebrachten Drucke keine andere Ursache vom Stillstehen des Blutes in diesen Theilen anzugeben wusste, und weil ich mir durch Hinwegschaffung dieser Ursache auch sichere Hoffnung zur Genesung gemacht hatte; allein als ich auf diese einfache Art vorzugehen nicht die heilsamen Wirkungen erfolgen sahe, welche doch zum Besten meines Kranken erfolgen sollten; als ich sahe, dass die ganze Sache ein üblers Aussehen zu gewinnen anfieng, und der Kranke seine Kräften dabey einbüsste, so be-

 schloss

schloss ich, einen sicheren Weg einzuschlagen. Ich nahm also meine Zuflucht zur Fieberrinde, und verschrieb sie den drey und zwanzigsten Jäner zum ersten Male in einem Lattwerge folgendermassen:

℞. *Cort. peruv. unc. ij.*

Sirup. limon. q. s. ut f. electuarium.

Hievon liess ich dem Kranken alle Morgen und Abend ein Quentchen nehmen; darnebst suchte ich seinen Körper, so viel, als möglich; mit Brühen von oben erwähnter Art anzufeuchten. In die brandige Stellen selbst machte ich kleine Einschnitte, damit die Arzneyen leichter hineindringen konnten. In der nämlichen Absicht nahm ich von dem Brande auf der linken Seite, das ist: den härtesten und schwärzesten Theil davon hinweg; fuhr aber sonst mit dem gewöhnlichen Verbande fort.

Am fünf und zwanzigsten fiengen die Geschwüre an, eine jauchenartige Materie, die etwas übel roch, von sich zu geben; fünf Tage darauf ward sie besser, und floss in grösserer Menge hervor, so zwar, dass auf der rechten Seite alles, was brandig war, wohin freylich nur die allgemeinen Bedeckungen gehörten, sich gänzlich abstiesse. Auf der linken Seite, wo der Brand viel tiefer drang, und in einen Theil vom Schenkel der breiten Schenkelbinde und von der sehnichten Ausbreitung des grossen Gesässmuskels mit eingenommen hatte, gieng die Absönderung erst neun Tage später von Statten. Die Geschwüre, die zurückblieben, waren ziemlich breit und tief, und wurden in einer Zeit

von

von fünf Wochen zur Verheilung gebracht, nachdem diese ganze Zeit über mit dem Gebrauche der China unausgesetzt fortgefahren wurde; doch schloss sich das Geschwür auf der rechten Seite eher, weil es auch viel kleiner und seichter, als das andre war. Sonst ist noch zu wissen, dass, sobald die Abstossung geschehen war, statt obiger Salbe folgende zur Hand genommen wurde:

℞. *Terebinth. venet. unc. ij.*
Vitell. ovor. N. 1.
Unguent. de stirac. unc. sem. M.

Als es mit der Kur zu Ende gienge, klagte Hr. B . . . öftermals, dass ihm die Hämorrhoiden so Schmerzen machten; doch so oft ich mich darnach zu sehen erbot, so wusste er immer Einwendungen zu machen, und schien, sich überhaupt wenig um den ganzen Umstand zu bekümmern, weil er schon eine geraume Zeit daran litte, und dessen schon gewöhnt war. Auch verlangte er nichts anders für diesmal, als nur von diesen zwey Geschwüren hergestellt zu seyn. Bis zu Ende des Hornungs sah er von dieser Seite seinen Wunsch erfüllt; allein bey alle dem konnte er nicht zu Kräften kommen.

Am ersten März entschloss er sich endlich, mich die Sache untersuchen zu lassen; aber ich fand, dass es nicht die Hämorrhoiden waren, die ihm diese Plage verursachten, sondern dass sich ein ziemlich beträchtiger Abszess linkerseits nahe am After angesetzt hatte, der

voller Materie war. Die Ursache, daſs er anfangs nicht ſo viel davon litte, ſcheint meiner Meinung nach daher zu kommen, weil die beyden Brandgeſchwüre ihn zu ſelbiger Zeit mehr intereſſirten, und mehrere Schmerzen verurſachten. Ich öffnete ihn auf der Stelle, und machte einen Schnitt von zwey Zollen. Es kam mehr dann acht Unzen Eyters hervor, der zum Theile weiſs, zum Theile etwas bräunlicht ausſahe, und zwey Hohlgänge zurückliſs, davon der eine im Hinterbacken war, der andere aber ober den Maſtdarm hingienge.

Den folgenden Tag unterſuchte ich das Geſchwür mit dem Zeigefinger, und entdeckte oberwärts im Maſtdarme eine Oeffnung, durch die ein kleines Kerzchen gienge. Es war vorher eine *blinde* Fiſtel geweſen, die nun bey der Oeffnung des Abſzeſſes *vollkommen* geworden war. Dieſe ſchaffte ich durch die Operation ganz weg, und verband die Wunde mit obigem Digeſtiv, wozu ich auf die Letzt den vierten Theil vom peruvianiſchen Balſame hinzuthat. Nebſt dieſem muſste er zu zweyen Malen des Tages die Chinalattwerge nehmen, und das ſo lange, bis ich ſahe, daſs der Eyter ein gutes Ausſehen gewann, das Geſchwür einen röthlichten Grund und gutes Fleiſch bekam, und ſich zur Vernarbung anlieſs: überhaupt vergiengen darüber fünfzehn Tage. Dem ungeachtet lieſs ich noch durch eben ſo viele Tage hindurch mit dieſer Arzney fortfahren, doch ſo, daſs er nur einmal des Tages davon nahm, und in weniger als ſieben Wochen war er nicht nur von dieſen bis hieher erzählten örtlichen Uibeln geheilt, ſon-

dern

dern es verloren ſich auch die Zufälle der Schwindſucht, die bloſs von der Einſaugung des Eyters hergekommen waren. Er fieng an, jähling zuzunehmen, bekam Fleiſch und Kräften, ſo zwar, daſs er nun weit beſſer ausſieht, als vorher.

Eine Frau von zwey und vierzig Jahren, die von Zeit zu Zeit an der goldnen Ader litte, bekam den neunzehnten des Brachmondes einen auſſerordentlichen Schmerz am gewöhnlichen Orte, wozu ſich den andern Tag darauf eine Hämorrhoidalkolik mit heftigem, anhaltendem Fieber geſellte. Die Frau gehörte *übrigens* zum ſanguiniſchen Temperamente, hatte aber dennoch den bekanntlichen Weiberblutfluſs in einem mäſſigen Grade. Der Medikus, der gerufen ward, that alles, was ein braver Arzt in dergleichen Umſtänden thun konnte. Es wurden vier Aderläſſe angeſtellt, (zwey am Fuſſe und zwey am Arme) und einmal Blutegel angeſetzt; beynebſt weder auf Kliſtiere, noch Emulſionen und andere erweichende Getränke vergeſſen. Auch wurden auf den Bauch beſänftigende Umſchläge von Milch und dem feinſten Mehle übergelegt. Auf den Gebrauch dieſer Mittel verloren ſich zwar allmählig die heftigen Schmerzen im Unterleibe: allein jene, ſo eigentlich von den Hämorrhoiden ſelbſt herkamen, und *zerreiſſend* waren, wütheten beynahe in einem, ohne auszuſetzen, fort, ungeachtet man die Salbe vom Süſsholz zu Hilfe genommen hatte.

Den sechs und zwanzigsten ward ich gerufen, und um meinen Rath ersuchet. Ich fand die Kranke ziemlich entkräftet. Der Puls war schwach, das Athemholen geschwind und beschwerlich, und das Fieber dauerte noch fort. Ich untersuchte den After; fand aber statt Hämorrhoiden eine blinde Fistel. Die Geschwulst war gegen die rechte Seite zu sehr beträchtig, und erstreckte sich bis ober das Steisbein hin. Ihre Aussenfläche sahe unnatürlich roth aus, und war etwas ödematös: wenn man daran drückte, so wich sie etwas nach der Seite zu, und gab einen dünnen, aschenfärbigen Eyter durch den After von sich: ein untrügliches Zeichen, dass die Fistel *von aussen blind* war.

Ich machte zwey Zoll weit vom After in den Körper der Geschwulst einen Einschnitt mit der Lanzette, worauf eine Menge Eyters hervorkam, der dem vorigen, welcher beym Drucke durch den After zum Vorschein gekommen war, ganz ähnlich schien. Nun brachte ich eine Sonde in den Abszess hinein, und kam damit ohne Hinderniss bis in den After. Ich nahm hierauf eine krumme Schere, und machte damit auf der Sonde, die nur statt eines Wegweisers diente, einen zweyten Schnitt, und spaltete die ganze Fistel so, dass mir der Grund des Geschwüres grossentheiles unter's Auge kam. Alles, was ich nur erblickte, sahe verdorben, brandig und missfärbig aus.

Da ich nicht wissen konnte, wie tief das Verderbniss dringe, so war ich auch nicht im Stande, eine

Pro-

Prognos zu fällen; jedoch rieth ich dem Arzte, der Kranken auf alle Fälle dia Fieberrinde zu verschreiben, und sie des Tages hindurch eine halbe Unze in vier getheilten Gaben nehmen zu lassen. Ihre Nahrung bestand in guten Brühen mit Reissschleime in etwas Zugemüse, und statt des gewöhnlichen Getränkes gab man ihr eine leichte Limonade zu trinken.

Ich liess das Geschwür vier bis sechs Mal des Tages auswaschen, und suchte auf alle Weise die Absönderung der verdorbenen Theile zu befördern. Zu dem Ende verschrieb ich folgende Injektion:

℞. *Herb. scord.*
— *absinth. aa. man. j.*
Flor. chamom. man. ss.
Cort. peruv. grosso modo pulver. unc. ss.
Aquæ font. q. s.

Dieses musste in einem wohlverwahrten Geschirre durch eine Viertelstunde sieden, dann ward es bis auf ein Pfund durchgeseihet, und drey Unzen einfachen Rosenhoniges hinzugethan.

Dieses Geschäft besorgte ein Chirurg sehr fleissig. Aussen auf das Brandgeschwür liess ich Karpie legen, welche mit dem nämlichen Absude getränkt war, und nach fünf Tagen machten sich auf diese Behandlungsart drey starke brandige Stücke vom Schliessmuskel los, die zusammen über vier Unzen wogen. Hierauf fieng auch der Eyter an, besser zu werden, obschon noch ziemlich tiefe Hohlgänge sich einfanden,

unter denen zwey besonders, einer ober dem heiligen Bein, und ein andrer im rechten Hinterbacken merkwürdig war. Jedoch blieb das Geschwür weit genug, um die Einspritzungen von allen Seiten machen zu können; so weit man mit dem Auge sehen konnte, sah alles roth aus, und schien sich zur Heilung zu schicken. Das Fieber war offenbar geringer, je besser es mit dem Geschwüre gienge. Ich liess also mit der Limonade aufhören, und dagegen unter Tages öfters 'eine Tasse abgesottene, mit Reisschleime vermischte Milch nehmen. Die Nahrung bestand nebst der gewöhnlichen Suppen, in einer, oder der andern aus Milch zubereiteten Speise und in etwas Zugemüsse; denn man musste auf Ernährung bedacht seyn, indem die Kranke ausserordentlich vom Fleische gefallen war.

Gegen die Mitte des Augustmondes liess ich einige Tropfen von der Mirrhentinktur zur Einspritzung hinzusetzen, um der Erzeugung des schwammichten Fleisches, welche bey zu häufigem Eyter leicht zu erfolgen pflegt, hier aber noch besonders wegen den täglichen Durchgang der Exkrementen zu befürchten war, vorzukommen. Die Rinde war zu vier Malen des Tages hindurch genommen, doch so, dass auf jedes Mal nur ein halbes Quentchen kam: weil es der Kranken schwer fiel, ein ganzes in einem Male zu nehmen.

Zu Ende Augusts liess man ihr einen ledernen Polster vom Rosshar mit einer Oeffnung in der Mitte zu rechte machen, damit sie mit Hilfe dieses Küssens

auf

auf dem Bette sich aufrecht setzen konnte, ohne gerade den schadhaften Ort zu drücken. Wenige Tage hierauf wagte sie's, aufzustehen, und zu Zeiten ein Stündchen in einem Sessel zu sitzen. Man fuhr übrigens fort, die Kranke nach der bisherigen Art zu behandeln, ausser dass man ihr ein wenig Fleisch zu essen gestattete, und so fieng sie wirklich an, zuzunehmen, und zu Kräften kommen.

Beym Anfange des Herbstmondes waren alle Hohlgänge verwachsen, das ganze Geschwür viel kleiner, und schon zum Theile verheilt. Ich wollte daher nicht mehr so oft einspritzen lassen, und liess zu dem Ende auf die schadhafteste Stelle mit Digestiv überstrichene Plümaceaux legen; zum Einspritzen aber liess ich nichts, als einen Absud von Reiss mit dem vierten Theile einfachen Rosenhonigs nehmen, und nur zweymal des Tages, morgens und abends nämlich, einspritzen. Nach zwey Wochen war alles verheilt, die Mündung des Afters aber blieb ganz erschlappt, und überaus groß. Ich rieth daher der Frau, jedes Mal, so oft sie zu Stuhle gehen musste, den After mit kaltem, rothem Weine zu waschen.

Im Jahre 1770 in der Hälfte des Christmondes ward ich von einem sehr geschickten Arzte wegen einem *Mädchen* beyläufig von 28 Jahren, welche einen starken, eyterhaften Auswurf hatte, und männiglich für lungensüchtig erklärt war, konsultirt. Dieses mitleidenswürdige Geschöpf hatte auch noch das Unglück, dass

ihr

ihr ganz um den After herum die goldne Ader dergestalten anschwolle, dass sie sich endlich völlig einklemmte, und nach wenigen Tagen brandig wurde. Wir kamen beyde darinnen übereins, dass es hier nothwendig seyn dürfte, kleine Einschnitte zu machen. Nachdem dieses geschehen, bedeckte man die brandige Stelle mit Plümaceaux, die mit Terbenthin und Basilikumsalbe bestrichen waren. Innerlich ward eine Mixtur von der peruvianischen Rinde verordnet, davon die Kranke jede zwote Stunde zwey volle Löffel nehmen musste. Dieses Verfahren setzte dem Uibel, das schon eine grössere Verwüstung gedrohet hatte, gemässere Schranken, alles, was schon von der Verderbniss ergriffen war, sönderte sich in einigen Tagen ab, und in weniger als drey Wochen war das Mädchen von diesem verdrüssigen Umstande gänzlich hergestellt.

ACH-

SIEBENTES HAUPTSTÜCK.

Von dem kalten Brande, als dem äusserſten Grade der Abſterbung.

Der *kalte Brand* iſt da, und mit der Abſterbung iſt es auf's äuſſerſte gekommen, ſie mag feuchter, oder trockner Art ſeyn, wenn die feſten, oder feſtharten Theile des menſchlichen Körpers, Sehnen nämlich. groſſe Geäſſe, Knorpeln und Knochen angegriffen ſind, ſo wie dies im erſten Hauptſtücke ſchon geſagt worden. Dieſe Gattung vom Brande iſt unter allen die gefahrvolleſte, und zu heilen die ſchwereſte: der Grund davon liegt darin, weil die Urſachen, die ihn erregen, äuſſerſt chwer zu heben, die Theile ſelbſt aber, die leiden, ſehr wichtig ſind, und vermöge des Widerſtandes, den ſie der Gewalt des Herzens und der Pulsadern entgegenſetzen, nicht leicht nachgeben. Daher wird ſo viel Zeit, ſo viele Mühe erfodert, ihn zum Stillſtehen zu bringen; daher hält es ſo hart, eine Abſonderung und überhaupt einen erwünſchten Ausgang zu bewirken. — Schränkt ſich das Uibel nur auf einen Theil eines Gliedes ein, ſo wird die Heilung ohne alle Gefahr vor ſich gehen; iſt aber ein ganzes Glied, z. B. der Schenkel, der Arm u. ſ. f. eingenommen, ſo hat man alles zu befürchten, und der Kranke ſchwebt in der gröſsten Lebens-

bensgefahr. Darum muſs er auch froh ſeyn, wenn das brandige Glied vom übrigen Körper hinwegkömmt, es ſeye nun, daſs dieſes allein durch die Kräften der Natur, oder mit Hilfe der Kunſt bewerkſtelliget wird; genug, daſs er das Leben erhält. Welch ſchreckliches Schickſal für den Unglücklichen, der ſich in ſo eine elende Lage verſetzt ſieht, bey lebendigem Körper faulen, und gleichſam ſeinen Tod überleben zu müſſen!

Gewöhnlicher Weiſe pflegt vor der Abſterbung eine kalte, oder hitzige Geſchwulſt vorherzugehen, und gar ſelten geſchieht es, daſs ein ganzes Glied unvorhergeſehen und ohne alle Geſchwulſt vom Brande überfallen wird, auch ſelbſt dann nicht, wann der Theil, der brandig zu werden anfängt, kleiner wird, und zuſammenſchrumpfet. So erzählt der unſterbliche *Morgagni* *) von einem jungen Menſchen, wo auf einem Male, ohne vorher bemerkte Geſchwulſt, der Brand an der groſſen Zähe zum Vorſchein kam, der ſich nach und nach weiter ausbreitete, ſo daſs endlich bis an den Schenkel alles brandig und dürre, wie eine Mumie ausgeſehen haben ſolle.

Tulpius **) hat bey einer Frau, welche am Brennfieber darniederlag, in einer Nacht den kalten Brand am

*) De ſedibus et cauſis morborum per anatomen indagatis. Libr. IV. epiſtol.

**) *Bonetti* centur. pag. 34.

am Arme entstehen sehen, der seinem Ausdrucke nach so schwarz und dürre ward, als wenn er Monde hindurch den brennenden Sonnenstralen ausgesetzt gewesen wäre. *Boerhave* führt die Geschichte eines Jünglings, dem die Achselschlagadern entzweygeschnitten wurden, an, wo nach einer Zeit von einigen Jahren, die dieser junge Mensch noch lebte, der Arm so trocken und dürre geworden, dass er einer ägyptischen Mumie gleichgesehen haben soll.

Hildanus *) hat einen Fall aufgezeichnet, worinnen von der Frau eines Kirschners Meldung geschiehet, welche den kalten Brand am Fusse bekam, wobey der Fuss schwarz und trocken, wie eine geräucherte Ochsenzunge aussahe; Bewegung und Gefühl war dabey verloren: und dennoch konnte sie etliche Monde hindurch noch einigen Gebrauch davon machen, bis er endlich ganz vom Rumpfe wegfiel.

Maggio **) berichtet, er habe während einem bösartigen Fieber den Brand am Fusse entstehen sehen, und der Kranke habe ausser der Kälte weder Schmerz, noch sonst eine Vorempfindung gehabt. Solche Arten vom Brande, die sich so jähling und ungestümm eräugnen, kann auch der erfahrenste Chirurg nicht vorhersehen, und wenn sich einmal Zeichen vorfinden, die so etwas be-

*) Vom heissen und kalten Brande. Siebentes Kap. 779 S.

**) Von den Schlusswunden. — Delle ferite di Schioppo.

befürchten lassen, so ist es schon zu späte, und das Uibel läſst sich nicht mehr aufhalten: ein Beweis, wie mächtig die Ursachen wirken müssen, die dieses Uibel hervorbringen. Es kann aber auch der Fall seyn, daſs sich die Materie einer Krankheit auf einen unädlen Theil hinwirft, und wenn sie scharfer, fressender Natur ist, den kalten Brand erzeugt. In diesem Falle wird der Kranke sein Leben und die Genesung von der Urkrankheit mit dem Verluste eines Gliedes erkaufen müssen. *Van Swieten* hat bey einem fünfzigjährigen Manne, der an einem hitzigen Fieber krank lage, beobachtet, daſs all der bösartige Stof, welcher die Krankheit hervorgebracht hatte, sich in einer Nacht auf den Fuſs warf, und allda den kalten Brand erzeugte, ohne daſs der übrige Körper von sonst einer Krankheit weiter was gelitten hätte. Uiberhaupt ist es besser, ein Bein zu verlieren, als das Leben; doch ist die Verstümmelung für Soldaten ein wahres Unglück, ob sie gleich als ein Beweis ihrer Tapferkeit in Schlachten immerhin gelten mag

Es giebt Wunden, Geschwüre, Entzündungen der Eingeweide, Geschwülste in der Höhle der Brust, oder des Unterleibes, welche im Stande sind, den kalten Brand an einem Beine, oder am Arme hervorzubringen. Wenn sich so ein Fall eräugnet, so wird auch dann, wenn man auf die Quelle des Uibels gekommen ist, doch wenige, oder gar keine Hilfe von Seiten der Kunst zu erwarten seyn. Indessen heischt doch die

Pflicht

Pflicht eines jeden rechtschaffenen Chirurgen, bey jeder Gelegenheit alle Hilfsmittel, welche die Vernunft und Erfahrung in dergleichen Fällen anrathet, in Anwendung zu bringen, und dadurch, wofern auch das Leben, oder das Glied nicht erhalten werden kann, das Uibel wenigstens erträglicher zu machen. Wenn ein ganzes Glied vom Brande eingenommen ist, und die Ursachen zu gleicher Zeit von der Art sind, dass sie keine Verbesserung annehmen, so wird freylich, wie jedermann einsehen muss, alle Hilfe überflüssig, und jede gegebene Hoffnung für den Kranken nur Blendwerk seyn. Ist aber nur ein Theil von einem Gliede angegriffen, und die Ursachen sind dabey ihrer Natur nach einer Verbesserung fähig, so wird man von der Kunst nicht nur allein Hilfe erwarten können, sondern es ist auch Pflicht für den, der sie ausübt, Hilfe zu versuchen.

Allem Anscheine nach ist die Absetzung des Gliedes angezeigt, wenn die Ursachen verbessert werden können, oder die Materie, welche die Geschwulst hervorbrachte, sich auf den ganzen brandigen Theil wirft, und ihn gänzlich unbrauchbar macht. Doch muss man wohl Acht haben, und sehen, ob keine Zeichen da sind, durch welche die Natur sich gleichsam deutlich erkläret, dass sie selbst Willens seye, durch eigne Kräften die Abstossung zu vollbringen. In diesem Falle muss der Chirurg einen Zuschauer abgeben, die Natur nicht stören, sondern in ihrem Werke sie nur zu unterstützen suchen. Sieht er aber, dass sie zu solch einem Unternehmen zu schwach ist, so vertritt er ihre Stelle, be-

freyet mit eigenen Kräften den Kranken von dem unnützen Gliede, und ſucht nach vollbrachter Heilung den Verluſt auf eine künſtliche Art zu ſeiner Zeit einigermaſſen zu erſetzen.

So wie beym Brande eine leichte dazukommende Entzündung ein Zeichen iſt, daſs der Brand Gränzen geſetzt habe, und nicht weiter fortgehen werde, und ſo wie man ſich Hoffnung machen kann, daſs nun von ſelbſt eine zur Abſönderung der abgeſtorbenen Theile ſehr förderliche Eyterung erfolgen werde; eben ſo wird aus gleichem Grunde eine heftige Entzündung den Brand nur noch mehr unterhalten, und ihm Nahrung geben. Daher muſs man jederzeit, bevor zur Abſetzung ſelbſten geſchritten wird, dieſer zu begegnen ſuchen; denn die Operation, unter ſolchen Umſtänden vorgenommen, kann nicht anders, als die Entzündung vermehren, beſonders wenn der Schnitt im lebendigen Fleiſche gemacht wird.

Solange die Entzündung in einem ſtarken Grade zugegen iſt, kann die Operation nicht vorgenommen werden, obſchon ſich von der Entlerung des Blutes einige Erleichterung erwarten läſst: denn dieſer Vortheil wird von weniger Bedeutung ſeyn, wenn man ihn mit dem Schaden zuſammenhält, der auf die Unterbindung der Gefäſſe erfolgen kann. Iſt der Brand trockner Art, ſo hat man freylich von dieſer Blutung nicht viel zu befürchten; beym feuchten Brande aber kann die Unterbindung äuſſerſt nothwendig werden, wenn

an-

anders der Kranke der Gefahr einer gefährlichen Verblutung nicht ausgesetzt werden soll. Zudem muss man auch bedenken, dass der trockne Brand entweder ohne alle Entzündung, oder doch nur mit einer sehr geringen verbunden zu seyn pflege.

Ein Fall jedoch, wo, ungeachtet der starken Entzündung die Absetzung vorgenommen werden müsste, wäre dieser, wenn ein Beinbruch mit einer Zermalmung der Knochen zugegen, und Zuckungen, Krämpfe zu befürchten wären. In diesem Falle würde nach vorhergegangenen Blutlässen und dem Gebrauche kühlender Arzneyen der verletzte Theil, wenn es anders die Zeit zulässt, mit schmerzstillenden und erweichenden Mitteln behandelt, und alsdann erst gleich ober dem Bruche, oder an einem andern schicklichen Orte (da nämlich, wo sich am besten ein künstliches Glied anbringen lässt) die Operation angestellt werden müssen.

Es ist keineswegs rathsam, eine Nath zu machen, oder den Turnikett anzulegen, weil dadurch die Entzündung nur vermehret wird, und leichterdings der heisse Brand entstehen kann. Auf die gemachte Wunde, besonders auf die beträchtigen Gefässe bringt man *zubereiteten Eichenschwamm*, oder feste, mit einem styptischen Wasser getränkte Bourdonetts; denn hier geht es nicht an, den Blutsturz mit Hilfe eines festen Verbandes, wie sonst bey dergleichen Umständen zu stillen; man lässt daher einen Gehilfen seine Hand an den Verband halten, damit hiedurch ein gelinder Druck angebracht werde; doch muss dies unausgesetzt geschehen,

 und

und wenn's daher einem alleine zu beschwerlich fällt, mit einem andern umgewechselt werden. Auf diese Art wird bey einem ohnehin schwachen Kranken, wo die antreibenden Kräfte des Herzens mit keiner so grossen Stärke wirken, die Verblutung sich ohne Mühe stillen lassen. Das nämliche findet Statt, wenn Entzündung mit einer grossen Geschwulst zugegen ist: denn es kann in diesem Falle nicht anders geschehen, als dass von den kleinen Gefässen, die alle aufgeschwollen und in unzähliger Menge vorhanden sind, auf die grössere Pulsader von allen Seiten ein Drucke angebracht werden müsse.

Ich habe mehrmal in Fällen, wo ich nicht für gut fand, die Operation zu machen, weil der Kranke zu schwach, oder sich ihrer nicht unterziehen wollte, oder weil sich sonst alles zu einer glücklichen Absönderung anliesse, in diesen Fällen, sage ich, habe ich gesehen, dass sich ein grosser Theil von einem Gliede, von einem Arme, oder Beine von selbsten abstiesse. Aber bis diese Absönderung zu Stande kam, vergiengen zwey Monate, ungeachtet von Seiten der Kunst gewiss nichts gespart wurde, was nur immer der Natur nachzuhelfen fähig war, ungeachtet man sowohl die Kräften des Kranken zu erhalten, als zu beleben sich alle Mühe gab, beynebst es an keinem örtlichen Mittel, so wie es nach Umständen angezeigt schiene, fehlen liesse. Indessen gelingt es nicht immer auf diese Art, und allzeit hat man nicht Musse genug, einen solchen Ausgang zu erwarten, besonders in Militärspitälern.

Was nun die schon so lange bestrittene Streitfrage: *ob die Absetzung im gesunden, oder im abgestorbenen Theile geschehen solle?* betrifft, so gebe ich zwar gerne zu, dass die Operation, im Falle sie im abgestorbenen vorgenommen wird, mit wenigem Schmerzen verbunden ist; aber von einer andern Seite betrachtet, so glaube ich auch, dass hiedurch wenig zur Hemmung des Brandes wird zu gewinnen seyn; meine Gründe sind folgende: erstlich bleibt in diesem Falle noch etwas vom Brande zurück, wodurch also die nahen gesunden Theile angesteckt werden können; geschieht es aber auch in der Folge, dass sich dieses zurückgebliebene brandige Etwas abgesöndert, so geht doch immer ein beträchtiger Theil der Haut mit verloren. Im Betreff des Knochens wird gar nichts gewonnen: denn es wird mit der Abstossung derselben eben so hart hergehen, als wenn die Operation gar nicht geschehen wäre. Mit der Heilung des zurückgebliebenen Geschwüres wird es die nämliche Schwierigkeit haben, und wenn sie nach langer Zeit endlich zu Stande kömmt, so wird eine schwache und ungestaltete Narbe zurückbleiben, dass der Kranke nicht einmal durch ein künstlich angebrachtes Glied Ersatz für das verlorne hoffen kann. Man sieht dieses zu Genüge, wenn bey der Operation die Haut nicht zurückgezogen, und überhaupt auf Ersparniss derselben nicht gedacht wird. Bey alle dem bin ich weit entfernt, diese meine Meinung männiglich für ein Gesetz auszugeben, besonders da der Kranke sehr oft sich wenig um die Gestalt des Gliedes interessirt, und zufrieden ist, wenn sein Zustand er-

träglicher wird. Indeſſen iſt es entſchieden, daſs es beſſer iſt, wo nicht in allen, doch in den mehreſten Fällen die Abſetzung in dem Lebendigen vorzunehmen.

Ehe man aber hier etwas Entſcheidendes zu unternehmen denkt, ſo erfordert die in einem ſolchen Falle nothwendige Klugheit, daſs man, bevor man ſich zu ſo einem fürchterlichen Schritte entſchlieſſet, die Sache den Aeltern des Kranken ſowohl, als auch ihm ſelbſten vorzuſtellen, und ihnen begreiflich zu machen ſuche. Nebſt dieſem muſs man den ganzen Umſtand von allen Seiten betrachten, und ſehen, ob nichts zugegen iſt, was eine Gegenanzeige abgeben könnte: denn es geſchiehet oft, daſs man die Operation nicht machen darf, obgleich der Fall ſelbſt ſie verlangte. So kann z. B. der kalte Brand eines Beines mit einer ſtarken Verblutung, mit einem Bauchfluſſe, mit einem Spitalfieber, oder mit ſonſt einem Umſtande, wodurch der Kranke zu äuſſerſter Entkräftung gekommen iſt, vergeſellſchaftet ſeyn. Wer wird hier in einem ſo zuſammengeſezten Falle, die Operation zu unternehmen, es wagen wollen, ob man gleich bekennen muſs, daſs ſie bey einem weniger ungünſtigen Zuſammenſtoſs der Umſtände durchaus gemacht werden müſſe. Es iſt daher eine Hauptregel ſowohl beym *urſprünglichen*. als beym *nachentſtehenden* Brande, daſs man allzeit die Urſachen der Gegenanzeigen zu verbeſſern, und dem Kranken zu Kräften zu verhelfen ſuche, bevor man zur Operation ſelbſten ſchreitet: denn man muſs bedenken, daſs dieſe Operation jederzeit mit Schmerzen verbunden iſt, daſs

sie Fieber und Eyterung im Gefolge hat; Zufälle, die der Kranke auszuhalten nicht im Stande seyn wird, wofern er nicht die dazu erforderlichen Kräften hat.

Man hat zu einigen Malen beobachtet, daſs mittels der Absetzung der Körper von vielen Unreinigkeiten, die in ihm verborgen lagen, befreyet wurde; daſs die nothwendiger Weise erfolgende Eyterung oft das Mittel ist, den Körper zu reinigen, und daſs in solchen Fällen Leute, die vorher hager waren, dick und fett werden. Ich habe Blutspeyer, Lungensüchtige gesehen, mit denen es schon geschehen zu seyn schiene. Ein Zufall machte, daſs sie in die Nothwendigkeit versetzt wurden, sich dieser Operation zu unterziehen, und so, wie es mit der Eyterung am Orte der Absetzung vor sich gienge, verlor sich die Lungensucht. Aber das sind seltene Beyspiele; und ich behaupte, daſs in einem solchen Falle auch ein Meister in seiner Kunst alle seine Klugheit vonnöthen habe, um hier keinen unbehutsamen Schritt zu thun, und mit Zuversicht einen guten Ausgang vorhersagen zu können.

Ware der Brand eine Folge des Alters, so muſs die Operation nicht allein zwecklos, sondern auch schädlich werden, und das einzige, was man bey dieser Gelegenheit thun kann, ist, daſs man die besten Mittel zu wählen suche, die Kräften des Kranken zu erhalten, und den abgestorbenen Theil auszutrocknen. Hier kömmt alles in Anschlag, was eine entschiedene Kraft gegen die Fäulung besitzet. Uiberhaupt merke man

Folgendes: Ist der Fall bestimmt, und die Operation das einzige Mittel, das Leben zu retten, so muss man nach aller gehörig genommenen Vorsicht den rechten Zeitpunkt erwählen, und ohne Zaudern amputiren. Sieht man aber vorher, dass man mit einem solchen Unternehmen nichts gewinnen werde, oder dass man gar schädliche Folgen zu gewarten hätte, so muss man sein Vorhaben aufgeben, Geduld haben, die Natur wirken lassen, und ihr zu rechter Zeit zu Hilfe eilen. Läst sich auch von dieser Seite nichts erwarten, und ist alle Hoffnung dahin, so muss man thun, was man kann, um das Elend des Kranken zu lindern.

Ist es der Fall, dass der Brand, er seye feuchter, oder trockner Natur, sich nun auf einen einzelnen Theil einschränkt, z. B. auf Sehnen, Nerven, Aeste einer Schlagader, oder Knochenstücke u. d. g.: so ist es ohnehin keine Rede vom Absetzen, und man geht hier nicht anders zu Werke, als wie beym heissen Brande. Die Behandlung des Knochens allein wird zum Theile verschieden seyn müssen, weil dieser, wie bekannt, der festeste und härteste unter allen Theilen des ganzen Körpers ist, und folgsam mit weit mehr Schwierigkeit zur Abstossung gebracht werden kann. Doch pflegt dies auf unterschiedliche Art zu geschehen: denn wenn es ein schwammichter Knochen ist, so geht die Absönderung nach und nach, oft unvermerkt, vor sich, er wird an der äussersten Oberfläche, wie ein Sand, und fliesst, gleichsam in dem Eyter eingewickelt, aus dem Geschwüre; ist es aber ein harter, fester Knochen

chen, so wird er sich in ganzen, beträchtigen Stücken abblättern. Diese Abblätterung zu fördern, wird es nicht unnütze seyn, von Zeit zu Zeit den Knochen bis auf das Lebendige zu durchbohren (wovon man sich überzeugen kann, wenn man so lange bohrt, bis etwas Blut zum Vorschein kömmt): dann kann man erst von den örtlichen Mitteln Gebrauch machen, und dann wird man auch mit Fuge etwas hoffen können; man wird sehen, wie kleine Fleischhügeln entstehen, die das Bein aufheben und wegstossen. Wie können Arzneyen wirken, wenn sie auf Theile gebracht werden, die alles Lebens beraubt sind? Von eyternden und balsamischen Mitteln lässt sich was hoffen, wenn sich um den verdorbenen Knochen gesundes Fleisch befindet: denn diese annoch gesunde, fleischichte Theile werden belebt, gestärkt, und überhaupt in den Stand gesetzt, den verdorbenen Knochen aufzulockern, und nach und nach von sich wegzuschaffen. Des Chirurgen Sache in diesem Falle ist, die Arbeit der Natur zu erleichtern, und das Hebeisen anzusetzen; doch darf er, im Falle der Knochen noch zu fest sässe, keine Gewalt brauchen, und sich nicht der Gefahr aussetzen, ein Stück vom gesunden Knochen mit wegzureissen.

Die Arten vom Brande, welche am wenigsten Gefahr mit sich führen, und sich am leichtesten heilen lassen, sind diejenigen, welche einer äusserlichen Ursache ihr Daseyn zu verdanken haben; kommen sie aber unmittelbar von irgend einer innerlichen Ursache her, oder findet sich eine üble Beschaffenheit des Körpers

 da-

dabey ein, und das Uibel macht von Tag zu Tage immer grössere Schritte, merket man, dass alles, was man von Seiten der Kunst thun kann, ohne Wirkung, ohne Nutzen ist, und der Kranke, ungeachtet aller angewandter Mühe immer schwächer wird, so ist dies ein Zeichen, dass wenig Trost übrig ist. Kömmt der Kranke gar vom Verstande, fängt er an, zu stottern, bekömmt er ungewöhnliche Anwandlungen vom Schauer; wird der Puls auffallend schwach, zitternd, dass man auf krampfartige, mühsame Zusammenziehungen des Herzens schliessen kann; fängt der Urin an, dicke, schwarz und stinkend zu werden; gehen die Exkrementen ungewöhnlich schwarz gefärbt hinweg; werden die Geschwüre, wenn welche da sind, dürre, und in ihrem Umfange trocken; brechen kalte Schweisse aus, ohne dass man eine zufälliger Weise hinzugekommene Ohnmacht als Ursache davon angeben könnte; sieht man öfters gewaltsame Zuckungen, Aufspringen der Sehnen sich einstellen; werden die Extremitäten gefühllos, und mit dunkelblauen Flecken bedeckt: dann ist der Tod das Gewisseste, das erfolgen muss.

NEUN-

NEUNTE BEOBACHTUNG.

Zwey Fälle, wo sich der kalte Brand, zu einem Fingerwurm (panaritium) schlug. In dem einem Falle wurde der Finger abgesetzt, im andern erhalten. Die Heilung von beyden ohne Hilfe innerlicher Arzneyen.

Es ist ein bekannter Satz, den Niemand mehr bezweifeln wird, daſs die so schmerzvolle Krankheit, der sogenannte *Wurm*, im Falle er von einer schwereren Gattung ist, nachläſſig behandelt und verabſäumet wird, von sehr bösen Folgen begleitet zu seyn pflege. Ich werde hier das Beyspiel von zwey Weibern anführen, die durch ihre eigne Erfahrung gezeigt haben, wie wahr dieser Satz seye. Die eine davon ward mir von einem der ersten Kavaliers dieser Stadt anempfohlen. Sie empfand an dem Mittelfinger der rechten Hand auf dem ersten Gliede gegen innen zu einen Schmerzen, ohne daſs sie eine Ursache davon anzugeben wuſste. Der Finger war dabey etwas geschwollen und roth. Nach einer Zeit von vier und zwanzig Stunden hatte das Uibel sichtbar zugenommen. Es hatte sich ein Fieber dazugesellet, nicht nur allein der Finger, sondern auch die Hand selbst und der ganze Vorderarm war angeschwollen, roth und schmerzhaft; doch tobte dieser Schmerz am stärksten im Finger, und schien, da eigentlich seinen Sitz zu haben.

Der

Der Leibchirurg des Kavaliers ließs Umschläge von Semmel in Milch gekocht mit Honig und Leinöl überschlagen, und drey Tage darauf machte er an dem Orte, wo der Schmerz zum ersten Male sich gezeigt hatte, einen Einschnitt; es kam aber nichts, als Blut zum Vorschein. Wahrscheinlich war er nicht bis zum Sitze des Uibels gedrungen. Die Umschläge wurden wieder zur Hand genommen, und dies dauerte bis zum zweyten des Weinmondes, wo in einem Male auf dem Rucken des Fingers an dem ersten Gliede ein Abszeſs aufbrach. Am Orte aber, wo die künstliche Oeffnung angestellt worden war, sahe man nichts, als eine leichte Eyterung, die eine Folge von der gemachten Wunde war.

Auf die von selbst entstandene Oeffnung legte man einen Umschlag von einer Mischung aus Honig und Mehl. Täglich floſs Eyter hervor, die Entzündung und Geschwulst im Arme und an der Hand hatten ein wenig nachgelassen; aber der Schmerz rasete unaufhörlich fort, besonders im Finger und in der Hand, und erstreckte sich der Länge nach an den Flechsen der Beuge- und Ausstreckemuskeln bis an die Handwurzel.

Am zwölften Tage wurde auf's neue geschnitten, und ein Diachilonpflaster zu Hilfe genommen. Dem ungeachtet gewann die Sache immer ein schlimmeres Aussehen; alles gieng in Brand, der ganze Finger, die Flechsen und Hautdecken.

Den

Den zwanzigſten ſah ich die Frau zum erſten Male. Schmerz, Fieber, ſchlafloſe Nächte hatten ſie entſtellet; ſie ſah abgehärmt und mager aus. Der Finger war völlig miſsgeſtaltet, und von einer auſſerordentlichen Geſchwulſt eingenommen, die ſich über die ganze Hand verbreitete. Ich drückte inwendig auf die Mittelhand, und eine Menge Eyters drang aus zwey Oeffnungen, die ſich in der Folge von ſelbſten gemacht hatten, hervor. Das Nämliche geſchahe am Finger neben der Flechſe des Beugemuskels, wo die vorige Oeffnung war. Aus allem dieſem ſchloſs ich, daſs die ganze Haut unterminirt ſeyn müſſe. Ich ſchlug die Ausrottung des Fingers vor, und ſuchte der Kranken begreiflich zu machen, daſs ohne dieſes Rettungsmittel für Hand und Leben ſelbſt alles zu befürchten ſtünde. Dieſer Vorſtellungen ungeachtet konnte ſie ſich doch nicht auf der Stelle zu dieſem Schritte entſchlieſſen; Nachdem ſie aber Zeit bekam, über ihren erbarmungswürdigen Zuſtand nachzudenken, und über all das, was mit der Zeit noch erfolgen könnte, ſo nahm ſie keinen Anſtand, des andern Tages nach Tiſche mir zu ſagen, ſie ſeye nun zu allem bereit, ich ſollte thun, was ich für gut befände.

Ich ſchritt alſo unverzüglich zur Operation, und nachdem ich zwiſchen dem erſten Gliede und der Mittelhand die zwey Seitenſchnitte gemacht hatte, ſo geſchah es, daſs der Finger, der in ein leinernes Läppchen eingewickelt war, beym Niederbeugen im Gliede entzweybrach, und ein kleines Stück davon am Mittelhand-

handbeine zurückbliebe, so zwar, dass man den inneren netzförmigen Theil desselben sehen konnte. Mich wunderte, dass der Knochen, da er doch überall im gleichen Grade angefressen und verdeckt war, gerade an einem Orte brach, wo er am stärksten zu seyn pfleget. Ich liess dieses abgebrochene Knochenstück, ohne mich lange zu besinnen, an der Hand, indem ich hoffte, es werde in der Folge von selbsten wegfallen, und verband es mit dem *styptischen Wasser des Klemens*, dessen Zusammensetzung und Zubereitung man zu Ende dieses Bandes finden kann. Mit diesem Wasser stillte sich das Blut ohne Schwierigkeit, und ohne dass eine starke Kompression nöthig gewesen wäre. Beym ersten Verbande nach der Operation fand ich die netzförmige Substanz des zurückgebliebenen Beinchens ganz voller rother Gefässchen, welche sich in dieser so kurzen Zeit auf eine bewundernswürdige Art verlängert hatten, und nun wurd ich erst gewahr, dass eben damals, als ich bey der Operation den Finger niederbeugen wollte, der verdorbene Theil des Gliedes weggekommen war. Den folgenden Tag war das ganze Stückchen Bein mit schönem, rothem und körnichtem Fleische überzogen, und sah wie eine Erdbere aus. Wann ich drückte, so kam aus der Fläche und der Wurzel der Hand nach der Richtung der Sehne vom Beugemuskel eine Menge Eyters hervor, am Rucken aber fast nichts. Der Verband bestand in einem Digestiv aus Terbenthin mit etwas Rosenhonig und Basilikumsalbe.

Den

Den drey und zwanzigſten ſah es mit der Eyterung gut aus. Wenn man oben auf der Mittelhand drückte, kam gar kein Eyter zum Vorſchein, im Inwendigen der Hand fieng er auch vom Tage zu Tage in geringerer Maaſſe ſich zu zeigen an, ſo zwar, daſs nach fünf Tagen beyde Oeffnungen allda geſchloſſen waren. Allein aus dem groſſen Loche kam noch alle Tage, ſo oft man drückte, genau nach dem Verlaufe der Flechſe des Beugers etwas Eyter hervor; doch ſah es gleichfärbig und weiſs aus. Den vierten des Wintermondes endlich hörte das Ausflieſſen ganz und gar auf. Man hatte zu dieſem Ende auch nicht vergeſſen, durch einen ſchicklich angebrachten Druck mit graduirten Kompreſſen das Seinige hiebey zu thun, ſo wie man auch die ganze Zeit über immer gehörigen Bedacht auf einen angemeſſenen Verband zu nehmen geſucht hatte, ſowohl um die Wunde kleiner zu machen, als auch zu verhindern, daſs die Finger keine üble Richtung annehmen möchten.

Als ich ſahe, daſs der Eyter gut, das Geſchwür rein, durchaus roth, und zur Vernarbung geſchickt war, ſo verlieſs ich das Digeſtiv, und verband das Geſchwür bloſs mit einer Salbe aus einem Theile peruvianiſchen Balſams, und zwey Theilen Roſenhonigs; darüber kam bloſſe trockne Karpie. Sobald aber das das neue Fleiſch ſich über die Haut zu erheben anfienge, that ich nichts, als daſs ich es bloſs mit dem Balſame allein berührte, und ſodann mit trockner Karpie be-

bedeckte. Auf dieſe Art kam den drey und zwanzigſten Wintermond die Verheilung völlig zu Stande.

Den zweyten Fall von dieſer Art beobachtete ich an einer ledigen Perſon von ſieben und fünfzig Jahren, die im übrigen von einer ſehr geſunden Leibesbeſchaffenheit war. Sie hatte ſich mit einem Meſſer in die Spitze des Daumens an der rechten Hand geſtochen; da aber nichts, als ein wenig Blut hervorkam, ſo achtete ſie weiter auf die ganze Sache nicht, und verrichtete ihre häusliche Geſchäfte durch ſieben Tage hindurch ohne ſonderliche Beſchwerde. Auf einem Male aber empfand ſie gerade an dem Orte, wo das Meſſer hineingedrungen war, ein Stechen, der Finger fieng dabey zu geſchwellen an, und es ſtellten ſich Schmerzen ein, die nie ausſetzten. Nach Verlauf von ſechs Tagen (es war der eilfte des Chriſtmondes) gieng die Spitze ſamt der Haut der ganzen innern Fläche des Fingers in Brand über; alles ſah ſchwarz und verdorben aus, und der ganze Finger hatte davon ein abentheuerliches Ausſehen. Die Geſchwulſt nahm die ganze Hand ein, und erſtreckte ſich bis an den Arm, der aufgedunſen und waſſerſüchtig ausſah. Die Hand war entzündet und hart, die Schmerzen heftig, und nahmen den inwendigen Theil der Handwurzel, den Armbug ſamt dem Oberarme ein, und erſtreckten ſich ſogar bis in den Bruſtmuskel und die Schulter hin.

Die Kranke kam in der Stunde, die von mir für die Heilung der Dürftigen beſtimmt iſt, zu mir, und

war

war wirklich in einem elenden Zustande. Ich machte sogleich kleine Einschnitte in den brandigen Theil, den ich lederhart fand, und nahm ein beträchtiges Stück davon hinweg. Dadurch brachte ich zuwegen, daſs eine Menge Materie sich ausleren konnte. Hierauf fiel der Finger augenscheinlich zusammen. Ich bedeckte alles, was abgestorben war, mit Plümaceaux, welche mit Terbenthin und Basilikumsalbe (zu gleichen Theilen) bestrichen waren, und befahl der Kranken, daſs, sobald sie nach Hause käme, die ganze Hand mit einem Umschlage von Bohnenmehl, das in Milch gekocht, und mit etwas Safran gemischt werden muſste, belegen, und dieses, so oft der Umschlag kalt werden wollte, wiederholen sollte.

Ich hatte allen Grund, zu glauben, daſs mit Hilfe dieses Umschlages die Entzündung und Härte auf dem Rucken der Hand sich verlieren, oder wenigstens sich zeigen werde, ob irgend ein Abszeſs sich vorfinde, der wegen Dicke der Haut bis hieher verborgen geblieben seyn könnte. Nach vier Tagen fand ich die Geschwulst am Arme um einen guten Theil kleiner, auf der Hand selbst waren zwey einzelne Beulen zurückgeblieben, davon eine auf dem Rucken, die andere in der Höhle derselben sich befand. Ich öffnete beyde mit der Lanzette, und verhalf dadurch einer Menge Eyters zum Ausbruche, der dick und weiſs aussahe.

Die brandige Hautdecken samt dem Fette, welches die Wölbung der Fingerspitze macht, fielen in-

nerhalb vier Tagen hinweg; aber die Flechſe des Daumenbeugers, die ihrer ganzen Länge nach bis an das erſte Glied verdorben war, hielt noch feſt, bis ſie endlich in ſechs Tagen darauf ſich ebenfalls abſönderte. Die Umſchläge wurden nun weggelaſſen, und dafür mit oben beſchriebenem Digeſtiv verbunden. So ward auch während der ganzen Kur hindurch immer Bedacht genommen, durch ſchicklich angelegte Kompreſſen auf die Hohlgänge, wovon die ganze Hand unterminirt zu ſeyn ſchiene, einen angemeſſenen Druck anzubringen, und nach Verlauf von zehn Tagen war bloſs mit dieſer Behandlungsart ſowohl die Vereinigung der Hohlgänge, als auch die Heilung des Fingers vollkommen zu Stande. Dies geſchah zu Ende des Jäners im Jahre 1771.

Die Folgen, die zurückblieben, waren: Schwund an der Hand und am ganzen Arme, Unbeugſamkeit und beynahe völlige Unbeweglichkeit des Fingers; eine auſſerordentliche Dünne, und daher rührende Misgeſtalt deſſelben; Abfallen des Nagels.

Um alſo mehr Nahrungsſaft an dieſes Glied zu locken, und Gefäſſe und Zaſern, die durch die ausgeſtandenen Schmerzen, und häufige Eyterung zuſammengetrocknet waren, anzufeuchten, fieng ich ein Paar Tage darauf an, einen Verſuch mit warmen Bädern von Milch und Waſſer, worin Hand und Arm alle Tage eine Stund lang eingetaucht bleiben muſste, zu machen, und nach einen durch acht Tage fortgeſetzten Gebrauch fand ich, daſs ſie nicht nutzlos waren. Darauf lieſs

ich

ich diese Theile mit süssem Mandelöle einschmieren, und fünfzehn Tage lang damit fortfahren. Auf diese Art kehrte die Bewegung in den Arm zurück, auch fieng er an, wieder zuzunehmen; doch blieb der Finger steif.

Auch diese Kranke bekam weder China, noch sonst eine andre Arzney, und zwar aus dem Grunde, weil das Fieber verschwand, der Brand stille stand, und die Geschwulst sich zu verlieren anfienge, sobald die Abszessen geöffnet waren. Fieber und Schmerz, mit dem die Kranke kämpfen musste, hatten sie freylich entstellt und abgezehrt; doch behielt sie dabey noch eine ziemlich gesunde Farbe und hinreichende Kräfte, alle Tage zu mir zu kommen, um sich verbinden zu lassen. Die ersten Tage durfte sie nichts nehmen, als blosse Brühen, und zu Zeiten einen Teller Zugemüs, oder gekochtes Obst; in der Folge erlaubte ich ihr auch etwas Kalb- oder Hühnerfleisch, und ein Glas Wein. Diese Ordnung wurde bis zu Ende der Kur beobachtet. Hätte ich aber gesehen, dass auch nach Herauslassung des Eyters der Brand immer weitere Fortschritte gemacht, oder dass Schauer und Fieber angehalten hätte, ohne dass ein neuer Abszess entstanden wäre, den man für die Ursache dieser Zufälle hätte angeben können, so hätte ich freylich mit Grunde ein Verderbniss der Saftmasse, oder Einsaugung des Eyters befürchten, und ohne Zeitverlust zu der so berüchtigten Rinde, als dem bewährten Hilfsmittel in solchen Fällen meine Zuflucht nehmen müssen.

ZEHENTE BEOBACHTUNG.

Üble Folgen, die auf die Ausrottung eines brandigen Fingers entstanden, und mit der Fieberrinde gehoben wurden.

Ein Geistlicher aus dem Orden der frommen Schulen, Namens *August Rottemann*, beyläufig fünf und dreyssig Jahre alt, und von einem sanguinisch-melancholischen Temperamente, stach sich mit dem Federmesser auswendig in's dritte Glied des Mittelfingers der rechten Hand. Der Stich schien übrigens nicht viel bedeutend, war kaum sichtbar, und verursachte ihm die drey ersten Tage wenig Ungemächlichkeit. Aber am vierten Tage nach der Verletzung (es war der dreyssigste des Wintermondes im Jahre 1767) fieng der Finger am Rucken sich zu entzünden an, dabey fand sich ein so heftiger Schmerz ein, dass er des Nachts nicht schlafen konnte. Drey ganzer Wochen brachte der Kranke unter beständigen fieberhaften Anwandlungen und den schrecklichsten Schmerzen zu, und brauchte nichts, wie gewöhnlich, als Pflaster von allerley Art und Gattung.

In diesem Zustande sah ich ihn am 22 des Christmondes das erste Mal. Ich fand ihn von Kräften entschöpft und abgezehrt. Der Finger war besonders am zweyten und dritten Gliede ungeheuer angeschwollen, dabey aber weich. Die Bedeckungen waren oberhalb wie macerirt, sahen aschengrau aus, und gaben

einen

einen Gestank von sich. Nirgends sah man eine Oeffnung. Die ganze Hand war von einer entzündungsartigen Wassergeschwulst eingenommen, die über den Vorderarm bis zum Armbuge hinlief. Die Schwappung, die man auf dem Rucken des Fingers wahrnahm, liess eine Ansammlung von Materie vermuthen; ich hielt daher für nöthig, einen länglichten Einschnitt an der Seite des Fingers zu machen, und verschaffte hiedurch einer Menge Eyters einen Ausgang. Das herausgelassene Wesen stank sehr. Unter die Lippen dieser Oeffnung brachte ich ein Bourdonett mit Basilikumsalbe und venetianischen Terbenthin bestrichen; den ganzen Finger liess ich mit einer Kompresse, welche mit einem warmen Absude von China, Rosenblüthen und Wermuthkraut getränkt war, bedecken, und dies des Tages über zu öftermalen wiederholen. Ich dachte, mit Hilfe der Eyterung und dieser Umschläge, die über den Finger und über die Hand gemacht wurden, werde sich das Brandige am Finger absöndern, und Entzündung und Geschwulst verlieren. Allein mein Wunsch ward nicht erfüllet. Auf dem Arme verschwanden zwar die Zufälle; aber die Hand, vorzüglich auswendig am Rucken, blieb so, wie die Flechse des Ausstreckermuskels, die für diesen Finger bestimmt war, lief nämlich der ganzen Länge nach roth und geschwollen.

Den folgenden Tag untersuchte ich die Höhle, woraus der Eyter gekommen war, und fand das zweyte und dritte Glied vom Beinfrasse angegriffen. Indessen weil die Hautdecken unterwärts und auf den Seiten

noch nicht völlig abgestorben waren, und weil ich auch sah, daſs sich täglich einige Stückchen von der verdorbenen Haut losmachten, so nahm ich mir vor, die Abbläterung des Knochens zum Theile zu erwarten, und schob aus diesem Bewegungsgrunde die förmliche Ausrottung des Fingers auf, weil ich noch immer hoffte, wenigstens etwas davon zu erhalten, und im Grunde ein verstümmelter Finger doch immer besser, als gar keiner ist. Ich fuhr daher in der bisherigen Behandlungsart bis zum acht und zwanzigsten fort, hatte aber überhaupt wenig damit gewonnen, ja ich fand an eben diesem Tage, daſs die Geschwulst etwas zugenommen hatte, und die Röthe auf dem Rucken der Hand in's Livide fiel. Wenn ich die Hand oben und unten nach der Richtung der ausstreckenden Sehne drückte, so quoll ein Eyter hervor, der eine dunkle, aschengraue Farbe hatte. Wenn ich aber die Hand horizontal in die Höhe hob, so fiel der Finger herab, und hieng ohne die geringste Bewegung da. Hieraus muſste ich ja, auch ohne mich vorher durch die Sonde belehren zu lassen, schliessen, daſs nicht nur allein das Bein gänzlich zu Grunde gerichtet, sondern auch überdies die Sehnen der eigenen Muskeln dieses Fingers angegriffen seyn müssen.

Der Puls zeigte zwar seit der Zeit, als ich die Oeffnung gemacht hatte, von keinem heftigen Fieber; doch war er an diesem Tage besonders schnell und stark. Dieses alles zusammengenommen setzte bey mir endlich den Entschluſs, die Ausrottung vorzunehmen,

fest;

fest; denn ich sah, dass dieser Schritt unvermeidlich seyn werde, wenn der Kranke nicht der Gefahr, die Hand zu verlieren, bloss gegeben werden sollte. Ich schlug ihm also die Operation vor. Er gab sich ohne Umstände darein, und noch am nämlichen Tage nach dem Essen nahm ich den Finger zwischen dem ersten Gliede und dem Handwurzelbeine hinweg.

Sobald dieses geschehen war, legte ich ein Stückchen Eichenschwamm, um das Blut zu stillen, auf die Wunde, und liess dabey einen meiner Gehilfen eine Zeit lang den Finger darüber halten, bis das Bluten aufhörte. Hierauf wurden Kompressen und Verband gehörigermassen angelegt, doch nicht fest, auch sonst kein Umschlag darüber gelegt.

Am Nachmittage brach das Blut zum anderen Male hervor, und zwar noch heftiger, als des Morgens; man half auf die nämliche Art, wie vorher. Ich liess dem Medikus vom Kloster (um ihm nicht wehe zu thun) sagen, ich dächte, die Fieberrinde dürfte hier wohl allerdings angezeigt seyn; er möge sie also dem armen Geistlichen doch verordnen. Aber der Medikus urtheilte, wie er's verstand, äusserte, *wie dass sie ihm nicht nothwendig schiene*, und verordnete sie nicht.

Am dreyssigsten um Mitternacht hatten wir den dritten Blutsturz; er brach heftiger und gewaltiger als jemalen hervor, war mit Ohnmachten vergesellschaftet, und ohne einige angebliche Ursache entstanden. Ich

nahm den Verband weg, der völlig vom Blute getränkt war. Das Blut ſelbſten war ganz aufgelöſt, und einem braunem Waſſer ähnlich, wie es beym Skorbute zu ſeyn pflegt, und hatte kein einziges Klümpchen gemacht. Das Geſchwür auf der Hand war einen Finger breit brandig, und wenn man auf dem Rucken derſelben nach dem Laufe der Finger ausſtreckenden Flechſen drückte, ſo kam das Eyter immer in gröſſerer Menge zum Vorſchein. Ich lieſs nun den Eichenſchwamm bey Seite, und bediente mich ſtatt deſſen des Pulvers von der Fieberrinde. Dem Medikus aber lieſs ich gleich in der Frühe bedeuten, wenn er noch länger anſtände, die China zu verſchreiben, ſo würde ſich es thun. Er entſchloſs ſich alſo endlich, und lieſs den Kranken zwey Quentchen mit Zimmetwaſſer des Tages über nehmen, und drey Wochen lange damit fortfahren.

Von dieſem Augenblicke an, das heiſst, von dem man angefangen, die China äuſſerlich und innerlich zu brauchen, hörte auch das Bluten auf. Man machte noch überdies Umſchläge von der Rinde über die ganze Hand, auf den Rucken derſelben legte man graduirte Kompreſſen, und auf das Geſchwür jeden Tag friſches Pulver. Am vierten und fünften Tage fielen beträchtige, vom Brande verdorbene Stücke hinweg, wodurch ein Theil der allgemeinen Decken, die oben und ſeitwärts die Lippen der Wunde begleiteten, verloren gienge. Auf dieſen Vorfall verband man mit einem balſamiſchen Digeſtiv, das aus Terbenthin, Eygelb

und

und etwas Mirrhentinktur bestand. Wenige Tage darnach hatte sich das Fieber samt dem rothlaufartigen Oedem gänzlich verloren. Der Eytergang, der oberhalb so viel Materie immer von sich gegeben, schloss sich. Sobald es mit der Eyterung richtig geworden war, liess man die Digestivsalbe bey Seite, und legte nichts als Karpie, mit phagadänischem Wasser befeuchtet, auf das Geschwür, und so fuhr man fort, bis zu Ende der Heilung. Zweymal hatte man den Höllenstein nöthig gefunden. In fünf Wochen war die Kur vollbracht.

EILFTE BEOBACHTUNG.

Uiber die gute Wirkung der Fieberrinde in einem Falle, wo der kalte Brand am Unterschenkel die Absetzung verlangt hätte; und in einem andern Falle, wo man es mit einem gutartigen Krebse zu thun hatte.

*) *Anton Zwelfer*, ein Invalid von vierzig Jahren, hatte schon seit drey Jahren auf dem Rucken des linken Fusses eine grosse Geschwulst, welche durch eine sehr kleine Oeffnung, die sich daran befand, eine stinkende Jauche von sich gab. Die Entstehungsursache war nach der

*) Folgende Beobachtung hab ich Herrn *Mayer*, bestelltem Arzte des Armen- und Invalidenhauses, und überhaupt einem der berühmtesten Aerzte in hiesiger Hauptstadt zu verdanken.

der Ausſage des Kranken folgende: In der Schlacht bey *Loboſitz* war er vom Pferde in einen Graben geſtürzt, und hatte dadurch eine leichte Wunde am linken Fuſſe bekommen, welche in einen Schwamm ausartete, den man, ungeachtet der beſsten Mittel, nie völlig zur Heilung hatte bringen können. Es war daher dieſe Geſchwulſt ſeit drey Jahren her von Tag zu Tage ſtärker angewachſen, bis ſie dieſen auſſerordentlichen Grad von Gröſſe erreichet hatte, auf dem man ſie itzt ſahe.

Man hatte alle mögliche innerliche und äuſſerliche Mittel verſucht, dieſes beinfraſsartige Geſchwür (denn einen mildern Namen konnte man ihm wohl nicht geben) zu heilen; aber alle Verſuche blieben fruchtlos. Die grauſamen Schmerzen und täglich anwachſende Verſchlimmerung des Uibels nöthigten dem unglücklichen Manne den Wunſch, ja die Bitte ab: den Fuſs hinwegzunehmen, damit ſeine Leiden doch einmal ein Ende nähmen. Allein nun kam es erſt darauf an, ob man auch wohl dieſer grauſamen Bitte Gehör geben durfte. Herr *Mayer* überlegte die Sache gemeinſchaftlich mit dem erfahrnen Herrn *Retter*, Doktor der Chirurgie, und dem Chirurgen *Kietz*, welche behaupteten, die Operation därfe in gegenwärtigem Falle nicht vorgenommen werden, weil ſie fürchteten (und das nicht ohne Grund) dieſe ſchwammichte Beinfraſs- und krebsartige Geſchwulſt könne ſchon allen Säften des Körpers ihre Bösartigkeit mitgetheilt haben. Noch mehr fanden ſie ihre Vermuthung gerechtfertiget, als ſie erfuhren, daſs die Frau dieſes Soldaten, die ſonſt völlig

ge-

gesund gewesen, ohne eine äusserliche Gelegenheitsursache angeben zu können, einen Krebs an der Brust bekommen habe, und dass gerade zur Zeit, da es mit der Fussgeschwulst ihres Mannes so schlimm zuzusehen anfieng, dieser Krebs aufgebrochen seye. Was war natürlicher, als die Vermuthung, dass das Uibel der Frau nichts anders, als eine Folge der Ansteckung seyn müsste, die sich bey der Vertraulichkeit, in der Mann und Weib mit einander leben, auf tausendfache Art erklären liesse. Der Frau kostete es ihr Leben.

Obschon man wenige Beyspiele aufzuweisen hat, das Krebse, wenn sie einmal schwürig geworden, durch die Ausrottung glücklich sind geheilt worden; so liess man sich doch hier zu diesem Schritte verleiten, weil der Kranke noch ziemlich bey Kräften zu seyn schien, auch sonst keine Verrichtung in einem beträchtigen Grade verletzt war, und weil der Kranke selbst nicht nachliess, täglich inständiger dafür zu flehen. Die Operation ward also festgesetzt, und der dritte des Christmondes vom Jahre 1763 dazu bestimmt. Um vier Uhr des Nachmittags ward Haut und Fleisch durchschnitten, der Knochen vier Finger unter dem Knie nach den Regeln der Kunst durchgesäget, die Pulsader unterbunden, und der gehörige Verband angelegt.

Die Verblutung war nicht stark; und die Operation glücklich innerhalb sechs Minuten vollbracht. Den Kranken wandelte eine kleine Ohnmacht an. Man brachte ihn auf 's Bette. Er klagte über nichts, als

über

über eine Spannung im Knie. Man ließs ihn eine Emulſion nehmen, worauf er ein Paar Stunden ſchlief. Den zweyten Tag ſtellten ſich Fieber und Schmerz in dem geſtumpſten Gliede ein. Dieſe Zufälle hatten jedoch am dritten Tage ſchon wieder etwas nachgelaſſen.

Allein am vierten Tage nach der Operation ward Fieber und Schmerz heftiger, und das Knie hatte ſich etwas entzündet. Am fünften war es eben ſo. Die Nahrung beſtand dieſe ganze Zeit hindurch bloſs in Brühen; die Medikamenten in einem verdünnenden, kühlenden Abſude, und in einer Emulſion mit Bockshörnleinſirup, die er des Abends nahm. Den ſechſten und ſiebenten klagte der Kranke über heftige Schmerzen, die ihm ſchlafloſe Nächte machten; jedoch war das Fieber leidentlich, und die Entzündung am Knie verſchwunden. Den achten ſchien es, als wollte ſich's zur Eyterung anlaſſen. Am Abend gab man ihm einen Gran Mohnſaft, um die Schmerzen zu mildern.

Am neunten in der Frühe ward der erſte Verband weggenommen, nachdem man vorher den Turnikett feſter zuſammengezogen hatte. Die ausgedörrten Binden ſchnitte man entzwey, und ſo nahm man mit leichter Mühe (doch ohne die gehörige Vorſicht nicht dabey auſſer Acht zu laſſen) den ganzen Verband hinweg. *) Auf der Karpie, die unmittelbar auf der Wun-

de

*) Obſchon man, um die bloſsliegenden, reizbaren und empfindlichen Theile zu ſchonen, wohl daran thut, daſs man

den

de lage, befand ſich etwas Eyter. Sonſt ſahe die Wunde unrein aus; doch floſs nicht ein Tropfen Blutes hervor. Der entblöſste Knochen ward mit einem im Weingeiſte getauchten Plümaceaux bedeckt, auf die Wunde ſelbſt eine Baſilikumſalbe gelegt, das Ganze ſofort mit einer ſchicklichen Binde befeſtiget, und darauf der Turnikett den Umſtänden gemäſs nachgelaſſen.

Beym Abendverbande nahm man gar keine Veränderung wahr. Die Schmerzen waren nicht mehr ſo heftig, und der Kranke konnte nach vorher genommenem Mohnſafte wieder ſchlafen.

Am zehenten Tage nach der Operation fieng des Morgens in der Frühe gegen fünf Uhr hin die Wunde zu bluten an, ſo daſs gegen acht Unzen Bluts verloren giengen. Mit Hilfe des Turniketts ward das Blut geſtillt. Man löſte den Verband auf, nahm die Karpie, die zum Theil trocken war, hinweg, und legte ſtatt deſſen friſche, mit Terbenthingeiſt befeuchtete, darauf. Nun lieſs man den Turnikett etwas nach. Der Kranke hatte ein gelindes Fieber, aber beynahe keinen Schmerz. Die Nacht brachte er ziemlich ruhig zu.

Der

den erſten Verband den zweyten, oder dritten Tag nach der Operation erſt hinwegnimmt, ſo halte ich doch andererſeits nicht für zuträglich, das verdorbene Blut und Eyter zu lange auf der Wunde liegen zu laſſen. — Im Falle die trocknen Binden und Kompreſſen ſtark ankleben, ſo muſs man ſie, bevor man ſie wegnimmt, mit einem angemeſſenen Abſude, oder mit Wein und Waſſer zu erweichen ſuchen.

Der eilfte und der zwölfte Tag war mit keinem Blutverluſte bezeichnet. Man lieſs daher den Turnikett völlig nach. Mit den übrigen Zufällen hatte es noch das alte Bewandniſs.

Den dreyzehnten brach neuerdings ein Blutſturz hervor, wobey der Kranke gegen ein Pfund Blutes verlor. Man machte eine neue Unterbindung, um das Bluten zu ſtillen. Allein gegen den Abend hin b gann der Verband, wieder feucht zu werden. Man nahm ihn alſo herunter, und legte Vitriolkügelchen auf die Mündungen der Gefäſſe, über dieſe kamen Stücke vom Eichenſchwamm, der mit Terbenthinöl getränkt war, worauf das Bluten aufhörte.

Den vierzehnten traf man die Binden wieder ganz roth an. Das Blut ſchien tropfenweiſe, unvermerkt hervorzurinnen. Gegen Abend hin kam es offenbar häufiger hervor. Man legte alſo auf den Stamm der Pulsader mit zuſammenziehenden Geiſtern getränkte Kompreſſen, und brachte ſodann auf dieſe erſt den Turnikett an. Der Erfolg war, wie man ihn wünſchte.

Dieſem allen ungeachtet fand man des andern Tages in der Frühe den ganzen Verband voller Blut. Während der Zeit, daſs man den Turnikett auf die eben beſchriebene Weiſe anzulegen im Begriffe war, ſahe man, daſs die Haut ſchwarzblau ausſah, daſs ſie ſich ablöſte und ſtank. Der Stumpf war beynahe kalt, die Lippen der Wunde hart und umgebogen. Der

Kran-

Kranke sah am ganzen Leibe blaſs aus, Kräfte und Puls waren völlig zuſammengeſunken und ſchwach.

Bey ſo bewandten Umſtänden war es weder leicht, noch gleichgültig, einen feſten Entſchluſs zu faſſen. Wollte man den Turnikett zuſammenziehen, ſo muſste man befürchten, daſs dem Brande hiedurch Vorſchub geſchähe, und im Falle man ihn locker lieſſe, drohte nichts geringeres, als Blutverluſt und naher Tod. Was übrigens die anderen einfacheren Hilfsmittel in den gleichen Fällen betrifft, ſo war keines, deſſen Heilkraft man nicht geltend zu machen geſucht hätte; aber allzeit ohne Nutzen. Bey dieſem gefährlichen Sturme alſo ſahe man ſich nach dem Haven um, der allein Sicherheit gewährt. Man ſuchte, dem Kranken eine Menge Chinaextrakt beyzubringen; auf den Stumpfen ſelbſt aber lieſs man Kompreſſen, die in Chinadekokt und Terbenthinöl getaucht waren, legen, und ſolche von jungen Chirurgen mit der Hand andrücken. Damit ward ſo viel gewonnen, daſs am Abend kein Blut mehr zum Vorſchein kam. Man ſuchte indeſs mit Brühen und etwas Weine den Kräften des Kranken zu Hilfe zu kommen. Der ſechszehente, ſiebenzehente und achtzehente giengen vorüber, ohne mit einem blutigen Auftritte bezeichnet zu ſeyn. Auch die Kräften des Kranken ſchienen, ſich etwas aufzurichten. Der Verband gab einen widrigen Geruch von ſich, und war von einer durchſchweiſſenden dünnen, faulen Jauche etwas feucht.

Den

Den neunzehenten fand man den Stumpfen sehr angeschwollen; doch dabey weich. Das Fieber war stärker, die Schmerzen heftiger, und der Kranke konnte wenig schlafen. Man fuhr indessen fleissig mit der Fieberrinde fort; setzte aber mit dem Weine aus. Den zwanzigsten war alles in dem nämlichen Zustande; doch merkte man, dass die Geschwulst etwas zusammenzuschmelzen anfienge. Den ein und zwanzigsten war der Stumpf so zusammengefallen, dass die Binden alle locker waren, und kaum bis an's Knie reichten. Es hatte sich eine Menge eines dünnen stinkenden Eyters angesammelt. Man sah sich daher genöthiget, den Verband zu wechseln. Zu diesem Ende schnitte man Binden und Kompressen (wenn sie ausgedörrt waren) entzwey, und nahm mit grosser Behutsamkeit den ganzen Apparat wie eine Schachtel hinweg. Mehr als sechs Unzen schwärzlichier Materie befand sich darinnen. Nun untersuchte man den Zustand der Wunde: Sie war ziemlich rein, und ohne irgend einer Anlage zu einer bevorstehenden Hämorrhagie. Der Stumpf hatte seine gehörige Wärme, das Verdorbene hatte sich abgestossen, und der Knochen mit Fleische überzogen. Man legte auf die Wunde Karpie mit Basilikumsalbe bestrichen, die Kompressen tränkte man mit dem Absude der Rinde, und über das Ganze kam eine leicht angelegte Binde. Das Turnikett ward abgenommen, Fieber und Schmerz hatten sich um ein gutes verringert, der Kranke erholte sich, und konnte wieder von Zeit zu Zeit schlafen.

Den

Den zwey und zwanzigſten traf man im Verbande ächtes Eyter an. Der Kranke fühlte ſich ziemlich wohl. Den drey und zwanzigſten ward ein friſcher Verband angelegt. Der alte war voll von gutem Eyter; nur gab er noch einen widrigen Geruch von ſich. Die Wunde ſah viel reiner und ſchöner aus, als am ein und zwanzigſten, auch war die Geſchwulſt bey weitem nicht mehr ſo groſs, als damals. Dem ungeachtet fuhr man mit dem Gebrauche der Fieberrinde fort.

Den vier und zwanzigſten wechſelte man mit dem Verbande, nahm aber nichts beſonders Merkwürdiges wahr. Den fünf und zwanzigſten ſah die Wunde röthlicht und ungemein ſchön aus; weil aber die Eyterung zu ſtark ſchien, ſo ſetzte man die Baſilikumſalbe bey Seite, und bediente ſich des phagadäniſchen Waſſers, und nicht ohne glücklichen Erfolg; denn bis zum drey und dreyſſigſten hin floſs ein Eyter aus der Wunde, das ſich durch Farbe und Geruchloſigkeit empfahl. Zudem befand ſich der Kranke ganz wohl. Dieſe gute Zeichen zuſammengenommen ſchienen die Fieberrinde unnöthig zu machen. Man ſetzte mit ihrem Gebrauche aus.

Den ſechs und dreyſſigſten Tag ſchien die Wunde ſich zur Vernarbung anzulaſſen, wenigſtens war ſie eben, rein, und hatte gleiche Ränder, Grund genug, um ſo was glauben zu dürfen. Aber den ſieben und dreyſſigſten ſahe man, daſs man zu viel gehofft hatte. Das Ge-

Geschwür war wieder unrein, der Eyter stinkend, und der ganze Apparat schwärzlicht gefärbt. Diesen Fingerzeig der Natur verstand man, und nahm sogleich die gelobte Fieberrinde neuerdings zur Hand, fuhr damit unausgesetzt fort, bis den zwey und sechszigsten Tag. Bis zu dieser Zeit hatte das ganze Geschwür überhaupt verschiedene gute Veränderung erlitten, so dass es bis zur Grösse eines Thalers herabgekommen war. Dieser Ursache willen ward mit dem Gebrauche der China innegehalten. Den sechs und sechszigsten fiel der Faden hinweg, womit die Pulsader war unterbunden worden. Vom zwey und siebenzigsten Tage bis zu Ende des Märzmondes vom Jahre 1764 giengen verschiedene abwechselnde Veränderungen vor, die in Rücksicht ihrer guten, oder schlimmen Bedeutung mit der Menge Weines, den der Kranke heimlich zu sich nahm, in genauem Verhältnisse zu seyn schienen. Diesem ungeachtet ward in diesen letzten Tagen die völlige Verheilung mit Hilfe des phagadänischen Wassers dennoch glücklich zuwegengebracht, so dass der Kranke aus dem Spitale entlassen wurde.

Der Fall mit dem Krebse ist dieser: *Joseph Venig*, erster Jäger bey I. H. dem Fürsten von *Dietrichstein*, zwey und fünfzig Jahre alt, nicht von der besten Leibesbeschaffenheit, trug schon gegen zwanzig Jahre hindurch ein hartes Knötchen, das von der Grösse einer Erbse, übrigens natürlich gefärbt war, auf der rechten Brust mit sich herum. Da es ihm bis hieher gar keine Ungemächlichkeit verursacht hatte, so achtete er dessen

wei-

weiters nicht. Indeſſen geſchah' es gegen die Hälfte des Heumondes vom Jahre 1775, daſs er eine gewaltſame Bewegung mit dem Arme machte, wobey er auf der Stelle einen kleinen Schmerz in dem Knötchen fühlte. Von dieſem Augenblicke begann daſſelbe zu wachſen ſo, daſs es in wenigen Tagen zur Gröſſe einer Nuſſe ſtieg; dabey bekam es ein dunkelblaues Ausſehen, und lieſs ſich gegen die Oberfläche hin weich anfühlen. Es wurden mancherley Arten von Mitteln — innerliche und äuſſerliche — in Bewegung geſetzt und gebraucht. Zuletzt kam ein Wundarzt herzu, der es öffnete; es floſs aber nichts, als Blut und ein wenig gelbe Jauche hervor. Das Blut konnte man kaum ſtillen. Auf dieſen Vorgang fieng die Geſchwulſt gleich einem Schwamme in die Höhe und Breite zu wachſen an, und in etlichen Tagen war ſie drey Finger breit und zehen Linien hoch. Man hoffte, ſie noch hinwegzubringen, und nahm in dieſer Abſicht den Höllenſtein und manches Mal Alaun mit dem rothen Queckſilberniederſchlage zu Hilfe. Allein das Uibel wurde ärger, die ganze rechte Bruſt entzand ſich, und der Kranke litt unleidentliche Schmerzen. Man lieſs alſo die Aezmittel bey Seite, und machte Umſchläge von Gartenmöhren, oder den ſogenannten gelben Rüben. Auf dieſe Umſchläge verminderten ſich dieſe Zufälle; doch blieb immer etwas Schmerz in der Geſchwulſt zurücke. Um dieſe Zeit erfuhr der Kranke, daſs ſein Uibel ein Krebs und auf keine Weiſe zu heilen ſeye: dieſe Nachricht ſetzte ihm dergeſtalten zu, daſs er Appetit und Schlaf verlor. Bald darnach ge-

ſellte ſich ein ſchleichendes Fieber hinzu, das ihn um all ſeine Kräften brachte.

Als der Fürſt nach Wien kam, empfahl er mir dieſen Mann. Ich unterſuchte die Sache (es war ſieben Wochen darnach, daſs der Einſchnitt geſchehen war) und fand, daſs es ein gutartiger Krebs war. Die Geſchwulſt hatte ein ſchwarzblaues Ausſehen, war einen kleinen Finger hoch über die Haut erhaben, und blutete, daſs es kaum zu hemmen war, ſobald ſie nur berührt wurde. Uibrigens merkte ich, daſs ſie freylich tief ſitze, dennoch aber an dem Bruſtmuskel nicht feſt anhänge. Ich ſuchte alſo, dem Manne Muth beyzubringen, und ſchlug ihm *das Ausrotten* als das einzige Mittel vor, davon ſich was hoffen lieſſe. Er war deſſen zufrieden, und den vierzehenten des Weinmondes vom Jahre 1775 nahm ich die ganze Geſchwulſt ſamt einem Stücke geſunder nahe liegender Theile (um eines glücklichen Erfolges deſto ſicherer zu ſeyn) hinweg. Das Blut drang aus zwey Aeſten der Bruſtſchlagader mit Gewalt hervor. Ich lieſs etwas Blut herausſtrömen, um die Gefäſſe zu entladen, und einer gefährlichen Entzündung vorzubeugen. Dann kamen auf die Mündungen derſelben mit päpſtlichem Waſſer befeuchtete Bourdonetts, und auf das Uibrige trockne Karpie. Die Diät beſtand in guten Suppen, grüner Zuſpeiſe, oder gekochtem Obſte.

Den zweyten Tag nach der Operation nahm man den erſten Verband hinweg, und bediente ſich beym

zwey-

zweyten einer Digeſtivſalbe aus Terbenthin mit etlichen Gran Mirrhen. Auf dieſe Art fuhr man drey Tage nach einander fort. Aber ſtatt daſs die Wunde, wie es ſonſten zu geſchehen pflegt, rein und röthlicht werden ſollte, bekam ſie ein bleiches Ausſehen; ihre Fläche ward ſpeckicht, und ſtand über die allgemeine Bedeckungen hervor, obgleich durch die Operation eine Höhle enſtanden war. Man verſuchte mit einer ſehr feinen Sonde dieſe ſpeckichte Rinde hinwegzubringen; hie und da gelang es auch; aber der gröſte Theil davon blieb feſt ſitzen. Den folgenden Tag war alles gänzlich mit dieſer dicken Rinde überzogen, ſogar die Stellen nicht ausgenommen, wo man ſie des Tages vorher hinweggenommen hatte. Man lieſs das Digeſtiv bey Seite, und verband mit einfachem Roſenhonige zwey Tage lang. Der Erfolg davon war, daſs die ſpeckichte Rinde ſich noch mehr erhob, und eine verdächtige Krebsfarbe annahm. Man ſchritt alſo zur China, und lieſs den Kranken zu dreyen Malen des Tages, jedes Mal ein Quentchen davon mit etwas Sirup von den fünf eröffnenden Wurzeln nehmen. Auch durfte er beym Tiſche ein wenig Wein trinken. Mit dem Roſenhonige aber fuhr man wie zeither fort.

Innerhalb zweyen Tagen ſtellte ſich eine gute, häufige Eyterung ein, die Speckkruſte ſönderte ſich in Geſtalt eines Stückes harten Speckes ab, und blieb nur an einem Winkel des Geſchwüres noch hangen. Hier ſaſs es feſt, ſo daſs man vier Tage nach einander vergebens ſich bemühte, es abzulöſen. Der

Sache ein Ende zu machen, entschloss man sich endlich, den Körper, worauf es sass, samt und sonders hinwegzunehmen. Er war in der Grösse einer Feigbohne, und gerade an dem Orte, wo bey der Operation ein Stück gesundes Fleisch mit hinweggenommen worden war.

Auf dieses Unternehmen zog sich das Geschwür zusammen, ward klein, und fieng sich zur Vernarbung zu schicken an. Der Mann durfte etwas Fleisch essen, die Fieberrinde aber nahm er nur zweymal des Tages, dann einmal, bis man sie gar bey Seite zu lassen für gut hielt. Den Stuhl betreffend, so war alles in seiner Ordnung. Der Mann konnte wieder schlafen, und des Schlafes sich freuen. Die Ruhe seiner Seele ward wieder hergestellt. Man verband das Geschwür etliche Tage noch mit einfachem Rosenhonige; in der Folge setzte man etwas vom peruvianischen Balsame hinzu, und tupfte nur das Geschwür damit. Auf die Letzt bedeckte man es bloss mit trockner Karpie. Die Kur hatte in allem sieben und zwanzig Tage gewähret.

ACH-

ACHTES HAUPTSTÜCK.

Auch die zurücktreibende Mittel ſind vermögend, den Brand hervorzubringen.

Unter dem ganzen ungeheuren Vorrathe von Mitteln, deren man ſich in der Chirurgie zu bedienen pflegt, kenn' ich wenige, über die ſich ſo Manches und ſo Vieles ſagen lieſſe, als die ſogenannten *zurücktreibende Mittel* (*repercutientia, repellentia*). Es iſt ein altes, eingeriſſenes Vorurtheil, bey allen Entzündungen ohne Unterſchied zu dieſen Mitteln zu greifen; und es iſt nichts Neues, durch dieſen ſchädlichen Misbrauch fürchterliche Eyterungen und Brandarten erfolgen zu ſehen. Von dieſer Seite betrachtet, iſt dieſe Materie gewiſs wichtig genug, um alle unſre Aufmerkſamkeit zu verdienen.

Unſere zurücktreibende Arzneyen ſind völlig eins mit denen, ſo die Alten in ihrer Sprache *kühlend* nannten, ein Begriff, der von der Wirkung, welche dieſe Mittel mit der Kälte gemein haben, entſtanden zu ſeyn ſcheint: denn beydes, die Kälte und dieſe Arzneyen wirken auf eine und dieſelbe Art, das heiſst: ſie reizen die Zaſern und Gefäſſe, und ziehen dadurch die Hautlöcher zuſammen, dämpfen die Hitze, mäſſigen den Zufluſs der Säfte, und beugen dem davon erfolgendem

Anſchwellen vor, zwingen die anprellenden Säfte, eine andere Richtung zu nehmen. *) Dies iſt die eigentliche Beſtimmung der Arzneyen dieſer Gattung, und es wäre nur zu wünſchen, daſs ihre Wirkung ſich immer buchſtäblich an dieſe Beſtimmung bände; aber zum Unglücke bleibt es oft nur beym Wunſche: wir ſehen den gewünſchten Wirkungen oft vergebens entgegen, es folgen ſtatt dieſen ganz verſchiedene, unerwartete Uibel, und was das Schlimmſte iſt, wir müſſen uns oft ſelbſt als die erſte Urſache dieſer widerſprechenden Wirkungen angeben, weil wir nickt gelernet haben, den Fall zu beſtimmen, *wo ſie eigentlich angewendet werden ſollten.*

Zurücktreibende Arzneyen ſind nach wahrem, griechiſchem Sinne ſolche äuſſerliche Mittel, *welche die Säfte von den äuſſeren Theilen nach innen zu hintreiben*, folglich, wie *Jurtzik* **) dafür hält, die Hautentlerungen hemmen, oder doch vermindern, und dadurch eine Anhäufung der Säfte in den inneren Theilen verurſachen müſſen. Sind demnach dieſe zurückgehaltene Säfte von einer bösartigen Eigenſchaft, ſo kann es nicht anders geſchehen, als daſs die ädlern, zum Leben unentbehrlichen Eingeweide davon leiden müſſen. Sollte aber dieſe Zurücktreibung nicht Statt finden, wie es der Fall ſeyn kann, ſo müſſen die Säfte ſich um ſo ſtärker in dem Theile, wo ſie zuſammenkommen, feſtſetzen.

Die

*) *Blancardi* Lexicon medicum renovatum.

**) Tom. I. pag. 12. et 13.

Die zurücktreibenden, oder kühlenden Mittel lassen sich unter einer zweyfachen Gestalt betrachten. Einige davon sind schon von der *Natur* dazu geschaffen, wie z, B. Eis, Schnee, kalte Luft, Vitriol, Weinessig, Schwefel u. s. w. Andere haben ihr Daseyn und Kraft einer *künstlichen* Zubereitung zu verdanken, wie der Zucker, das Extrakt, der Essig und andere Zubereitungen vom Bley *), der venetianische Borax, Oxikrat (Dinge, die, wie jedermann weiss, sich in gemeinem, oder einem andern abgezogenen Wasser, so wie's dem Falle angemessen ist, auflösen lassen) ingleichen das destillirte Wasser von Hollunderblüthe, Rosenblättern, Wegerich, Aepfeln u. s. w. Alle diese Mittel leisten treffliche und schleunige Wirkung, wenn sie gleich anfangs bey leichten Entzündungen angewandt werden, hauptsächlich aber, wenn die Entzündung eine Ortverirrung (*Inflammatio per errorem loci*) und Erschlappung der Gefässe zum Grunde hat, oder wenn die Säfte aufgelöst sind, sonst aber noch keine Art von Verderbniss erlitten haben. Diese Gattung von Zertheilung ist freylich wünschenswerth, weil sie geschwinde vor sich gehet; (siehe das siebente Hauptstück im ersten Theile) allein sie ist auch nur dann anwendbar, wenn man

*) Man lese, was der gelehrte *Magnetti* über die verschiedenen Gattungen Getreides und Brodes, und über das Brodbacken geschrieben. S. 134, 135. Man wird die schlimmsten Wirkungen vom Bleyweisse und anderen Bleyzubereitungen finden. Auch *Platner* verwirft sie bey Entzündungen (siehe seine *Institutionen* S. 24.) und so viele andere klassische Schriftsteller mit ihm. — Letzthin erschien zu *Wien* eine kritische Prüfung der falchowischen Beobachtungen unter dem Titel: *Saturnus redivivus*; dann ein anderes Werk: *J. A. Schmidt's* Antigoulard, wo die schädliche Wirkungen dieses Mittels im rechten Lichte gezeigt sind.

gleich anfangs beym Entstehen einer Entzündung gerufen wird, und diese überhaupt von weniger Bedeutung ist.

Es ist wahr, eine leichte anfangende Augenentzündung, die von einer Schwäche der Gefässe der Bindehaut (*conjunctiva*) herrührt, wird sich mit blossem kaltem Wasser, oder mit Wasser und einigen Gran Borax, mit Eis, mit abgezogenem Wasser von Hollunderblüthe, Rosenblätter, Erdberen heilen lassen; der Kranke wird bey Anwendung dieser Mittel augenblicklich einige Erleichterung fühlen, die Röthe wird abnehmen, weil das in die kleineren Gefässe eingedrungene Blut durch die Zusammenziehung, die auf diese Mittel erfolgt, sich in die grössere zurückzuziehen gezwungen wird. Hat aber die Augenentzündung eine andere Ursache zum Grunde, z. B. eine Dichtigkeit, oder eine Schärfe des Blutes, oder eine Zusammenziehung der Gefässe, wie dies oft auf den Gebrauch gewisser Mittel folgt, die nur zusammenziehen, ohne zu gleicher Zeit die angehäuften Säfte zu zertheilen; alsdann werden die zurücktreibenden Mittel, wenn sie auch von der einfachsten Art sind, statt die Entzündung zu hemmen, sie nur noch mehr vermehren; diese schlimme Wirkung wird unausbleiblich seyn, und gewiss in einigen Stunden, oder am andern Tage erfolgen, wenn sie sich auch nicht allzeit auf der Stelle gleich äussern sollte. Oft geschieht es, dass in dem Augenblicke, wo man diese Mittel auflegt, die Röthe sich verliert, und sich sogar eine Blässe zeiget; in diesem Falle glaubt man zuver-

lässig,

ſſig, den beſtimmten Fall ihrer Anwendbarkeit getrof-fen zu haben, verſieht ſich alles Gutes, und iſt betro-gen: kurze Zeit darauf kehrt die Röthe zurücke, und wird ſtärker, als ſie vorher war. Zu Zeiten ſtellen ſich ſtechende, ſchneidende Schmerzen, und eine Unerträglichkeit des Lichtes ein: ein redender Beweis der Schädlichkeit dieſer Mittel, und ein Fingerzeig der Natur, von ihrem fernern Gebrauche abzuſtehen.

Der Augenabſzeſs, oder das ſogenannte *Eyteraug* (*Hypopion*) und verſchiedene andere Krankheiten, welche dieſes koſtbare Organ theils verunſtalten, theils zu ſeiner Verrichtung, die ihm die Natur angewieſen, untauglich machen, ſind gröſstentheils nichts als Folgen der zurücktreibenden Mittel. Die gröſſere, oder geringere Schädlichkeit derſelben läſst ſich nach dem Grade ihrer Stärke beſtimmen: daher werden weiſſer, oder grüner Vitriol, Bleyzucker, Zink, Alaun u. m. a. immer ſehr verdächtige Mittel bleiben. Wir haben] Wundärzte und Aerzte, die kein Augenwaſſer zu verſchreiben wiſſen, wenn ſie nicht Vitriol, oder Bleyzucker darzu thun därfen. Fragt ſie einmal um die Urſache, und ſehet, ob ſie eine geltende anzugeben im Stande ſind?

Man hatte dem Fürſten von *Naſſau* durch drey ganzer Monde hindurch bey einer Augenentzündung unausgeſetzt zurücktreibende Umſchläge gemacht, und ſtatt der Heilung, die man freylich ſehnlichſt wünſchte, hatte ſich gleichſam ein rothes Netz von lauter Gefäſſen

Ge-

gebildet, das die durchſichtige Hornhaut überzog, und natürlicher Weiſe die klare Vorſtellung der Gegenſtände verhindern muſste. Ich hatte ſechs Wochen lange zu thun, bis ich es endlich mit Hilfe von Umſchlägen beſänftigender Art und dem Waſſer von ſüſſen Aepfeln mit einigen Gran weiſſen Sief verſetzt ſo glücklich war, das Verdorbene wieder gut zu machen.

Ich war Augenzeuge einer Geſchichte, wo man bey einer heftigen Augenentzündung, womit eine junge Prinzeſſinn heimgeſucht ward, ſechs Gran weiſſen Vitriols, in einer Unze Roſenwaſſers aufgelöſt, in's Aug tröpfelte. Der Erfolg davon war Brennen und ſchneidende Schmerzen in einem ſo auſſerordentlichen Grade, daſs man zu Blutläſſen und Blutegeln ſeine Zuflucht nehmen, mit dem Mittel ausſetzen, und lindernde Breyumſchläge machen muſste. Nach Verlauf dreyer Tagen hatte Entzündung und Schmerz in ihrer Heftigkeit nachgelaſſen, Urſache genug, das alte Mittel, den Vitriol, wieder zur Hand zu nehmen. Zu vier verſchiedenen Malen ſchritt man auf's neue zu oben beſagtem Augenwaſſer, und eben ſo viele Male mit dem nämlichen Erfolge. Die Aeltern wurden endlich dieſes ewigen, fruchtloſen Medicinirens müde, und gaben Medizin und Medikern auf einem Male den Abſchied. Aber damit war die Geſchichte nicht zu Ende, es folgte nun erſt die kläglichſte Kataſtrophe: das Eyteraug war fertig, das Blut war durch die gezwungene Zuſammenſchnürung der rothen Gefäſſe bis in die weiſſen Gefäſſe, die ſich über die durchſichtige Hornhaut

gan-

einſchlängeln, gepreſst worden, und dadurch ein aus Gefäſſen zuſammengewebtes Netz entſtanden, davon man die gröberen mit bloſſem Auge, die feineren aber mit Hilfe eines Mikroskops deutlich wahrnehmen konnte. Ich ſuchte — weil mir die Sache aufgetragen ward — mittels einer Gerſtenähre die krampfadrig angeſchwollenen Gefäſſe zum Theile zu ritzen, zum Theile ſuchte ich ſie mittels einer goldnen, mit einem ſeidenen Faden verſehenen Nadel aufzuheben, und mit Hilfe einer ſehr feinen Schere wegzuſchneiden. Dem ungeachtet blieben doch noch einige, die gar zu fein waren, davon zurücke, und das Geſicht daher immer etwas unvollkommen. Doch hatte das Aug vieles von ſeiner Ungeſtaltheit vorloren; auch hatte ſich der Eyter, der die vordere Augenkammer anfüllte, mit Hilfe erweichender Umſchläge zertheilet. Dieſe Geſchichte brachte mich auf den Gedanken, daſs die groſſen Herren, ſo wie überhaupt jene, die generös bezahlen, nicht immer am beſsten bedient ſeyn möchten, daſs ſie oft mit groſſen Unköſten noch gröſſere Uibel erkaufen.

Wenn man ſieht, daſs auf den Gebrauch zurücktreibender Mittel die Entzündung zunimmt, Schmerzen ſich einſtellen, oder wenn eine Strammheit der Zaſern, eine Dichtigkeit, oder Schärfe des Geblütes bey einer Augenentzündung zugegen iſt, ſo iſt nichts zuträglicher, als wenn man Waſſer mit etwas Safran ſieden läſst, hernach eine laulichte Milch hinzugieſſet, und das Aug mit Hilfe einer beſonders hiezu verfertigten Maſchine, oder auch nur eines Plümaceaux zu öfteren Malen da-

mit badet. Auch kann man sich auf eben dieselbe Art eines Absudes von Käsepappeln, oder Wollverleiblüthe bedienen; oder schmerzstillende und zertheilende Breyumschläge von Semmelkrummen in Milch gekocht mit etwas Safran, ingleichen Umschläge von Semmelkrummen, erweichenden und schmerzstillenden Kräutern und dem Marke von süssen Aepfeln zubereiten, und selbe überschlagen. Ist der Reiz gehoben, und die Ursachen desselben — es seyen innerliche, oder äusserliche — hinweggeräumt, oder entkräftet, so möchten, im Falle eine örtliche Erschlaffung zurückgeblieben wäre, gelind zurücktreibende Mittel (anfangs in Verbindung schmerzstillender, darnach alleine) warm aufgeschlagen, gute Dienste leisten. Um ganz sicher zu gehen, kann man den Versuch mit Rosenwasser, oder Hollunderblüthewasser machen, und damit das Aug mittels eines hiezu schicklichen Gefässes baden, oder auch einige Gran Borax mit dergleichen Wässern mischen, eine damit getränkte Kompresse überschlagen, und sodann einen schmerzlindernden Breyumschlag etwas warm darüber legen. Wenn man auf diese Weise durch ein seltneres Uiberschlagen allmählig die schmerzlindernde Mittel durch zurücktreibende zu ersetzen sucht, so darf man nichts fürchten, sondern auf einen guten Erfolg rechnen. Doch hüte man sich ja, vom Gebrauche *eines* Mittels zum Gebrauche *eines andern*, das dem ersten der Wirkung nach gerade entgegen ist, jähling und auf einem Male überzugehen.

Wie

Wie oft ist mir der Fall vorgekommen, daſs ich schwere Augenentzündungen, mit denen es sehr übel ausſahe, weil man ſich kaprizirt hatte, mit zurücktreibenden Mitteln Wunder zu thun, bloſs mit Bähungen, oder Breyumſchlägen beſänftigender und erweichender Gattung habe zur Heilung bringen müſſen. Statt zwanzig Fällen dieſer Art ſeye es mir vergönnt, nur einen kürzlich anzuführen: Ein griechiſcher Kaufmann ſchleppte ſich zwey Jahre hindurch mit einer Entzündung an beyden Augen. Er litt dabey einen beſtändigen brennenden Schmerz, und war nicht einmal vermögend, bey hellem Tage was zu unterſcheiden. Alle Arzneyen, ſowohl innerliche, als äuſſerliche, davon man, wie zu vermuthen, wenigſtens, was die Menge betrifft, nichts geſpart hatte, waren fruchtlos angewandt worden. In dieſem Zuſtande nahm er endlich ſeine Zuflucht zu mir; ich lieſs ihn die Augen mit Waſſer von Käſepappeln bähen. In fünfzehen Tagen war er geheilt.

Guido *) verwirft die zurücktreibenden Mittel in vier Fällen: 1) bey Anſchwellung der goldnen Ader; 2) wenn die enthaltene Materie von einer gift- oder bösartigen Natur iſt, z. B. bey kritiſchen, oder Verſetzungsgeſchwülſten; 3) wenn Merkmale zugegen ſind, aus denen ſich auf eine Dichtigkeit der enthaltenen Materie ſchlieſſen läſst; 4) wenn die Verſtopfung zu hartnäckig, und die Materie gleichſam eingekeilt iſt. *Lanfranchi* hat zehen Fälle angeführt, wo er ſie

*) Siehe *Guido's* groſſe Chirurgie, S. 56.

sie als schädlich verdammt. Zuletzt fügt er noch ausdrücklich hinzu: dass man diese Mittel bey Geschwülsten nach Quetschungen, oder Wunden, ingleichen bey vollblütigen Körpern, und wenn heftige Schmerzen zugegen sind, nie brauchen dürfe. Denn der handelt nicht klug, der Quetschungen und frische Wunden, die sich nur durch Eyterung heilen lassen, geschwinde behandeln will.

Geschwülste an den Drüsen der Ohren, der Achseln, oder der Leisten, können, wenn sie sehr groß und von irgend einer scharfen Materie erzeugt werden, durch den Gebrauch zurücktreibender Mittel in den Brand übergehen; wenn die Sache gut geht, entstehen fürchterliche Eyterungen, die unergründbare, oft nie zu heilende Hohlgänge zurücklassen. Während dass ich die Militärspitäler besuchte, traf ich unter anderen einen Soldaten an, der seit drey Tagen von einer Entzündungsgeschwulst an der linken Ohrendrüse befallen war. Der dasige Regimentschirurg hatte einen Breyumschlag überlegen lassen, der von Semmelkrumen im Wasser gekocht mit einem Löffel voll Silberglätteſsig zubereitet war. Ich verordnete ein Aderlass und erweichende Umschläge. Der Chirurg hatte nichts einzuwenden, nur bat er mich, *seinen Breyumschlag* fortbrauchen zu lassen, von dem er sich den besten Erfolg, die Zertheilung nämlich, und zwar in kurzer Zeit verspräche. Begierig zu erfahren, wie weit die so hoch angepriesenen Kräfte dieses alten Gottes *Saturnus* gehen möchten, liess ich es geschehen. Nach Verlauf zweyer Tagen sah ich

den kranken Soldaten wieder; aber welch eine Veränderung! die Geschwulst war ungeheuer, und hatte sich bis an das Schlüsselbein ausgebreitet, dabey war Entzündung und Fieber zu einem weit heftigeren Grade herangewachsen. Den folgenden Tag liess ich die Geschwulst öffnen; sie war in der Mitte brandig, und gab eine grosse Menge Eyters von sich. Man entdeckte beträchtige Hohlgänge, vorzüglich an der unteren Gegend derselben. Ich musste um die nämliche Zeit fort, und weiss also nicht, was weiter geschehen.

Sind Geschwülste dieser Art erst im Zeitpunkte ihres Entstehens, dann kann es sehr leicht geschehen dass sich der Krankheitsstof auf die Lungen wirft, und Engbrüstigkeit, oder Lungensucht erzeuget. *Sydenham* *) der grosse Beobachter, hat beym Podagra auf den Gebrauch zurücktreibender Mittel fürchterliche Zufälle erfolgen sehen. Die podagrische Materie stieg zum Kopfe, es entstanden die erschrecklichsten Schmerzen, Schwindel, Hemiplegie, Blähungen u. s. f.

Beym Kupferhandel, beym Rothlaufe, bey Flechten, Erbgrinde, bey der Krätze ist die Behandlung mit dieser Art von Arzneymitteln, vorzüglich wenn sie zur Klasse der Bleypräparaten gehören, eben so verdächtig. Die Krankheitsmaterie kann sich auf die Augen werfen, und sie entzünden, sie kann Taubheit, tödliche Eyterun-

*) Opera medica. T. I. p. 329.

rungen, und im Falle sie die Schlundhöhle angreift, Heiserkeit und Halswehe, im Falle sie sich auf die Brust wirft, Engbrüstigkeit, im Falle sie das Hirn befällt, Hirnwuth und Apoplexie hervorbringen. Wer kennt nicht die schrecklichen Uibel, die zu erfolgen pflegen, wenn man sich bey erhitztem Körper jähling einer kalten Luft aussetzt, oder die Unvorsichtigkeit begeht, zu so einer Zeit bey solchen Umständen ein kaltes Bad zu nehmen, Kann man nicht zum Theile als gewiss in so einem Falle voraussagen, dass gefährliche Fieber, Entzündungen der Lungen, der Därme u. s. w. die unvermeidlichen Folgen seyn müssen? Ich kann nicht umhin, einen solchen Fall hier zu berühren, den der gelehrte *Rosa* *) für die Nachwelt aufgezeichnet hat. Ein junges, gesundes Mädchen begieng die Unbedachtsamkeit, bey Gelegenheit, wo sie ausserordentlich erhitzt war, sich Brust, Schultern und beynahe den ganzen Körper mit kaltem Wasser zu waschen. Es überfiel sie auf der Stelle eine Entzündung des Halses, es kamen die heftigsten Brustschmerzen, mit blutigem Auswurfe und einem trocknen, schmerzhaften Husten dazu. Mit äusserster Mühe ward das Mädchen so weit herausgerissen, dass sie wenigstens hergestellt schien; aber nach Verlauf eines Monats litte sie einen Rückfall, auf den eine chronische Krankheit folgte. Eine andere Sache ist es mit denen, so sich kalt zu baden gewöhnt sind. Diese halten sich nur einen Augenblick lange im

*) Versuch gesammelter Beobachtungen. — In den Reihen der Beobachtungen die dritte.

im Waſſer auf, trocknen ſich geſchwinde ab, reiben ſich, und ſuchen mit Hilfe warmer Getränke, oder durch Bewegung die Ausdünſtung herzuſtellen und zu erhalten. Auf dieſe Weiſe wird es begreiflich, warum dieſe Leute keine von den Uibeln erfahren, die ſonſt zu erfolgen pflegen. Wie kann man aber ſo was hoffen, wenn die Theile, an welche die Kälte angebracht wird, in ihren Gefäſſen verſtopft ſind?

Wenn man einen geſunden Theil, z. B. Hand, oder Fuſs mit Eiswaſſer waſchet, oder auch mit Schnee reibet, ſo wird man in dem nämlichen Augenblicke eine Kälte fühlen, welche aber bald darauf von einer deſto gröſſern Wärme, die endlich recht empfindlich fällt, verdrängt wird. Die nämlichen Erſcheinungen äuſſern ſich an Theilen, welche von einer Entzündung eingenommen ſind. Es iſt alſo klar, daſs die Entzündung auf die Anwendung zurücktreibender, oder kältender Mittel nothwendig anwachſen müſſe.

Wenn ein Theil entzündet iſt, ſo muſs das Blut in ſeinem Kreislaufe einiges Hinderniſs leiden, es muſs, wenn es nicht ſchon ſeiner Natur nach dicke iſt, durch den längern Aufenthalt und der langſamern Bewegung in den entzündeten Gefäſſen zu einer gewiſſen Dichte gelangen. Wenn dies Räſonement wahr, und auf die Geſetze der Oekonomie der Natur gegründet iſt, ſo iſt es auch eben ſo wahr, daſs in dieſem Falle, wo dem Blute die erforderlichen Bedingniſſe zur nöthigen Bewegung abgehen, daſs, ſage ich, zurücktreibende Arzneyen

unmöglich den Zweck, warum sie angewandt werden, erreichen können; eben so wahr, daſs Mittel dieser Art in so einem Falle die Dicke des Blutes vermehren müssen, wenn es anders ein angenommener Satz ist, daſs zusammenziehende Arzneyen Zasern und Gefäſse krausen und strammen müssen, daſs sie das Flüssigere des Blutes hinwegjagen, und das Dickere davon um so mehr in die zusammengeengten Gefäſse einkerkern müssen. Alles dieses zum voraus gesetzt, und als entschieden angenommen, so muſs auch der Schluſs, daſs auf den fortgesetzten, anhaltenden Gebrauch sehr stark zusammenziehender und zurücktreibender Mittel die Entzündung sich vermehren, und alle sonst gewöhnliche üble Wirkungen erfolgen müssen, richtig und wahr seyn. Eine augenblickliche Kälte ist vermögend, einen Theil zu stärken, der erschlappet ist, und Stärke bedarf. Im entgegengesetzten Falle aber, wo es nicht um Stärke, sondern um Erschlappung zu thun ist, kann auf einen stäten Gebrauch zurücktreibender Mittel der kalte und heiſse Brand auf die nämliche Art erfolgen, wie bey einer heftigen Kälte, wenn sie lange und stäts auf einen vom Herzen sehr entfernten Theil wirket.

Der heiſse Brand, der auf den Gebrauch dieser Mittel bey einer leichten Entzündung, wie z. B. beym Rothlaufe zu entstehen pflegt, ist gemeiniglich breit, oberflächig, und macht harte, ausgedörrte, lederartige Borken; ein Beweis von dem, was ich eben gesagt habe. Wer kann hier die Wirkung verkennen, vermöge welcher die Gefäſse erstrammen, das Dünnere des

Blutes zurückgescheucht, das Dickere aber der Bewegung beraubt stocket, erstirbt, und mit seinen Kanälen in einen soliden Körper zusammenwachset? Erfolgt aber auf den Gebrauch dieser Mittel bey einer wahren Entzündungsgeschwulst, wo die grösseren Gefässe angegriffen sind, der Brand, so entwickelt sich in den tiefer liegenden Theilen, meistentheils aber in der Fetthaut, eine weiche, breyartige Verderbniss, oder auch eine dicke eyterartige Materie, während dass die Oberfläche, auf welche die zurücktreibenden Arzneyen unmittelbar gewirkt haben, erhärtet, trocken und schwarz wird.

Sind die zurücktreibenden Mittel von der gelinderen Gattung, so besteht ihre Wirksamkeit darinnen, dass sie den Gefässen neue Stärke und neue Kräfte geben. Sind sie aber von der stärkeren Gattung, so vermehren sie die Strammheit der festen Theile, und mindern, erlöschen, zerstören die Geschwindigkeit und Stärke des Kreislaufes. Daher die stärkere Verstopfung und Einkeilung der Säfte, die Unterdrückung des Kreislaufes, die gänzliche Absterbung, im Falle, wo die Entzündung heftig, die Gefässe sehr stramm und das Blut dick ist. *) Es ist nicht schwer, die Entstehungsart dieser Erscheinungen zu fassen, sobald man bedenkt, dass die Wirksamkeit der aufgelegten Arzneymittel sich nicht nur bloss auf die blutführenden Gefässe der Länge nach, sondern auch bis auf die Endungen dieser Gefässe erstrecket:

*) *James* Dictionaire universel de Medicine, et Chirurgie. Tom. IV. pag. 611.

ſtrecket: ſobald man bedenkt, daſs hiedurch das Blut in kein anderes Gefäſsſiſtem weiter vordringen kann, daſs es alſo bey dieſem Hinderniſſe deſto länger in den Kanälen der erſtern Art verweilen, daſs es ſich hier anhäufen und dicker werden muſs, und daſs es in der Folge weder vor- noch rückwärts weiter zu kommen fähig iſt. Zudem iſt es gewiſs, daſs in einem Falle von dieſer Art die ganze Saftmaſſe in dem angegriffenen Theile vermehrt werden muſs, indem das Vermögen, die Ausdünſtungsmaterie zurückzuhalten, auch noch in den Wirkungskreis der zurücktreibenden Arzneyen mitgehört. Alle Arten von Brand, die auf eine Entzündung erfolgen, erkennen zu ihrer Entſtehung zwo Urſachen: gänzliche Unterdrückung des Kreislaufes; und völlig erloſchene Thätigkeit der Gefäſſe. Nehmet dieſe zwey Verrichtungen hinweg, ſo nehmet ihr das Leben.

Tralles *), wenn er vom äuſſern Gebrauche des Mohnſaftes ſpricht, pflichtet völlig der Meinung der Alten bey, und ſetzt dieſes Arzneymittel nach ihrem Beyſpiele in die Klaſſe der kältenden Mitteln; denn er behauptet, daſs der Mohnſaft, äuſſerlich angewendet, die Schmerzen beſänftige, zugleich aber den Theil, an den es angebracht werde, kälte und betäube. Von daher will er, daſs man beym Gebrauche dieſes Arzneymittels ſchüchtern und vorſichtig zu Werke gehen ſolle, damit nicht etwa Kälte und Betäubung in einem zu groſſen Grade und daher der Brand entſtehen möchte.

Ja-

*) *B. L. Tralles*, uſus opii ſalubris et noxius. Sectio IV. pag. 612.

James *) setzt in die Reihe der zurücktreibenden Arzneyen auch das Kalchwasser. Er eignet ihm aber eine besondere Kraft zu, und glaubt, daſs dieses Wasser zwar etwas gelinde zusammenziehe; dennoch aber seiner Natur nach von den anderen gewöhnlichen Mitteln dieser Art unterschieden, und vielmehr ein hitziges Mittel zu nennen seye: denn er behauptet, daſs es die Gefäſse erschlaffe, die Verstopfung auflöse, und dadurch den behafteten Theil seiner Wärme beraube. Uibrigens glaubt er, daſs dieses Wasser wegen der fixen Luft, oder der Säure vielmehr, die in dieser Luft enthalten ist, mit sehr grossem Nutzen angewandt werden könne.

Folgender Versuch, den ich zu verschiedenen Malen wiederholt habe, mag vielleicht die Wirksamkeit des Kalchwassers etwas näher beleuchten. Ich lieſs mir vier gleichwichtige Stücke von frischem Rindfleische bringen, begoſs sie mit einem Flüſsigen von verschiedener Art in gleicher Masse, und stellte sie an einen temperirten Ort hin. Das eine that ich in einen erweichenden Absud, das andere in Oxikrat, das dritte in Kalchwasser, und das vierte in rektifizirten Weingeist.

Nach sechs Tagen fand ich, daſs das erste Stück beynahe weicher, als anfangs, geworden war, sonst aber fast seine ganze natürliche Farbe beybehalten hatte. Auch das zweyte hätte sich ziemlich bey der gewöhnten

*) *James* Dictionaire universel de Medecine et Chirurgie. Tom. IV. pag. 612.

Farbe erhalten, nur war es in der Mitte etwas feſter und härter geworden. Die Erſcheinungen mit dem dritten und vierten Stücke ſind merkwürdiger. Es ward in den erſten vier und zwanzig Stunden an ſeiner Oberfläche weiſs, etwas härter und rauh; der Theil aber, der den Boden des Gefäſſes berührte, hatte keine Veränderung weder an ſeiner Farbe, noch Konſiſtenz erlitten. Ich lieſs es noch ſechs Tage ſtehen, und fand es nach deren Verlauf etwas härter. Das vierte Stück nahm auch eine weiſſe Farbe an, doch ward es in den erſten vier und zwanzig Stunden nicht ſo rauh als das vorige; aber nach Verlauf der übrigen fünf Tagen ward es ſo hart und feſt, daſs man es dem Gefühle nach für ein Stück Holz gehalten hätte. Der Weingeiſt allein blieb übrigens dabey klar und hell; die anderen drey Flüſſigkeiten hingegen färbten ſich die erſten vier und zwanzig Stunden mit Blute: ein Beweis, daſs ſie das Blut auflöſen, welches der Weingeiſt nicht thut. Unter allen dreyen aber hatte ſich das Kalchwaſſer am meiſten gefärbt; auch war es das einzige unter dieſen dreyen, das einen widrigen Geruch annahm, und das zwar beym Beginnen des vierten Tages ſchon. Die übrigen hatten ihren natürlichen Geruch beybehalten, und am ſechſten Tage fiengen ſie wieder an, etwas blaſſer zu werden. Dieſer Verſuch ſcheint zu erweiſen, daſs das Kalchwaſſer auf die feſten Theile zwar *zuſammenziehend* wirke, zugleich aber das Blut zur Auflöſung geneigt mache, und in dieſem Betracht wäre es freylich von den anderen Mitteln dieſer Art verſchieden. Uiberhaupt aber halt' ich dafür,

daſs

dafs das Kalchwaffer eher die Fäulnifs befchleunige, als verhindere, und ich konnte es daher nie über mich gewinnen, bey Entzündungsgefchwülften einen Verfuch mit diefem Waffer anzuftellen, weil ich nicht die gute Wirkung, die es bey Gefchwülften, die aus Erfchlaffung der Gefäffe entftehen, hervorzubringen pflegt, mit Zuverläffigkeit hoffen konnte. Uibrigens laffe ich der Ehre diefes Mittels alle Gerechtigkeit wiederfahren, und bekenne offenherzig, dafs es mir bey wäfferichten Gefchwülften treffliche Dienfte geleiftet habe, befonders wenn ich durch Verbindung mit etwas Geiftigem feine Kräfte zu verftärken fuchte.

Ich kann nicht umhin, hierorts eine Beobachtung anzuführen, die ich in Betreff des Kalchwaffers bey drey Perfonen, fo am Blafenfteine litten, zu machen Gelegenheit hatte. Diefe mit dem Steine geplagten Menfchen mufsten frühe und abends fünf bis fechs Unzen von diefem Waffer nehmen. Man hoffte, die Steine dadurch glätter zu machen, damit fie hernach um fo leichter durch die Harnröhre fortgebracht werden könnten. Nachdem im Gebrauche diefer Arzney einige Wochen hindurch war fortgefetzt worden, brachen am ganzen Körper Blutgefchwüre aus. Ein Offizier von der kaiferlichen Garde bekam beyde Füffe voller Gefchwüre. So lange die Schmerzen heftig waren, behandelte ich ihn blofs nach der erweichenden Methode; wenn fie aber ausfetzten, liefs ich ihn das Kalchwaffer in obiger Dofis, mit zwey Theilen Milch vermifcht, nehmen. Der Erfolg war erwünfcht, und der

Kranke fand sich ungleich besser. Aber er war damit nicht zufrieden, und fragte einen der ersten Aerzte um Rath, der ihm die Bärentraube *(Uva ursina)* verordnete. Diese brauchte er zwey ganzer Monate hindurch, ohne dass man irgend ein Merkmal wahrgenommen hätte, wornach sich auf einige Wirkung dieses Mittels auf den Stein hätte schliessen lassen. Dabey hatte sich eine allgemeine Schärfe in der Saftmasse entsponnen, die jedoch mit Hilfe innerlicher und äusserlicher Mittel in kurzer Zeit wieder gehoben wurde.

Hyppokrates und nach ihm *Galenus* sind die Aerzte, bey denen man sich Rathes erholen muss, wenn man wissen will, auf was für eine Art man bey einer Entzündung der zurücktreibenden Methode sich bedienen solle. Diese in dem Geheimnisse der wohlthätigsten der Wissenschaften eingeweihte Männer bestättigen den Gebrauch dieser Mittel in Fällen, wo die Entzündung eine Erschlaffung der Zasern, oder Verdünnerung der Säfte zum Grunde hat; verwerfen sie aber, im Falle die Entzündung mit strammen Zasern, oder mit verdickten Säften vergesellschaftet ist. *Hyppokrates* erklärt sich deutlich hierüber, und sagt (im siebenzehenten und im zwanzigsten Lehrsatze) dass unter anderen üblen Folgen, welche die kältenden Mittel bey Entzündungen erzeugen, der heisse Brand eine der fürchterlichsten seye. *Galenus* *) rathet, sich dieser Mittel eher beym einfachen Rothlaufe, als bey einer ächten Entzün-

*) Method. medendi. Libr. XIV. Cap. 3.

zündungsgeschwulst zu bedienen; eifert aber zu gleicher Zeit gegen den Misbrauch, den man in beyden Fällen von dieser Art Mitteln zu machen gewöhnt ist. Besonders aber warnet er bey einer rothlaufartigen Entzündungsgeschwulst mit dem Gebrauche derselben behutsam zu seyn, wenn man nicht will, dass die Röthe durch alle Schattirungen bis zuletzt in's Schwarze, die Leibfarbe des Brandes, hinübergehen solle. *Avicenna* hat allen Bleymitteln Fehde zugeschworen, weil sie die einzigen in der ganzen langen Reihe der zurücktreibenden Mitteln sind, die wegen ihrer ausgezeichneten Verderblichkeit gebrandmarkt zu werden verdienen.

Selbst in dem einfachen Rothlaufe kann man mit diesen Mitteln nicht vorsichtig genug zu Werke gehen; davon geben die schrecklichen Zufälle, die öfters auf ihren Gebrauch erfolgen, die traurigsten Beweise.

Herr *Schönflis*, Regimentschirurg bey der k. k. Armee, theilte mir folgende Geschichte mit: Eine gewisse Person ward in einem Zeitraume von wenigen Monden zu zwey bis drey wiederholten Malen mit dem Rothlaufe am Beine befallen. Das erste Mal wich dieses Uibel auf den Gebrauch weisser Kreide, Bleyweiss und Kampfer; die zwey andere Malen machte man Umschläge vom Wasser und einigen Tropfen Silberglätteßiges mit der nämlichen einzigstgewünschten Wirkung. Allein was war der Erfolg? Die Materie, so das Rothlauf gezeugt hatte, und durch den Weg der unsichtbaren Ausdünstung hätte aus dem Körper ge-

schafft

ſchafft werden ſollen, blieb zurück, warf ſich auf den ganzen Schenkel, und machte eine förmliche Abſatzgeſchwulſt, die in Eyterung übergieng. Der Eyter lag unter der breiten Binde (*Faſcia lata*) verſteckt. Herr *Schönflis*, als ein Mann, der in dem Felde ſeiner Kunſt kein Fremdling war, verſprach wenig Gutes; ſchlug aber eine ſchleunige Oeffnung, als das einzige Heil- und Rettungsmittel in gegenwärtigen Umſtänden vor. Indeſſen ſchleppte man den Kranken aus einer Stadt in die andere, und vergaſs darüber, was Herr *Schönflis* ſo weiſe, als wohlmeinend gerathen hatte. Endlich bequemte man ſich, und vertraute ſich dem chirurgiſchen Meſſer. Aber der rechte Zeitpunkt war verſäumt, und die Hilfe zu ſpät. Es floſs ein übelgearteter Eyter hervor, und der Kranke ſchleppte ſein ſieches Leben noch durch ein Paar Monde mit ſich fort, bis er in die Hüte des Friedens berufen ward.

Gemeiniglich hat man alsdann vom Gebrauche zurücktreibender Mittel üble Folgen zu befürchten, wenn die Krankheitsmaterie, welche man auflöſen will, von einer bösartigen Eigenſchaft, oder allzu dick iſt. Führt ſie aber keinen dieſer Fehler bey ſich, iſt ſie gutartig, zur Auflöſung vorbereitet, und nicht entzündungsartig, ſo können dieſe Mittel den trefflichſten Dienſt leiſten. Die Bleypräparaten, vorzüglich jene, ſo mittels des Feuers erhalten werden, ſcheinen mit einer beſcheidenen Menge von einer fetten, oder ölichten Materie verbunden, bey gewiſſen Gattungen kalter Geſchwülſte, wo die Säfte in den geſchwächten Gefäſſen

ſtocken,

stocken, noch am meisten angezeigt zu seyn; niemals aber, wenn eine Entzündung, sie seye noch so unbeträchtlich, vorhanden ist; auch nie in ihrer eignen Gestalt, ohne mit einem mildern Oele gemischt zu seyn.

Der nämliche obenangeführte Chirurg versicherte mich auch, Augenzeuge eines Falles gewesen zu seyn, wo man einem Knaben, der die Krätze hatte, mit Schwefel durchräucherte Hemden anzog, ohne auf Verbesserung der Säfte, oder Erweichung und Reinigung der Haut vorher gehörigen Bedacht genommen zu haben. Die Mutter, so diese Arbeit auf sich genommen, sah das Kind anschwellen; bestand aber auf ihrem Kopfe, und in wenigen Wochen befand sie sich in dem schrecklichen Falle, den Namen einer Kindesmörderinn verdient zu haben. Ein andrer mit diesem Ausschlage behafteter Kranke bediente sich einer Schwefelsalbe zum schmieren, ohne den Körper dazu vorbereitet zu haben. Der Erfolg war: die Krankheitsmaterie warf sich auf den Fuss, und erzeugte in der Mitte der Schienbeinröhre Beinfäule, dass Monde vergiengen, bis der Kranke geheilet ward.

Man hat bemerket, dass man nach einer leichten Quetschung, nach einer Verstauchung, oder nach sonst einer Verletzung der Hand, oder des Fusses dadurch, dass man sogleich Eiswasser, oder sonst ein kaltes Wasser, Oxikrat, u. d. g. an den beschädigten Theil unmittelbar bringt, oft so viel gewinnet, als erforderlich ist,

zu

zu verhindern, dafs keine Geschwulst, oder sonst eine Entzündung entsteht, oder doch wenigstens nicht in einem solchen Grade entsteht, als bey Verabsaumung dieser Vorsorge zu geschehen pflegt. Es scheint daher, dafs die Mittel, welche unter dem Namen der *Kaltmachenden* bekannt sind, eher vermögen, einer kommenden Entzündung vorzubeugen, als selbe, wenn sie schon zugegen ist, zu heilen: ein Räsonement, das, wie ich glaube, aus dem Begriffe ihrer Kräften und der Krankheit, der sie entgegen wirken sollen, ganz natürlich fliesset. Die Ballettänzer kennen die Heilkraft des Eiswassers in Verstauchungen gar gut, und wissen es treflich zu nützen: wenn einem unter ihnen ein solches Unglück wiederfährt, und es die Umstände leiden, so sucht er nur das verstauchte Glied in eiskaltes Wasser zu stecken, und den andern Tag tritt er wieder auf, und tanzt. An einigen Orten bedient man sich auch in allen diesen hier beschriebenen Fällen statt dieses Mittels des Eyweisses alleine, oder in Verbindung mit etwas Alaunes, und bringt es auf Flaschs. oder Baumwolle, um es aufzulegen. Ist aber keines von diesen berufenen Mitteln bey der Hand, und man will es alsdann erst anwenden, wenn die Säfte sich in dem verletzten Theile schon angehäuft haben, der Theil schon von Geschwulst und Entzündung eingenommen ist, dann werden sie nur das Uibel noch vermehren, die Geschwulst wird härter werden, und sich weiter ausbreiten; es werden gewaltige Eyterungen, es wird der heisse Brand erfolgen, der durch den Grad seiner Heftigkeit auf die Grösse der hervorbringenden Ursachen

und

und die Stärke des übel angewandten Mittels schliessen läſst. Dies mag *Genga* bewogen haben, zu sagen (im drey und zwanzigsten seiner Lehrsätze), daſs kündige Wundärzte nicht leicht von zurücktreibenden Mitteln Gebrauch machen.

Ich bin nicht Sinnes, das hier zu wiederholen, was ich in meinen *phisisch - medizinisch - chirurgischen Reflexionen* zu Genüge dargethan habe, daſs die zurücktreibenden Mittel nämlich weder bey einer wahren Entzündungsgeschwulst, noch bey einem einfachen Rothlaufe angezeigt seyen, hauptsächlich aber beym Rothlaufe, wenn man Grund zu vermuthen hat, daſs er kritisch, oder durch eine Versetzung des Krankheitsstoffes entstanden ist, oder wenn man Ursache zu befürchten hat, daſs das Uibel leichterdings auf einen innern, ädeln Theil sich werfen, oder (im Falle dieses nicht geschieht) die Verstopfung in dem entzündeten Theile ausserordentlich werden, und so Anlaſs zum heissen und kalten Brande geben könne. So hab ich auch in eben dieser Abhandlung (in der ersten Reflexion auf der 24, 25 Seite) die üble Folgen geschildert, welche auf den Gebrauch der *Bleymittel* zu entstehen pflegen. Hier werde ich Beobachtungen anführen, welche von der Schädlichkeit der zurücktreibenden Mittel, besonders von dem Essige und dem Oxikrat, auf eine unwidersprechliche Weise zeugen werden.

ZWÖLF-

ZWÖLFTE BEOBACHTUNG.

Uiber einen Fall, wo bey Verstauchung eines Fusses auf den Gebrauch des Oxikrats der heisse Brand erfolgte.

Ein Bedienter von der k. k. Garde, von einem sanguinisch-melancholischen Temperamente, und zwey und dreyssig Jahre ungefähr alt, hatte das Unglück, als er hinten auf den Wagen steigen wollte, mit dem einem Fusse auszuglitschen (es war der siebenzehente des Maymondes im Jahre 1.72 nachmittags um drey Uhr, als dieses geschahe) er fiel, und überstauchte sich das linke Bein unten am Knöchel. Seine Kameraden rafften ihn auf, und brachten ihn auf seine Stube, die etwa dreyssig Schritte davon entfernt war. Bald hernach fieng der Fuss am Knöchel zu schwellen an. Ein junger Barbier, der zugegen war, öffnete ihm eine Ader am Arme; auf den Fuss aber machte er einen Umschlag von starkem Essige zur Hälfte mit Wasser vermischt, den er zu öfteren Malen des Tages hindurch frisch auflegte.

Zwey Stunden nach dem Falle ward ich geholet. Ich fand den Knöchel angeschwollen, dabey aber war die Geschwulst weich und von natürlicher Farbe. Der Kranke vermochte nicht, ohne Schmerzen zu gehen; wenn er aber auf dem Bette lag, fühlte er sich leidentlich. Ich liess den Umschlag hinwegnehmen, und verordnete statt dessen folgenden Breyumschlag:

℞.

℞. Herb. emoll. pulverisat. libr. sem.
Flor. samb. unc. j.
Farin. secal. unc. iv.
M. f. c. pp. acq. æqu. & vini cataplasma. sig.

jede Stunde frisch aufzulegen. Ich hatte freylich die Bähung mit dem Oxikrat verboten; allein man hatte dem ungeachtet bis des Abends um 9 Uhr damit fortgefahren. Der Kranke sahe, was die anderen nicht sehen wollten, er sahe, daſs die Geschwulst immer gröſser, daſs sie hart, entzündet und dunkelblau ward; er bath, man möchte ihm den von mir verordneten Umschlag bringen. Man that es, und lieſs ihn die ganze Nacht liegen.

Den folgenden Morgen besuchte ich den Kranken. Er hatte wegen der starken Hitze, so das ganze Bein einnahm, wegen dem Fieber und Kopfwehe die Nacht nichts geschlafen; er hatte einen harten, vollen und geschwinden Puls. Die Geschwulst schien mir zwar nicht viel gröſser, als gestern; aber sie hatte eine widerstehende Härte, und war um vieles röther. Die Haut sah dunkelroth aus, und war hie und da mit Blasen besetzt. An der innern Gegend des Knöchels befand sich eine Brandschorfe, die beyläufig zween Finger im Umfange hatte.

Ich lieſs ein zweytes Aderlaſs machen, und zehn Unzen Blutes abzapfen. Das Blut sahe entzündet aus. Dabey verschrieb ich eine Emulsion auf folgende Art:

R. *Emulſ. ordinar. libr. ij.*

Syrup. papav. alb. unc. ij.

Nitri pur. drachm. j. M. d. u.

davon ſollte der Kranke zu öfteren Malen des Tages über etwas nehmen.

Den alten Breyumſchlag lieſs ich mit folgendem umtauſchen:

R. *Herb. emoll. pulv. libr. ſem.*

Farin. ſec. unc. iv.

f. c. lacte vacc. q. ſ. catapl. ſig.

alle Stunde laulicht überzulegen.

Am Nachmittage fand ich das Fieber nicht mehr ſo ſtark. Auch hatten die Schmerzen in etwas nachgelaſſen. Es ſah überhaupt beſſer aus. Härte und Röthe hatten ſich vermindert. Die Schorfe war ſo hart, wie ausgedörrtes Leder. Die Blaſen waren gröſſer geworden, einige davon hatten eine ſchwarzblaue Farbe, und waren mit einem gelben Waſſer angefüllt. Ich hielt für rathſam, ſie ganz leicht zu öffnen; im übrigen aber lieſs ich mit den vorigen Mitteln fortfahren.

Den ſechſten Tag nach dem Falle war der Kranke völlig fieberlos; ich lieſs daher die Emulſion bey Seite ſetzen. Das Bein hatte beynahe ſeine natürliche Dicke wieder, nur der Rucken des Fuſſes war noch von einer ödematöſen Geſchwulſt eingenommen. Die Röthe war bräunlicht, und des ganze Bein beynahe gelb. Man ſahe nichts von den ſchwarzblauen Flecken,

die

die nach Quetſchungen, oder ſtarken Ausdehnungen in der Folge zu erſcheinen pflegen. Die Brandſchorfe aber war, ungeachtet man mit dem Breyumſchlage fortgefahren hatte, noch eben ſo hart, als im Anfange, und gab nicht das geringſte Zeichen zu einer Abſönderung. Auch ward man noch mehrerer, kleiner, flacher, ähnlicher Schorfen gewahr, die ſich unter den Bläschen erhoben hatten, den Rucken des Fuſſes und die innere Gegend des Knöchels einnahmen.

Ich faſste den Entſchluſs, und machte auf der groſſen Brandſchorfe verſchiedene länglichte Einſchnitte. Der Kranke äuſſerte während der Zeit nicht die geringſte Empfindung; dabey aber ſahe man, wie die Ränder aus einander giengen, ſo feſt hiengen die Lippen der brandigen Hautdecken mit der geſunden Haut zuſammen. Hierauf lieſs ich das Ganze mit einer Baſilikumſalbe belegen.

Den folgenden Tag darauf begann ſchon eine wäſſerichte Feuchtigkeit aus den gemachten Einſchnitten hervorzuſippern, und in drey Tagen fiel alles, was brandig war, ſtückweiſe ab. Ich lieſs alsdann oberwähnte Salbe zur Hälfte mit Bleyweiſsſalbe miſchen; über die Waſſergeſchwulſt aber unter dem Knöchel und auf dem Rucken des Fuſſes lieſs ich zu vier verſchiedenen Malen des Tages folgenden Umſchlag legen:

R. *Aqu. calc. viv.*

— *Roſar. aa. libr. ij.*

Spirit. vin. camphorat. unc. j. M. d. ut

Die ſchwürigen Stellen, welche die kleineren Brandſchorfen zurückgelaſſen hatten, heilten in wenig Tagen, aber bis ich mit der groſſen fertig ward, verſtrichen ſechzehen Tage. Der Kranke ſuchte nach und nach, des Bettes zu entbehren, und zuletzt vermochte er wieder ſo gut, wie ehe zu gehen.

Der berühmte *Trekourt*, erſter Chirurg von dem Militärſpitale zu *Rocroy* &c. *) hat drey Fälle angeführt, in welchen auf den Gebrauch zurücktreibender Mittel der heiſſe Brand erfolgte. Der erſte Fall iſt dieſer: Ein Mann von ſechszig Jahren hatte ſich ganz leicht verwundet. Das Bein fieng nach und nach an, ſich zu entzünden. Man legte mit kaltem Oxikrat getränkte Tücher über, worauf der Kranke jedes Mal auf eine kurze Zeit einige Erleichterung ſpürte, eine Erſcheinung, die ſich leicht erklären läſst, wenn man bedenkt, daſs dieſes Mittel die Gefäſſe zuſammenzog, und ſo die Hitze lindern konnte. Aber eben dadurch muſsten auch die in den Gefäſſen enthaltenen Säfte ſtocken, und die Verſtopfung zunehmen. Der Erfolg erwies, daſs dieſe Vermuthung auf die Natur und ihre Oekonomie gegründet war. Nach fünf Tagen war das Bein zweymal ſo dick, als im natürlichen Zuſtande, voller Waſſerbläschen, kalt, unempfindlich, und hatte eine Bleyfarbe.

Während dem ganzen Verlaufe dieſes Zeitpunktes der Entzündung hatte man eine einzige Blutläſſe gemacht.

*) Memoires et Obſervations de Chirurgie. pag. 299, 300.

macht. Herr *Trekourt* ward um diese Zeit gerufen, um die Absetzung des Gliedes vorzunehmen. Allein dieser einsichtsvolle Mann wollte sich vorher erst um die Nothwendigkeit erkundigen, welche diese so schreckliche Operation zu heischen schiene. Er untersuchte genau die Ursache, so die Krankheit hervorgebracht, dann den gegenwärtigen Zustand des Uibels und die Kräften des Kranken, und wog sie gegen einander ab. Er sahe, dass freylich die Stockung sehr stark und der kalte Brand vor der Thüre seye, indessen glaubte er doch, keinen Grund zu finden, der die Operation als das einzige Rettungsmittel nothwendig machte, und hoffte, dass sie mit Beyhilfe der Einschnitte vielleicht gar entbehrlich werden könnte, besonders da der Kranke noch ziemlich bey Kräften war. Nach diesem bey sich festgesetztem Urtheile schritt er ohne Zeitverlust zum Werke, und nahm ziemlich tiefe Einschnitte vor. Es kam eine Menge von einem wässerichten Wesen hervor. Man suchte, dieses Hervorfliessen auf alle Weise zu befördern, und hielt zu diesem Ende das Bein beständig warm. In einer Zeit von zwey Stunden war der Fuss ziemlich zusammengefallen. Darauf liess er ihn mit Kampfergeiste und etwas Salmiak baden, und legte Plümaceaux darüber, die mit dem nämlichen Geiste befeuchtet waren. Auf diese Weise ward der Kranke in kurzer Zeit hergestellt.

Der zweyte Fall betrifft einen Mann von fünf und fünfzig Jahren, der von einem mit Blasen vergesellschafteten Rothlaufe am rechten Fusse befallen wur-

de. Man brauchte bloſs Oxikrat, und dachte an kein anderes Mittel. Auf dieſe Behandlung nahm Geſchwulſt und Härte zu, und der Fuſs bekam ein ſchwarzblaues Ausſehen. Zuletzt ward Herr *Trekourt* geholt. Er fand alles in einem äuſſerſt ſchlimmen Zuſtande. Von Zeit zu Zeit meldeten ſich Krämpfungen an. Man machte innerhalb ſechs Stnnden zwey ſtarke Blutläſſe. Was ſchon brandig war, ſchröpfte man. Die übrige Behandlung hatte vor der im erſten Falle nichts Beſonderes voraus. Die Heilung erfolgte in kurzer Zeit.

Der dritte Fall trug ſich mit einer Frau zu. Dieſe Perſon ſpürte während der Nacht ein ſtarkes Brennen an der Hand, das einen Rothlauf anzukünden ſchien. Sie lieſs ſich kaltes Waſſer bringen, that die Hand hinein, und hielt ſie beynahe eine Stunde darinnen. Ihrem Gefühle nach wähnte ſie, ſich ungemein erleichtert zu ſpüren, und ſchlief wieder ruhig ein. Allein beym Erwachen ſah ſie mit Staunen, daſs der ganze Arm bis an die Schulter hin angeſchwollen, kalt und aller Empfindung beraubt war. Man legte ſchmerzlindernde Breyumſchläge über, worauf die verlorne Wärme wieder zurückkehrte. Nachher ward der ganze Arm von einem Rothlaufe eingenommen, und im Geſichte brach ein frieſelartiger Ausſchlag hervor. Die Empfindung ward aber nicht eher wieder hergeſtellt, bis man Einſchnitte und Bähungen mit Kampfergeiſte machte; dabey bediente man ſich noch einer verſtärkten Digeſtivſalbe, und ſo erfolgte die völlige Heilung nach einem Zeitraume von fünfzehen Tagen.

Ich

Ich habe zu öfteren Malen bey dem sogenannten *Gliedschwamme* am Knie, den einige unrichtig mit dem Namen einer *Gliedwassersucht* belegt haben, nach dem Gebrauche des Oxikrats, besonders aber nach Umschlägen aus Bleymitteln Beinfäule erfolgen sehen; oft, wenn die Sache gut gienge, entstand eine *Steifigkeit des Gelenkes*, die weder Kunst, noch Natur je zu heben vermochte.

NEUN-

NEUNTES HAUPTSTÜCK.

Natur und Entstehungsart der Frostbeulen. Uibergang derselben in Brand.

Die *Frostbeule* ist eine rothe, oder dunkelblaue Geschwulst, welche ihrer Natur nach kalt, und durch die Einwirkung der Kälte, besonders der Winterkälte erzeugt wird. Dieses Uibel pflegt gemeiniglich die äussersten Theile des Körpers einzunehmen, gleichwie die Ferse, die Zähen, die Finger, die Ohren, die Nasenspitze u. m. d. und mit Jucken und Schmerz vergesellet zu seyn. *) Selten aber ist zugleich eine wahre Entzündung dabey zugegen; doch kann dieses in der Folge geschehen, wenn reizende Mittel gebraucht werden. Man sieht hieraus zu Genüge, dass zwischen der Frostbeule und den anderen Geschwülsten hitziger Art ein Unterschied statt findet. Sie entstehet, wenn man auf einmal jähe von der Kälte in die Wärme, oder umgekehrt, aus einem warmen Orte in einen kalten sich begiebt. **) Eine Kälte, die zugleich feucht ist, scheint schädlicher zu seyn, und mehr zur Erzeugung dieses

Uibels

*) *Blancardi* Lexicon medicum renovatum.

**) *Tissot* Avis au peuple sur la santé. p. 366.

Uibels beyzutragen, als eine trockne, wenn diese nicht ausserordentlich ist. Gemeiniglich hält man Frostbeulen für ein Uibel von weniger Bedeutung, und oft heilt es von selbsten ohne Hilfsmittel; oft aber sind sie mit schlimmen Folgen begleitet, dann nämlich, wenn sie etwas beträchtig sind, wenn sie verabsäumt, oder gar verkehrt behandelt werden, geben Anlaß zu Entzündungen, Eyterungen, zum Brand, und endlich zum Tode.

Man ist noch nicht einig über die Art, wie diese Gattung Geschwülste entstehet; man hat dieses besonders auf eine zweyfache Weise zu erklären gesucht. Nach Meinung der ersteren sollen gewisse salzichte, harte, scharfe und entzündliche Theilchen, welche die Wärme gewöhnlicher Weise weich, dünne und flüchtig erhält, und durch die Wirkung der Kälte zusammengeengt und verhärtet werden, sich in die Hautlöcher hineindrängen, die kleineren Blutgefäße zusammenziehen, und dadurch den Kreislauf in denselben hemmen. Daher die rothe, oder livide Farbe. — Wird in der Folge die Stockung zu stark, so reissen die Gefäße, und es entsteht eine Ergiessung der Limphe, oder des Blutes. Die Gründe, welche die Anhänger dieser Meinung zum Beweise anführen, sind folgende: 1) Fühlt man, wenn man den gefrörten Theil an's Feuer bringt, einen Schmerz darinnen, der unsrer Einbildung nach von lauter Nadelstichen herzukommen scheinet. 2) Reibt man die Frostbeule mit Schnee, so spürt man eine Erleichterung: die scharfe Eistheilchen, die in den Hautlöchern

stacken,

stacken, hängen sich nämlich an den Schnee an, und werden auf diese Art hinweggebracht. Eben so machen sich auch diese Eisspitzen los, wenn man den erfrornen Theil einige Minuten hindurch in kaltem Wasser läſst. 3) Glauben sie, daſs sich auf diese Art erklären lasse, woher es komme, daſs die Frostbeule eine so glänzende Oberfläche habe.

Was den ersten Beweis betrifft, so kann man statt aller Antwort nur fragen, wie es zugehe, daſs einem Menschen, der eine Zeit lange mit gebogenen Knien gesessen (besonders wenn die Strumpfbänder feste sind), daſs ganze Bein, vorzüglich unter dem Knie, schwer, gefühllos und unfähig zur Bewegung werde; daſs er ein unangenehmes Wimmeln spüre, und eine schmerzhafte Empfindung, als würde er gleichsam von Nadeln gestochen; daſs er einige Minuten nicht vermögend seye, darauf zu stehen, bevor er den Theil nicht reibt, oder einige Bewegung damit macht? Lauter Erscheinungen, die ganz denen ähnlich sind, welche sich äussern, wenn ein belebter Theil nach ausgestandener heftiger Kälte jähling dem Feuer bloſs gegeben wird.

Der zweyte Beweis scheint noch grundloser zu seyn, als der erste. Denn wenn es wahr ist, daſs die Kälte eigentlich die Frostbeule erzeuget, müssen alsdann die Eistheilchen des Schnees die Anzahl jener angenommenen Salzpartikelchen nicht vielmehr noch vermehren, als sie herausziehen? Wenn also der Schnee

eini-

einige Hilfe leistet, so muss eine andere Ursache hievon zum Grunde liegen. Ich habe mich über diesen Punkt schon im vorhergehenden Hauptstücke erklärt. Aus Erfahrung wissen wir nämlich, dass, wenn man etwas Kaltes auf einige Augenblicke an die Oberfläche des Körpers bringt, bald darauf die Wärme in einem grösseren Grade, als vorher, zurückkehre; dass ein leichtes Reiben in so einem Falle ungemein viel beytrage, die Säfte in Bewegung zu bringen, und einen freyern Kreislauf herzustellen, und dass auf diese Art ganz natürlich einige Erleichterung erfolgen könne. Auch muss man bedenken, dass manche mit diesem Uibel befallen werden, ehe weder Eis, noch Schnee zu sehen ist, obschon, im Durchschnitte genommen, zur Winterszeit die meisten Frostbeulen vorzukommen pflegen.

Dass die Geschwulst glänzt, beweist nichts für die Gültigkeit des angenommenen Satzes; denn die ganze Oberfläche unsers Körpers scheint glänzend, wenn man sie mit einem guten Vergrösserungsglase betrachtet. Um so mehr muss dieses an den Gliedmassen Statt finden, weil sich hier die Haut weniger ausspannen läst; daher scheint hier jede, auch noch so kleine Geschwulst, mit einem Mikroskop betrachtet, so glänzend, als wenn es Glas wäre. Ich habe mich bey Gelegenheit zu mehreren Malen der feinsten Gläser bedienet, und damit noch nicht aufgebrochene Frostbeulen an Zähen und Ferse beobachtet; aber nie konnte ich die vorgegebenen Eisstacheln zu Gesichte kriegen.

Dies sind die Einwürfe und Zweifel, die ich meinerseits gegen die Lehre über die Entstehungsart der Frostbeulen durch Eistheilchen anzuführen kein Bedenken trug, da ich im Grunde weit entfernt bin, eine Meinung, zu der sich so viele grosse Männer bekennen, schlechterdings als heterodox zu erklären.

Was mich angeht, so halte ich es mit jenen, welche annehmen, dass die Kälte auf die Hautlöcher und äussersten Endtheile der Gefässe wirke, sie zusammenziehe, und dadurch das Geschäft der Ausdünstung und des Kreislaufes unterbreche, woher sodann Stockung, Geschwulst, Röthe und Kälte des Theiles erfolgt. Da weder ein Reiz, noch eine Reibung hier Statt findet, wie im Falle einer wahren Entzündung, so bleibt die Geschwulst auch kalt. Diese Meinung scheint um so wahrscheinlicher, da es ohnehin bekannt ist, dass die Bewegung des Blutes in den Gliedmassen, als einem vom Herzen sehr entfernten Orte, viel langsamer vor sich gehet. Auch scheinen die allgemeinsten, täglich vorkommenden Erscheinungen für die Gültigkeit dieser Meinung zu sprechen; so kann z. B. jedermann, der nur Augen hat, sehen, dass, wenn man sich eine kurze Zeit hindurch einer kalten Luft aussetzet, Nase und Ohrenspitze mehr, oder weniger roth werden, und dass diese Röthe verschwindet, und eine grössere Hitze erfolget, sobald man wieder in's Warme, oder sobald man nur aus der kalten Luft kömmt; ein Beweis, dass Ausdünstung und Kreislauf wieder in ihre Ordnung kommen. Im Falle man aber gezwungen ist, sich eine bestimmte Zeit in

einer

einer ausserordentlichen Kälte aufzuhalten; alsdann ändert sich die natürliche Farbe in eine dunkelblaue und schwarze um, es ziehen sich die Gefässe solcher Gestalt zusammen, dass der Kreislauf der Säfte schlechterdings unmöglich wird; dann verliert der äusserst entfernte und der Kälte am meisten ausgesetzte Theil Leben und Bewegung, und geht in Brand.

So habe ich in Petersburg gesehen, dass, als einer zu Winterszeit, da die Kälte überaus heftig war, mit der Nasenspitze an das Glas des Wagens, in dem er sass, anstiess, auf der Stelle die Haut sich abschälte, als wenn sie mit einem glühenden Eisen wäre berührt worden. Ein andrer wollte die Wagenthür aufmachen, und die Haut von der inneren Handfläche blieb an dem Reiber kleben. Diese Erscheinungen scheinen mir von nichts anders, als von einer Zusammenschrumpfung der Haut zu zeugen.

Der Fall ist selten, dass sich in Frostgeschwülsten eine Hitze äussert, und eine wahre Entzündung dazu kömmt. Aus eben diesem Grunde stellt sich nicht leicht eine Eyterung ein, Die Verstopfung geschieht gemeiniglich an einem Theile, der mit keiner so grossen Reizbarkeit begabt ist; dann ist es auch gewiss, dass die Kälte selbsten die Empfindlichkeit der festen Theile auslischt, und die Bewegung der Säfte träge macht. Davon zeuget der Schlaf, der die Reisenden befällt, und der in einen sanften Todesschlummer übergehet, aus dem sie nie mehr erwachen. Wenn die Geschwulst erhoben

und

und dunkelblau ist, so kann sie auch in Eyterung übergehen, die aber unvollkommen seyn wird: es erhebt sich nämlich das Oberhäutchen, trennt sich von der Haut, und bildet gleichsam weisse Wasserbläschen, die ausgetretene Limphe, oder Blutwasser enthalten. Dieses Wasser erlangt durch längeres Verweilen eine Schärfe, und erregt sodann Jucken und Schmerz. Mit der Zeit wird es auch dicht und weiss, weil alsdann das Dünnere davon theils eingesogen wird, theils verdünstet, und das Ständigere zurückbleibt, sich immer mehr und mehr verdicket, dass es auf die Letzt wie ein weisslichter Brey aussiehet. Zu Zeiten aber erreicht diese eingeschlossene Materie einen solchen Grad der Schärfe, dass sie nebst den schon erzählten Beschwernissen die Haut annaget, und Geschwüre machet, die bis auf's Knochenhäutchen dringen. Wenn aber die aufgefahrnen Bläschen mit Blute sich füllen, dann ist's ein Zeichen, dass eine beträchtige Zerreissung der Gefässe vorgegangen ist. In diesem Falle hat man den Brand zu befürchten.

Gewöhnlicher Weise befällt dieses Uibel mehr junge, als alte Leute; mehr jene, die an den Füssen stark dünsten, als die trockne Zasern haben, und wenig schwitzen; mehr die, so der Nässe ausgesetzt sind, als jene, so sich dagegen schützen können. Mancher wähnt sich, vor diesem Uibel hinlänglich zu bewahren, wenn er die Füsse immer nur recht warm zu halten sucht. Aber er wird doch einmal früh, oder spät (und wer kann dieser Nothwendigkeit ganz entgehen?) in der

Käl-

Kälte zu harren ſich gezwungen ſehen, und dann mit Schaden überzeuget werden, daſs er übel gethan hat, wird mehr, als andere, minder Vorſichtige zu leiden haben. Ein ſolcher verzärtelter Menſch darf nur einmal in eine kalte Luft kommen, ſo wird er gleich blaue Flecken kriegen, die nichts anders, als Blutunterlaufungen ſind. Trockne Wärme, wie z. B. das Feuer, iſt zuträglicher, denn ſie zertheilet und belebt die Zaſern. In Italien iſt es hie und da gebräuchlich, eine Gluthpfanne im Winter an den Händen mit ſich herumzutragen. Perſonen, die Froſtbeulen an den Händen haben, befinden ſich auf dieſe Art noch am beſsten. Die Beulen trocknen ſich aus. Die nämliche Wirkung macht einfacher, oder zuſammengeſetzter Weingeiſt, wenn man gleich anfangs die Theile, welche von der Kälte ſchon gelitten haben, oder ihr ſehr ausgeſetzt ſind, damit waſcht. Doch muſs man ſich von dieſen Mitteln enthalten, wenn ſchon eine ſtarke Unterlaufung vorhanden, und Zaſern und Gefäſſe ſtramme ſind. Ich kenne einen Kavalier, der eine ſchlaffe Zaſer hat, und viel Fett, und ſehr vieles von dieſem Uibel litte. Er hatte Froſtbeulen an der Naſe, an den Ohren, und vorzüglich an den Händen, die dabey auſſerordentlich angeſchwollen waren. Vielleicht mag der Schweiſs, womit dieſe Theile faſt immer befeuchtet ſind, das Seinige dazu beygetragen haben. Im Herbſte fieng er an, morgens und abends dieſe Theile mit Kampferweingeiſte zu waſchen, und ſetzte dieſe Gewohnheit bis zum Frühjahre fort. Die Froſtgeſchwülſte blieben aus, und mit ihnen alle die verdrüſslichen Zufälle, womit ſie beglei-

tet zu ſeyn pflegen, und worüber er ſo manche bittere Klage ehedem geführt hatte.

Wenn die Froſtbeule im Anfange noch iſt, ſo erfodert die Kuranzeige, das ſtockende Blut flüſſig zu machen, und es in Kreislauf zu bringen. Dieſe Abſicht erreichet man durch ſolche Mittel, welche bey einer wahren Entzündung nie angewandt werden können, ohne zu ſchaden. So gewähren ölichte Mittel recht gute Dienſte, heilen angehende Froſtgeſchwülſte, und ſchützen dagegen, indem ſie Zaſern und Gefäſſe weich und mürbe erhalten. Zu Vorbauungsregeln gehöret gewiſs auch dieſe: daſs man ſich bey annäherendem Winter vor zu eiligem Gehen hüte, damit die Füſſe nicht erhitzen, in einen ſtarken Schweiſs gerathen, und alſo um ſo empfindlicher gegen die Kälte werden müſſen. Eine Hauptſache iſt's daher immer, daſs man die Füſſe trocken zu erhalten, und vor der Kälte zu ſchützen ſuche. Hiedurch will ich nicht ſagen, daſs man immer in einem wohleingeheizten Zimmer ſich aufhalten ſolle. Nur vor aller Näſſe, vor Schweiſs, vor Schnee trachte man, die Füſſe ſorgfältig zu bewahren; Leute, die dieſes thun, werden ſelten von dieſem Uibel befallen.

Zu den Mitteln, welche angehende Froſtbeulen heilen, oder dagegen ſchützen, gehören folgende: Hirſch- oder Bocksfette, Kakaobutter (wenn man den behafteten, oder ausgeſetzten Theil gelinde damit reibt), Balſam aus Peru, Terbenthinöl, zerfloſſenes Weinſteinöl, Opobalſam, Kopaibalſam alleine, oder mit Eygelb, oder

ſonſt

sonst einer Pomade aufgelöst. Vor allen anderen aber habe ich folgendes Pflaster ungemein entsprechend gefunden:

R. Lardi puri, non saliti, in frustra secti. libr. j.
Olei olivarum.
Ceræ flavæ aa. unc. iij.
Picis nigræ unc. unam semis.

Alles dieses wird zusammengemischt, und in einem eisernen, oder irdenen Gefässe über's Feuer gesetzt, bis der Speck zerschmolzen ist. Dann wird es durch ein Tuch gesiegen, und mit Hilfe des Eises zum Gerinnen gebracht, nachher an einem kühlen Orte in einem Gefässe aufbewahret. Der gefrörte Theil wird des Morgens und Abends damit geschmiert, oder auch mit damit überstrichenen Tüchern belegt.

Auch habe ich von frischem, oder auch altem Specke, wenn er nur nicht ranzig ist, auf diese Weise zubereitet, die beste Wirkung erfahren: man wickelt ein Stück Schweinenspeck in ein Papier, und läst es ganz schmierig davon werden; dann zündet man es an, hält es in die Höhe, und es auf ein Stück Eis herauströpfeln. Hieraus wird nun eine braune Salbe, die man in einem Gefässe aufbehält, und womit man des Morgens und Abends die Frostgeschwülste schmieret. Auch haben mir zu manchen Malen Kakaobutter mit Hauswurzelsaft, oder mit etlichen Tropfen Opobalsam versetzt, sehr gute Dienste geleistet. Doch muss auch hier, wie in anderen Fällen die Kenntniss des Temperamentes jedes einzelnen Menschen die besondere An-

wendung jedes dieſer Mittel beſtimmen; ſo werden bey Perſonen von ſchlappem Zaſerbau geiſtige Dinge, bey denen von ſtrammen Zaſern hingegen ölichte eine gute Wirkung thun, es mag nun von Vorbauungskur, oder von der Heilart der ſchon gegenwärtigen Froſtbeulen die Rede ſeyn.

Im Falle aber die Froſtgeſchwulſt in Eyterung übergehet, und dieſes ſich nur auf die obere Haut einſchränket, ſo iſt es genug, wenn man eine Salbe von Bleyweiſs, vom Süſsholz entweder alleine, oder mit etwas Wegerichſaft, oder Hauswurzelſaft vermiſcht, überlegt. Sind die Hautdecken angefreſſen, und hat man es mit einem tiefen, ſpeckichten Geſchwüre zu thun, ſo kann man die Bleyweiſsſalbe mit Baſilikumſalbe vermiſchen: das Verhältniſs dieſes Zuſatzes muſs die Gröſſe und Natur des Geſchwüres beſtimmen. Wären aber Sehnen, ſehnichte Ausbreitung, oder das Beinhäutchen angegriffen, ſo muſs die Behandlung nach der allgemeinen, für dieſe Fälle gegebenen Vorſchrift eingerichtet werden.

Was bisher geſagt worden, gilt von Froſtbeulen, welche nach und nach entſtehen. Es giebt aber deren auch, welche in kurzer Zeit reifen, und dieſe ſind bedenklicher. Die nördlichen Gegenden, die Eisgebirge der Alpen liefern hievon häufigere Beyſpiele, als Länder unter einem ſanftern Himmel, und das, wie mir däucht, ganz natürlich: denn die Kälte muſs gewiſs in einem heftigen Grade zugegen ſeyn, muſs eine geraume

Zeit

Zeit anhalten, wenn ſie ſo wirken ſoll, daſs aller Kreislauf erlöſche. Alle Kälte, ſie mag ſo ſtark ſeyn, als ſie will, wird weniger empfindlich, weniger wirkſam, wenn man ſich bewegt, und dadurch das Blut in beſtändiger Bewegung zu erhalten ſucht. Läſst man aber dieſe Vorſichtsregel unbenützt, und bleibt ohne Bewegung, ſo hat man alles zu befürchten. Die Kälte der äuſſeren Luft gewinnt alsdann ungemein viel über die natürliche Wärme des Blutes, ſchnürt die Gefäſſe, erſtickt ſtuffenweiſe den Kreislauf, und verdicket das Blut; *) dann fängt die Kälte zuerſt auf die entblöſsten und entfernteſten Theile zu wirken an; daher Schmerz, der oft zu einer fürchterlichen Gröſſe ſteiget, und wenn dieſer vorüber, Betäubung und Trägheit. In der Folge verbreitet ſich eine allgemeine Trägheit über den ganzen Körper, oft folgt Schläfrigkeit und Schlaf, der den trägen, halb erloſchenen Umlauf der Säfte noch langſamer macht, und zuletzt zum Tode führt. Hievon hat man im letztern Feldzuge überzeugende Beyſpiele gehabt, und mehr, als einmal hat man junge Soldaten, Reiter und Fuſsgänger auf den Poſten tod und ſtarr gefunden, ob ſie gleich nur eine Stunde Wache zu thun hatten.

Wenn bey Leuten in dieſem Zuſtande noch nicht aller Lebensfunken erloſchen iſt, ſo muſs man, ſobald ſie an Ort und Stelle angelangt ſind, Bedacht nehmen, ſie vorſichtig, im Falle ſie ſich nicht ſelbſt bewegen

*) *Arbuthnot*, Eſſai ſur l'air. pag. 205, 206.

können, vom Pferde, oder aus dem Wagen zu heben. Nur därfen sie nicht auf der Stelle gleich in ein zu warmes Zimmer gebracht werden; das Blut kömmt hiedurch auf einmal in eine jählinge Ausdehnung, und macht auf Gefässe und Nerven einen zu starken Eindruck. Die Wärme musſs anfangs gelinde seyn, und stuffenweise erhöhet werden, das ist: gleich anfangs bringt man die Unglücklichen an einen gemässigten Ort, hierauf auf einen etwas warmen, und dann endlich an einen völlig warmen. Auf diese Weise werden sie auch jenes schmerzhafte Wimmeln im ganzen Körper nicht auszustehen haben, das sonst gemeiniglich zu erfolgen pflegt. Doch Erfrierungen von diesem Grade scheinen nur in so weit der Gegenstand der Chirurgie zu seyn, als die begleitenden Folgen etwa chirurgische Hilfe erheischen möchten. Wir bleiben daher lieber bey solchen Fällen stehen, die zwar nicht mit dem Verluste des Lebens, sondern nur eines einzelnen Gliedes bezeichnet zu seyn pflegen, und also inniger mit der Chirurgie zusammenhängen.

DREY-

DREYZEHENTE BEOBACHTUNG.

Uiber einen Fall, wo von der Kälte der kalte Brand an den Zähen entstund.

Im Jahre 1757 wurde ein junger, neunzehenjähriger Soldat, von einem schmächtigen Körper, gleich nach dem Marsche, den er im Winter mit einem kleinen Trupp Soldaten, der zur Armee stossen sollte, thun musste, in mein Spital gebracht.

Man hatte ihn auf die Letzt auf einem Packwagen nachgeführt, weil er nicht mehr im Stande war, zu Fuss nachzukommen. Als er absteigen sollte, war es ihm schlechterdings unmöglich, einen Fuss zu bewegen. Seine Kameraden mussten ihn also vom Wagen herunterheben, und brachten ihn sodann in eine warme Stube. Sobald er sich hier einige Minuten lange befand, begann er, schreckliche Schmerzen in beyden Füssen zu fühlen. Die Meisten hielten seine Thränen und sein Jammern für übertrieben, und glaubten, es seye im Grunde nichts, als verzärteltes Wesen. Allein der Korporal liess ihm Schuhe und Strümpfe ausziehen, und sahe, dass am rechten Fusse die Zehen vorne an der Spitze schwarzblau und schwarz, am linken aber (vielleicht weil dieser Fuss dem Windzuge und der Kälte nicht so ausgesetzt war, als der andre) roth und schwarzblau aussahen. Der Offizier, so den Trupp

kommandirte, bat mich, weil er keinen Chirurgen bey ſich hatte, die Beſorgung des Kranken über mich zu nehmen.

Bey näherer Uuterſuchung fand ich die groſſe Zehe am rechten Fuſſe ſamt den zweyen darauf folgenden ſchwarz und brandig. Die zwey anderen hatten nur an der Spitze eine Brandſchorfe. Alles Uibrige, bis auf den Fuſs ſogar war angeſchwollen und roth, dabey aber kalt, obgleich die Stube gewärmt war. Der Menſch hatte einen ſchwachen Puls, und im ganzen Körper das Gefühl einer groſſen Mattigkeit, ſo daſs es ihm unmöglich fiel, auch nur auf einem Fuſſe zu ſtehen.

Das erſte, was ich that, war, daſs ich ihm einige Löffel voll Wein, der mit Chinapulver aufgegoſſen war, reichen lieſſe, und eine gehörige Diät anordnete. Darauf lieſs ich über den ganzen rechten Fuſs laue Umſchläge vom Lachenknoblauch, Wermutkraut und Fieberrinde machen. Am dritten Tage erſt lieſs ſich etwas von Eyterung ſehen. Die Haut fieng an, ſich oben an den drey abgeſtorbenen Zähen loszumachen. Die Materie hatte ein übles Ausſehen, war dünn und ſtinkend; auch ſchien es, als wollten die zwey andere kleinere Zähen ihre Brandkruſten von ſich ſtoſſen. Um die Eyterung zu fördern, und die Abſönderung zu erleichtern, lieſs ich die vom Brande angegriffenen Theile mit Plümaceaux, welche mit Baſilikumſalbe und etwas Terbenthingeiſte beſtrichen waren, belegen, auf den

gan-

ganzen übrigen Theil des Fuſſes aber mit Umſchlägen fortfahren. Die völlige Abſönderung von der Brandrinde der zwey kleineren Zähen erfolgte nach Verlauf von fünf Tagen, und mit Hilfe der Bleyweiſsſalbe kam innerhalb dreyzehen Tagen die Vernarbung zu Stande.

Auf dieſe Behandlung erhielt der Eyter in wenigen Tagen ein beſſeres Ausſehen, und nach neun Tagen fielen die zwey kleineren, und vier Tage darauf die ganze groſſe Zehe hinweg. Nun ward mit dem Weinaufguſſe der Fieberrinde ausgeſetzt, und dem Kranken dagegen ein Glas puren Weines geſtattet. Das Geſchwür verband man einige Tage mit einem Digeſtiv aus Terbenthin im Eygelb aufgelöſt; in der Folge ſetzte man einige Tropfen, oder mehr, je nachdem es die Umſtände foderten, von der Mirrhentinktur hinzu. Die völlige Heilung erfolgte in einem Zeitmaaſſe von weniger, als fünf Wochen.

Den linken Fuſs lieſs ich mit gebranntem Specke reiben auf die Art, wie ich es oben beſchrieben habe, und in fünfzehen Tagen waren die Froſtbeulen geheilt, ohne ſonſt eine verdrüſſige Folge zurückzulaſſen.

ZE-

ZEHENTES HAUPTSTÜCK.

Skorbut mit Entzündungsgeschwulst und Brand, so wie er im Jahre 1762 bey der kaiserl. Armee in Schlesien wüthete.

Die Anzahl der Zufälle, wodurch sich der Skorbut oft zu verbergen, oft zu äussern pfleget, ist so groſs, und die Natur derselben manchmal so unbestimmt, daſs auch Schriftsteller, welche diese Krankheit als Kenner mit den lichtesten Farben geschildert haben, strauchelten, sobald man eine wahre Definition dieser Krankheit von ihnen foderte, ob sie gleich alles gethan haben, was nur möglich war, in Beziehung auf Ursachen, Stuffen und Heilart, um diese Krankheit in's gehörige Licht zu setzen. Es seye ferne von mir, hier alles, was dieser, oder jener über Ursprung, Fortschreiten und Zerschiedenheit des Skorbuts gedacht, und geschrieben hat, der Länge nach zu berichtigen. Eben so wenig bin ich gesonnen, mühsame Erweise aufsuchen zu wollen, um zu zeigen, daſs einige von den Männern, die diese Krankheit ihres Pinsels werth hielten, auf Irrwege gerathen seyen, und das für *Krankheitsursache* angegeben haben, was doch nur *Wirkung* war. Auch werde ich kein Wort sagen vom kalten und hitzigen Skorbut; werde keiner Silbe weder der muriatischen Schärfe erwäh-

wähnen, weder der alkaliſchen, noch der ſauren, oder übrigen, wie ſie auch alle heiſſen mögen. Meine Abſicht iſt einzig und allein, meine Gedanken ſowohl über das, was ich bey der Armee von dieſer Krankheit zu ſehen Gelegenheit hatte, als auch über die Methode, derer man ſich bey Behandlung dieſer Krankheit zu bedienen pflegte, zu ſagen.

Vermöge getreuer und geprüfter Beobachtungen wiſſen wir, daſs zu manchen Malen einerley Urſachen Krankheiten von verſchiedener Gattung hervorzubringen vermögen, es ſeye nun, daſs die Haupturſachen eine Veränderung erleiden, oder in dem Körper ſelbſt eine verſchiedene Anlage obwalte. Die übelbeſtellten Quartiere gaben im Jahre 1759, als eine Menge Menſchen in Dresden im Angeſichte des Feindes eingeſperrt lagen, zu faulen und bösartigen Fiebern Anlaſs. Im Jahre 1762 gaben ſie die Gelegenheitsurſache zum Skorbut. Nachdem man alle mögliche Unterſuchung angewandt hatte, um die Quelle dieſes ſo gefährlichen und todbringenden Uibels, das mehr Menſchen verſchlang, als der Feind erſchlug, ausfindig zu machen, ſo fand man endlich, daſs im Jahre 1761 die Mannſchaft den ganzen Dezember, Jäner und Februar hindurch bis zur Hälfte des Märzmondes vom Jahre 1762 in ihren Quartieren eingepfercht lage; daſs ſie hier eine verdorbene Luft einhauchen muſste; daſs es an Strohe mangelte, und daſs einige ſogar auf bloſſer Erde liegen muſsten, indem wenige mit Steinen, oder Dielen belegte Stuben vorhanden waren. Daſs die Atmoſphäre keinen Antheil

an

an Erzeugung dieſes Uibels haben konnte, leuchtet daraus, weil die Quartiere auf dem Gebirge waren, und in dem ganzen Bezirke umher keine Moräſte anzutreffen waren; auch hätte die Kälte, die damals herrſchte, die üblen Folgen, wenn ja deren zu befürchten geweſen, genugſam verhüten müſſen. So konnte man auch mit Grunde keinen Verdacht auf das Waſſer werfen: denn das Waſſer, das ſie tranken, war gut und rein. Von darum, und weil alles ſo theuer war, ſuchte der Mann zu ſparen, und trank weniger Brandwein und Bier, aſs nicht ſo oft die dem Soldaten ſonſt ſo gewöhnliche Speiſe, *Sauerkraut*, lauter Dinge, die ſonſt gegen faulartige Krankheiten ſchützen. Ihre ganze Nahrung war ſchwarze Brodſuppe, Fleiſch und ungegohrne Mehlſpeiſen.

Die Krankheiten, welche im Winter herrſchten, hatten nichts ſonderlich Merkwürdiges an ſich; aber beym Anfange des Hornungs begann der Skorbut, das Haupt empor zu recken, wuchs allmählig heran, und bis zu Ende des Märzmondes war er ſchon zu einem ſolchen Grade geſtiegen, daſs im April einige Regimenter zwey Drittheile ihrer Soldaten im Spitale hatten. Die anderen Armeen, welche in Sachſen und anderswohin verlegt waren, bequemere Quartiere und beſſere Nahrung hatten, litten von dieſer Krankheit nichts, bis zum Zeitpunkte, wo ſie zu unſrer Armee in Schleſien ſtieſſen.

Alſo,

Alſo, wie geſagt, viele wurden von dieſer Krankheit befallen, weil Urſachen und körperliche Anlage einſtimmig die Erzeugung derſelben begünſtete; aber viele wurden davon durch bloſſe Anſteckung ein Opfer. Denn auch die geſundeſten Leute, Leute, welche den Samen des Skorbuts in jenen elenden ſchleſiſchen Quartieren nicht eingeſogen hatten, bekamen dieſe Krankheit, wenn ſie mit den vom Scharbocke Angeſteckten leben muſsten. Ob nun gleich dieſe Krankheit im Grunde an ſich immer die nämliche geweſen ſeyn mag, ſo waren doch die Geſtalten, unter denen ſie erſchienen, mannigfaltlg und verſchieden, und nach dieſem Geſichtspunkte bringe ich den Scharbock unter drey beſondere Gattungen.

Die erſte Gattung, und unbedeutendſte unter allen ſchien mir jene, welche ſich im Munde durch Mundfäule äuſſerte. *) Das Zahnfleiſch ſieht nämlich blau, ſchwarz und geſchwollen aus, iſt weich, ſchwammicht, und von einem üblen Geruche. Auſſer dieſen Zeichen beobachtete ich weiter keines, das dieſen Grad des Skorbuts charakteriſirte. Ein groſſer Theil von den Kran-

*) *Plinius* erzählt (Hiſt. Natur. L. XXV. C. III.), daſs, als die Armee unter dem Kommando des *Germanicus* dieſſeits des Rheins nahe am Meere ſich gelagert hatte, man allda eine ſüſſe Waſſerquelle entdecket habe, aus welcher die Soldaten tranken: nach zwey Jahren aber haben ſie ihre Zähne verloren, und ſeyen an den Füſſen lahm geworden. Das erſte Uibel belegten ſie mit dem Namen *Stomacace*, und das andere mit *Sceletyrbe*.

Kranken dieſer Art hatte ihren Zuſtand der unachtſamen Gemeinſchaft mit anderen Skorbutiſchen, der ſie ſich überlieſſen, zuzuſchreiben; wenn ſie z. B. aus gleichen Bechern tranken, oder wenn ſie ſich der nämlichen Löffel, oder Tabakspfeifen bedienten. Auch mochte die bloſſe Einwirkung der verderbten Luft, welche dieſe Leute in den Spitalzimmern einathmen muſsten, zur Gebärung dieſes Uibels hinreichend ſeyn. Die Mundfäule war freylich nur ſelbſtſtändig und urſprünglich; doch muſste man mit innerlichen und örtlichen Arzneymitteln ihr entgegenarbeiten: ſonſt drang das Gift weiter, und ſteckte das Blut an.

Bey *der zweyten Gattung* dieſer Krankheit kam nicht zuerſt die Mundfäule ſogleich zum Vorſchein; Trägheit, Müdigkeit, ein ungewöhnliches, verdrüſsliches und melancholiſches Weſen pflegten die Vorboten von dieſer Gattung zu ſeyn. Die Leute fühlten ſich ſchwer, konnten mit Mühe ſich kaum von dem Bette heben, oder von dem Stuhle, auf dem ſie ſaſſen. Die Geſichtsfarbe ward blaſs, oder gelblicht; einigen ſchwoll es etwas an, beſonders wenn ſie ſich in einer naſſen Luft aufhielten, oder in der Frühe, wenn ſie aufſtanden. Nach und nach ſchwoll auch das Zahnfleiſch, und blutete, ſobald es berührt wurde. Sie bekamen einen ſtinkenden Athem, und klagten über Schmerzen in den Gelenken.

Die dritte Gattung zeichnete ſich mit der Reihe folgender Simptomen, oder doch wenigſt mit den haupt-

ſäch-

fächlichften davon unter den übrigen aus: Das Zahnfleifch ward fchwarz und fchwammicht fo zwar, dafs bey einigen die Lefzen nicht hinreichten, fie zu decken. Um es wegzubringen, bedurfte man nichts, als blofs der Finger, fo mürbe war es; allein in vier und zwanzig Stunden war es wieder neuerdings da, und zwar in dem nämlichen Zuftande, wie vorher. Die Zähne bekamen eine gelbe, fchwarze Farbe; fie wankten, und waren fo locker, dafs man fie ohne Mühe mit den Fingern herausnehmen konnte. Aus dem Zahnfleifche quoll ein fchwarzes Blut. Die gefährlichften Blutungen aber waren die aus der Nafe und der Lungen, fo dafs man einige Mal nicht vermögend war, fie zu ftillen. Der Athem hatte einen Leichengeftank. Die Farbe des Angefichtes und des übrigen Körpers fiel in's Bleyerne. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen. Die Kranken litten Gelenkfchmerzen, wie bey der Gicht, und Schmerzen ober den Rippen. Einige klagten über Seitenftechen und beklommenen Athem, über ftechende Schmerzen in allen Gliedern. Die Knie liefen an. Wenn fie es wagten, mit äufferfter Anftrengung der Kräften fich zu bewegen, fo überfiel fie Uibligkeit und Ohnmacht. An der Oberfläche des Körpers erfchienen petetfchenbreite Flecken. Vorzüglich aber pflegten fie die Schenkel und Füffe einzunehmen: wo übrigens keiner diefer Flecken zum Vorfchein kam, hatte die Haut ein bleyfärbiges, oder ein gelblichtes Ausfehen. Leute von einem robuften Körper wurden mit beträchtlichen Entzündungsgefchwülften am Schenkel befallen, die eine widerftehende Härte und

dun-

dunkelrothe Farbe hatten, und mit ſtarkem Fieber, vollem und hartem Pulſe vergeſellſchaftet waren: indeſs daſs bey den übrigen Skorbutiſchen der Puls matt, geſunken, ja bey einigen ausſetzend befunden ward. Wenn das Uibel auf's höchſte geſtiegen war, ſo äuſſerte ſich ein gräſslicher Geſtank, der dem Kranken ſelbſten unerträglich fiel; die Kieferbeine wurden vom Beinfraſſe verwüſtet; es entſtanden ſchwarze, fäulichte Geſchwüre an den Füſſen, die ſich mit ſchwammichtem Fleiſche, das, wenn man es hinwegbrachte, immer wieder zurückwuchs, bedeckten; oft ſchlug ſich der fürchterlichſten aller Zufälle, der Brand dazu. Stellten ſich bey dieſen Umſtänden ſtarke Kolikſchmerzen ein, kam ein blutiges Abweichen dazu, Schwindel, Irrereden und äuſſerſte Entkräftung mit drückender Schwere der Bruſt, ſo war der Kranke in der äuſſerſter Gefahr und am Rande des Grabes. Oft überraſchte ihn der Tod mitten im Reden und noch ganz unvertraut mit Gedanken des Todes.

Dieſe gräſsliche Krankheit richtete eine ſchreckliche Verwüſtung an, daran gewiſs der bey einigen Aerzten und Feldchirurgen haftende Satz: *daſs Skorbut nicht anſteckend ſeye*, ſeinen guten Antheil hatte. Sie erſchien Uibrigens unter der nämlichen Geſtalt, unter welcher ſie bey der k. Armee, die *Nitzki* beſchrieben, erſchienen war. Auch iſt ſie von der Epidemie, welche bey der Belagerung von Thorn unter den Sachſen, derer *Kramer* Erwähnung thut, und zu manchanderen

Zei-

Zeiten unter den Truppen wüthete, in nichts unterschieden. *)

Ich würde keinem rathen, Gemeinschaft mit den Kranken zu pflegen, z. B. mit ihnen zu schlafen, mit ihnen aus einem Becher zu trinken, oder aus einem Löffel zu essen, auch dann nicht, wenn bloss der Mund angegriffen, und sonst kein anderes Simpton zugegen wäre, dass von Ansteckung der Saftmasse zeigte; denn gewiss ist es, dass niemand dafür, dass sich die Krankheit durch Berührung nicht fortpflanze, bürgen könne. Es heisst freylich, wenn sich die nämliche Krankheit entwickeln soll, so muss vorher schon eine besondere hiezu günstige Anlage im Körper zugegen seyn. Das ist gut. Gesetzt aber, es gehen drey Männer zum Baume der Liebe hin; ein jeder von ihnen geniesset von der Frucht dieses Baumes, aber nur einer empfängt zugleich das süsse, verlarvte Gift; indess die zwey anderen unbescholten davonkommen. Nun muss freylich der erstere eine Anlage mit sich herumgeschleppet haben, davon die zwey übrigen frey waren. Das ist wahr und gewiss, aber es ist auch eben so wahr, und eben so gewiss, dass dieser nie wäre vergiftet worden, hätte er sich nicht dem gefährlichen Baume genähert, nicht gekostet von der Frucht, die auf dem Baume wuchs.

Das

*) Siehe *Linds* Traité du Scorbut en deux Tomes, à Paris 1756. Tom. I. Seconde Partie, Chapitre premiere. Er führt zugleich alle Schriftsteller an, welche vor ihm vom Skorbut geschrieben haben.

Das Regiment *Lacy* war in ſehr bequeme Quartiere verlegt, und immer mit geſunden Nahrungsmitteln verſorgt. Als im Frühjahre die ſächſiſche Armee zu der in Schleſien ſtieſs, und die Umſtände es nicht erlaubten, auf eine Abſonderung der noch geſunden Regimentern zu denken, ſo machte ich ſogleich dem Inhaber des Regiments, Seiner Exzellenz dem Marſchall Grafen von *Lacy*, ingleichen Seiner Exzellenz Herrn Grafen *Joſeph Kolloredo*, jetzigem Feldmarſchall - Lieutenant und damaligen Befehlshaber des Regiments, welche beyde das Wohl des armen Soldaten jederzeit am Herzen trugen, die Gefahr bekannt, welche unſerm Regimente drohte, und that ihnen den Vorſchlag, eine völlige Vorbeugungskur anzufangen, alles zu benützen, was nur immer die Säfte vor Zähigkeit und faulartigem Verderbniſſe ſchützen könne, alles zu thun, was nur immer möglich wäre, damit dieſe gräſsliche Seuche in unſerm Regimente nicht einreiſſen möchte. Es ward alſo dieſem zufolge folgendermaſſen zu Werke gegangen.

Da die Armee bey angehendem April, folglich gerade zur Zeit, wo alles Grüne hervorzubrechen begann, in Schleſien gerückt war, ſo muſsten die Unterchirurgen, nebſt einigen Unteroffizieren von jedweder Kompagnie auf's Feld gehen, und Brenneſſeln, Kreſſe, Bachbungen, Zichorie, Borreſch, Buchampfer und andere gute eſsbare Kräuter aufzuſuchen und ſammeln. Mit dieſen muſste alles Fleiſch gekocht werden. Unter jede Kompagnie ward ein gewiſſes Maaſs Eſſig zertheilt, da-

davon sie etwas unter das Waſſer miſchen muſsten, um es zweckmäſſig zu machen; auch zum Fleiſche kam ein wenig Eſſig, bis es einen angenehm ſäuerlichen Geſchmack annahm. Danebſt bekam ein jeder Soldat die Woche hindurch zu dreyen Malen einen Becher Wein. Aller dieſer Vorſicht ungeachtet zählte das Regiment mehr als ſechzig Skorbutiſche. Alle dieſe waren Leute, welche entweder zur Artillerie kommandirt, oder zu Schweinitz in Garniſon gelegen waren, und wegen der Gemeinſchaft, die ſie mit den dortigen angeſteckten Schleſier machen muſsten, den Samen dieſer Krankheit eingeſogen hatten. Alle übrige, die ſich nicht von ihrem Regimente entfernen durften, blieben frey und unangefochten. Man hatte ihnen verboten, keinen Umgang mit den angeſteckten Regimentern zu pflegen. Auch hatte ich geſorget, daſs alle, welche keinen geſunden Körper hatten, alle Krätzige, alle, die einige Anlage zu Skorbut mit ſich herumzutragen ſchienen, ausgemuſtert, und zum dritten Bataillon zurückgeſchickt wurden.

Es wurde auf meinen Vorſchlag hundert Schritte weit hinter dem Regimente eine Barake errichtet, bloſs um diejenigen, bey denen ſich dieſe Krankheit zu äuſſern anfieng, dort hin zu verlegen. Von allen Seiten hatte man entweder Fenſter, oder Thüren anzubringen geſucht. Dieſe muſsten den ganzen Tag hindurch offen bleiben, beſonders wenn der Himmel heiter war, und eine trockne Luft wehete; denn einer meiner Grundſätze iſt immer: *freye, reine Luft ſteht in der ganzen lan-*

gen Reihe von Arzneyen oben an, und ohne reine Luft nützen alle Arzneymittel wenig, oder nichts. Sobald man bey Visitirung der Kompagnien einen Skorbutischen entdeckte, ward er auf der Stelle in die Barake gebracht.

Die Kurart war bey allen die nämliche. Die vorgeschriebene Lebensordnung diente ihnen auch statt Arzney. In der Frühe bekamen alle eine Suppe vom Kalbfleisch und weissem Brod, darin obengenannte Kräuter mitgekocht wurden. Den Schwächeren liess ich statt Kalbsbrühe Milchsuppe geben, wenn es die Umstände litten; denn ist die Milch etwas anders, als ein Kräuterextrakt, dessen Zubereitung in thierischen Eingeweiden geschichet? *)

Zu Mittag hatten alle ohne Unterschied eine Kräutersuppe, oder ein Gericht von grünem Zugemüse, und dann einen Becher Wein. Denen, welche die Krankheiten im ersten und leichtesten Grade hatten, oder sich der Genesung zu nähern anfiengen, erlaubte ich nebst den gewöhnlichen Speisen ein kleines Stück Kalb- oder Rindfleisch, das sie mit geschabtem Rettige,

*) In dem ersten Bande der k. Akademie der Wissenschaften und schönen Künste zu *Mantua* findet man eine vortreffliche Dissertation vom Herrn *Zaviani* M. D. über den Vorzug der Milch vor allen anderen Vorbeugungsmitteln gegen den Scharbock, worinnen er sagt: dass die Milch ein thierisches Produkt seye, welches zu gleicher Zeit statt Speise und Arzney dienen kann, und sowohl jede Art vom Skorbut zu heilen, als dessen Entstehen zu verhüten vermögend seye.

ge, der mit einem ſtarken Eſſig und etwas Zucker angemacht war, oder ſtatt deſſen mit Sauerkraut eſſen muſsten. Auf dieſe Weiſe ſuchte ich die üble Wirkung, die das Fleiſch haben konnte, zu entkräften, und verſchaffte den Kranken die wirkſamſte und zugleich angenehmſte Arzney. Vor und nach dem Eſſen muſsten ſie ſpazieren gehen, um ſich eine den Kräften angemeſſene Bewegung zu machen.

Des Abends bekamen ſie bloſs eine Kräuterſuppe, wie in der Frühe. Ihr gewöhnliches Getränk war gutes, reines Waſſer mit etwas Eſſig. *Van Swieten* hatte zwar zur Verbeſſerung des Waſſers die wohlriechende Kalmuswurzel vorgeſchlagen, und der Gebrauch dieſes Mittels war auch beynahe allgemein bey der ganzen Armee eingeführt; jedoch kann ich nicht ſagen, daſs ich eine gute Wirkung davon wahrgenommen hätte. Dieſe Wurzel wächſt in Geſtalt eines Rohres an ſumpfichten Gegenden, alſo da, wo gerade der Skorbut zu Hauſe iſt. Auch pflegen, wie bekannt iſt, an eben ſolchen Orten die Waſſerkreſſe und Bachbungen zu wachſen. *) Es ſcheint, die Natur habe hier nicht ohne Abſicht gehandelt, habe dieſen Pflanzen Gegende voller Sümpfe und toden Gewäſſer zum Vaterlande an-

*) Wie alle fäulniſswidrige Arzneyen im Skorbute wirken, wie ſie die fixe Luft, die hier fehlt, wieder herſtellen, darüber leſe man die Verſuche eines *Pringle*, eines *Magbride*. Dieſer ſchlägt auch (S. 280) unter andern Bierhefe, Zucker und Honig vor: doch giebt er friſchen Kräutern den Vorzug.

gewiesen, um den Unglücklichen, welche da leben müssen, gegen die gewöhnliche Krankheiten, die der traurige Himmel dort zeuget, behilflich zu seyn. Im Falle einer, oder der andere einige Tage hindurch verstopft war (ein Zufall, der bey Skorbutischen nicht selten ist), so liess ich ihn zwey Skrupel, oder ein Quentchen der *annethinischen Pillen*, oder dreyssig Gran von den *Pillen des Ruffus*, oder auch ein Quentchen Weinsteinrahm nehmen.

Um die Kranken so geschwind, als möglich herzustellen, waren blosse innerliche Arzneyen nicht genügend, man musste auch äusserliche örtliche Mittel zu Hilfe nehmen, im Falle äusserliche, zufällige Uibel zugleich dabey zugegen waren. Wenn das Zahnfleisch nach und nach anschwoll und schwarz ward, so machte ich leichte Einschnitte in dasselbe, dadurch erhielt ich so viel, dass die angewandten Mittel leichter und besser wirken konnten. Doch hüthete ich mich, viel Blut herausfliessen zu lassen, obschon überhaupt das Zahnfleisch, wenn es geschröpft wird, nicht so viel Blut zu verlieren pflegt, als wenn es von selbsten zu bluten anfängt. Im Grunde hat man freylich nichts zu befürchten, denn die gemachten Einschnitte heilen leicht wieder, sobald man einen laulichten Wein, oder ein Gerstenwasser mit gemeinem Honig, mit Sauerhonig, oder mit Laktinktur zu öfteren Malen im Munde halten läst. Mit dem Weine liess ich auch gurgeln. Wenn ich sahe, dass eine Schlappheit des Zahnfleisches, oder eine starke Anfressung desselben und ein bedenk-

liches

liches Bluten zugegen war, so liess ich etwas Boraxpulver, etwas Alaun, oder ein wenig einfachen Weingeist, oder auch einige Tropfen Salzgeist zum Weine mischen. Dieser (der Salzgeist) ist in der Mundfäule vortrefflich, wenn man ihn in kleiner Dosis zum Gerstenwasser giesset, oder mit Rosenhonige mischet. Ich habe mich dessen mit Nutzen bedienet, vorzüglich wenn ich ihn mit Hilfe eines Karpiepinsels zu drey und vier Malen des Tages anzubringen suchte. Doch darf man bey entzündeten Schwämmchen keinen Gebrauch davon machen, sonst wird die Entzündung vermehrt, wie ich dieses zu beobachten mehrmal Gelegenheit hatte. Vor allem aber will ich den schwarzen Rettig anempfohlen haben, er muss mit dem Biere gähren, oder kann auch mit Essig genommen werden. Den zweyten Platz verdienen die Molken, ein Mittel, das leicht zu haben ist, wenn man an einem Orte sich befindet, wo viel Käse gemacht wird. Doch sey es ferne von mir, alle diese bisher vorgeschriebene und angepriesene Mittel als unentbehrlich angeben zu wollen; nein, ich habe ihrer nur deswegen erwähnt, nur in so weit ihnen das Wort gesprochen, weil und in wie weit ich sie durch eigene Erfahrung für nützlich befunden habe. Es geschieht oft, besonders im Felde, dass der Vorrath von einem einzigen Medikamente bald erschöpft wird, oft dass man es gar nicht haben kann; in so einem Falle muss man ein Mittel durch ein anderes zu ersetzen suchen, und damit ich kurz bin: *ein Feldchirurg muss sich in alle Umstände zu schicken und sich jederzeit zu helfen wissen.*

Wenn ſich ein freywilliges Bluten am Zahnfleiſche einſtellte, ſo lieſs ich entweder Wein (der aber kalt ſeyn muſste), oder Oxikrat mit Borax, oder rohen Alaun in den Mund nehmen. Beym Naſenbluten muſsten ſie es in die Naſe hinaufziehen, und wenn dieſes nicht half, lieſs ich lange Bourdonetts machen, welche mit dieſer Flüſſigkeit getränkt, ſo hoch, als möglich, in die Naſenlöcher gebracht wurden. Dabey lieſs ich auch Stirn und Angeſicht mit kaltem Oxikrate waſchen.

Die Gliederſchmerzen waren gemeiniglich unſtät und umherziehend. Bey den mehreſten aber nahmen ſie das Knie ein, und ſetzten ſich da feſt. Es erhuben ſich alsdann harte, einem Gelenksſchwamme ähnliche Geſchwülſte, die jedoch von keiner langen Dauer waren, und ſich verloren, wenn mit angemeſſenen innerlichen Arzneyen angehalten, und Umſchläge vom Oxikrat mit erweichenden Kräutern und dem Buchampfer auf's Knie ſelbſten übergelegt wurden. Die, ſo ihre Arme brauchen konnten, muſsten ſich die Umſchläge ſelbſt überlegen, und zwar ſo oft, als es nöthig ſchien, damit keiner kalt werden konnte. Dies Geſchäft hatte auch noch den Nutzen, daſs es die Kranken zu einer leichten Bewegung nöthigte, die, ſo klein ſie ſcheint, dennoch zuträglicher war, als das ſtäte, unbewegliche Bettliegen.

Einige unter ihnen wurden mit Entzündungsgeſchwülſten an den Schenkeln und Waden befallen. Dabey fanden ſich Schmerzen ein, heftiges Fieber und

Hir-

Härte im Pulſe, der bey den übrigen gewöhnlich matt zu ſeyn pflegte. Auch hier thaten die Bähungen treffliche Dienſte. Doch blieb Geſchwulſt uud Fieber in ihrer Stärke und Hartnäckigkeit, bis eine, oder zwey Blutläſſe vorgenommen wurden, eine Vorgehungsart, die freylich in dieſer Krankheit widerſinnig zu ſeyn ſcheinet. Daher mag es auch gekommen ſeyn, daſs einige wenige Feldchirurgen, welche den Gang der Krankheit und die wahre Behandlungsart noch nicht recht kannten, mit gekränkten Herzen ſehen muſsten, wie ihre Kranke, nachdem ſie am Leibe ſchwarz wie Kohlen geworden waren, elendig dahinſtarben. Sonderbar iſt es auch, daſs die, ſo dergleichen Entzündungsgeſchwülſte bekamen, gerade die ſtärkſten und kernhafteſten Leute bey der ganzen Armeë waren, und allemal Leute, die durch Anſteckung dieſe Krankheit bekommen hatten. So lange die Entzündungsperiode währte, gab man ihnen eine leichte Limonade ſtatt des gewöhnlichen Getränkes, und auſſer dieſem nichts von Arzney, bis das Fieber vorüber war. Nachher wurden ſie auf die nämliche Art, wie alle übrige behandelt.

Einige waren am ganzen Körper, oft nur an einem, oder dem andern Theile deſſelben mit Flecken beſäet. Dieſe Flecken waren der Geſtalt nach von einander unterſchieden, einige waren ziemlich groſs, andere klein und rund, wie die ſchwarzen Petetſchen; dieſe und die skorbutiſchen Flecken kommen zwar dem Sitze nach mit einander übereins, doch ſind ſie im Grunde unter einander unterſchieden; denn die erſte-

ren werden durch eine Ergiessung des Blutes aus den Gefässchen des netzförmigen Körpers des *Malpighi* gebildet, bey den letzteren aber geht nebst dieser ebenerwähnten Unterlaufung des Blutes auch noch eine Zerreissung der kleinen Hargefässchen vor. Diese Flecken liess ich zu zweyen Malen des Tages mit Oxikrat, oder auch mit lauem Weine waschen.

Ich habe auch etliche gehabt, die Brandstellen an die Füsse von zwey bis vier Finger im Umfange bekamen. Die Ursache war, entweder sie hatten sich zu spät gemeldet, oder sie lagen vom Regimente zu entfernt, und konnten nicht sogleich in die allgemeine Barake gebracht werden. Diese Brandstellen waren schwarz und faul an der Oberfläche, und sobald man das Oberhäutchen nur berührte, so streifte es sich ab, und liess einen etwas feuchten Grund zurück, dass es wie eine abgeschälte Pflaume aussahe. Doch habe ich bemerkt, dass meistentheils nur solche vom Brande ergriffen wurden, die vorher die Krätze gehabt, oder sonst eine Narbe von irgend einem alten Beingeschwüre mit sich herumtrugen. In Betreff der Lebensordnung machte man zwischen diesen und den übrigen keinen Unterschied, nur dass man ihnen kein Fleisch gab. In Ansehung der Kurart aber ward folgendermassen zu Werke gegangen: in der Frühe bekamen sie eine Tasse gesottener Milch, und den Tag hindurch drey- auch viermal ein Quentchen Fieberrinde. Auf die brandigen Stellen kamen Bähungen von eben dieser Rinde mit Wein gekocht, bis das, was erstorben war, sich abstiess;

als-

alsdann bediente man ſich der Storaxſalbe, zu der etwas Balſam des Innozens kam, wenn man ſahe, daſs ſich ſchwammichtes Fleiſch erzeugen wollte, und auf dieſe Art kam die Vernarbung zu Stande. Mit der Fieberrinde ward indeſſen fortgeſahren, nur daſs man ſie in kleineren Gaben gab, wenn man ſahe, daſs es ſich mit der Krankheit beſſerte. Die übrigen Umſtände muſsten beſtimmen, ob man ganz mit ihrem Gebrauche ausſetzen konnte. Obſchon übrigens die Verheilung der Geſchwüre mit Recht auf eine Verbeſſerung der Säfte ſchlieſſen lieſs, ſo muſste dem ungeachtet noch einige Tage mit vorgeſchriebener Lebensordnung fortgefahren werden, um ſich auch der Dauer einer wiedergewonnener Geſundheit verſichern zu dürfen.

Ich bin immer ſo glücklich geweſen, meine ſkorbutiſchen Kranke zu heilen, ohne daſs es nöthig geweſen wäre, ſie in das Spital bringen zu laſſen, wo eine Menge ſkorbutiſcher Soldaten beyſammen lag — und ich bin verſichert, daſs meine Kranken nichts dabey verloren. Ich ſage dieſes nicht, als wenn ich mir darauf, daſs ich mit meiner einfachen Heilart ſo glücklich geweſen bin, und daſs keiner von allen meinen mir anvertrauten Kranken ein Raub des Todes werden muſste, etwas zu gute thun wollte. Das Verdienſt, das ich mir zueignen könnte, erſcheint ſehr geringe, ſobald man bedenkt, daſs bey den Soldaten vom *lacyſchen* Regimente keine ſo üble Beſchaffenheit der Säfte, wie bey den übrigen obwalten konnte, weil ſie in gute Winterquartiere verlegt, und mit guten Nahrungs-

mitteln verſehen waren. Dann iſt es auch gewiſs, daſs die Anſtalten, welche von höherer Seite in Anſehung des Eſſiges, des Weines, der grünen Gerichten, der Kräuterſuppen, des Fleiſchkochens mit dieſen Kräutern u. ſ. f. bey dieſem Regimente getroffen wurden; ferner die Vorkehrung, vermöge derer alle Gemeinſchaft dieſes Regimentes mit allen übrigen ſchon Angeſteckten, ſo viel möglich, abgeſchnitten wurde, gewiſs iſt es, ſage ich, daſs alles dieſes vieles zur Verhütung der Einreiſſung des Scharbocks bey unſerm Regimente zur Gutartigkeit dieſer Krankheit und zur ungleich leichteren Heilung derſelben mag beygetragen haben.

Ich gieng öfters mit meinen Freunden und Amtsgenoſſen, weil ſie mich darum erſuchten, auf die nächſten Dörfer, um mit ihnen ihre kranke Soldaten, die dahin verlegt waren, zu beſuchen. Es ſah hier ſehr übel aus. Die meiſten waren von der ſchleſiſchen Armee, durch beſchwerliche Kriegsarbeiten und der elenden Lebensart, die ſie dabey führten, übel zugerichtet. Bevor die Armee in's Lager rückte, und auch noch einige Zeit nachher ſtarben eine Menge Menſchen dahin. Die Krankheit herrſchte hier mit ihrer ganzen Schrecklichkeit. Man ſahe Ruhren, Koliken, Seitenſtechen, Naſenbluten, das allem Widerſtande trotzte. Faſt alle ſtarben im Delirium, oder ſoporös und ganz unvorhergeſehen. Eine Sache, darüber man ſich, wie mir däucht, nicht viel verwundern darf, wenn man überlegt, daſs die Heftigkeit der Krankheit ſelbſt nicht ſo viel Zeit übrig lieſſe, als wohl erforderlich geweſen wä-

wäre, die Verbesserung der Säfte zu bewirken. Dann hatte man auch zu wenig Aufmerksamkeit auf die nöthige Vorkehrungen in Betreff der Lebensordnung und der Vorbeugungskur überhaupt verwendet. Auf den in diesen Umständen so äusserst wichtigen Punkt, in Betreff einer Absönderung zwischen Gesunden und Kranken, hatte man gar nicht gedacht, weil es, wie ich schon oben bemerkt, bey den meisten unsrer Feldchirurgen ein so gut, als erwiesener Satz war: dass Skorbut keine ansteckende Krankeit seye.

Einige von den Feldchirurgen bedienten sich in der Mundfäule und bey angegriffenen Kieferbeinen des Rosenhonigs mit der ägyptischen Salbe; sie machten nämlich einen Karpiepinsel, betupften das Zahnfleisch einige Mal des Tages über damit, und legten hernach mit diesem Mittel bestrichene Plümaceaux darüber. Den Brand behandelten sie mit eben dieser Salbe, auch mit der Basilikum- oder Storaxsalbe, oder mit blossem Digestiv. Auf den Knochen brachten sie Mirrhen, oder Aloetinktur. Doch habe ich bemerket, dass man überhaupt mit jeder Behandlungsart nicht viel ausrichtete, wofern man nicht zu gleicher Zeit die Fieberrinde zu Hilfe nahm; ohne diese praktische Klugheitsregel gieng oft ein ganzes Glied in kalten Brand über, der Kranke war dann verloren, und hinterliess eine schwarze Leiche. Man hat hie und da einige geöffnet. Aber was wird man wohl in den Eingeweiden eines Skorbutischen wahrnehmen können? Das Gehirn alleine hatte

sei-

ſeine natürliche Farbe beybehalten, aber Leber und Milz waren verhärtet, und alle übrige Eingeweide faul.

Kurz, wenn die Krankheit in ihrer Bösartigkeit auf's höchſte geſtiegen, und alle Beſtandtheile des Körpers einer gänzlichen Zerrüttung nahe waren, wenn die ſchrecklichſten der Zufällen, Brand, unaufhaltſame Blutungen, Kolikſchmerzen, Seitenſtechen u. ſ. w. ſich meldeten; dann war die Fieberrinde mit Milch, oder mit Zuſatze anderer fäuletilgenden Arzneyen unter allen das kräftigſte, das wirkſamſte Mittel, und die ganze Kunſt ſchien entſchöpfet, und alle Hilfe zu ſpät, wenn nicht ſchleinige Beſſerung auf den Gebrauch dieſes Medikamentes erfolgte.

Daſs bey Skorbutiſchen die Säfte ſich zu verbeſſern anfangen, kann man ſchlieſſen, wenn die Kräfte zurückkehren; wenn das Zahnfleiſch ſinket, und keinen ſo groſſen Raum einnimmt; wenn ſeine Schwärze abnimmt, und nach und nach in die natürliche Röthe übergehet; wenn die Zähne wieder feſt werden; wenn Geſchwulſt und Schmerz in den Gliedern ſich verlieren, die Geſchwüre mit geſundem Fleiſche ſich decken, und verheilen; wenn die bleyfärbigen und ſchwarzen Flecken auf der Oberfläche des Körpers gelb werden; wenn die gelbe und braune Farbe der Haut verſchwindet, und in die vorige, natürliche ſich umändert. Wenn ſich endlich alle Zufälle verloren haben, und der Kranke wieder vollkommen ſeine vori-

gen

gen Kräften erhält, dann ist es ein Zeichen, daſs die Gesundheit gewonnen seye.

Unter denen, welche von dieser Krankheit heimgesucht wurden, befanden sich keine in so einer elenden, bedauernswürdigen Lage, als die, so in der Festung Schweinitz eingeschlossen waren. Diese elenden Leute lagen in einem engen Raume beysammen, sodaſs ihnen aller Weg, freye Luft zu athmen, versperret war. Dabey herrschte ein allgemeiner Mangel an grünen Speisen. Sobald aber die Jahrszeit wechselte, die Leute sich der freyen Luft wieder freuen konnten, und der Fülle einer guten Nahrung, so sah man schon gleich die ersten Wochen, wie die verwüstende Seuche abnahm. Dennoch wüthete sie durch drey ganze Monate noch, und hörte nicht eher auf, bis gegen die Zeit hin, wo man Gartengewächse und Obst im Uiberflusse haben konnte.

Ich finde es für nöthig, bevor ich dieses Hauptstück schliesse, zum Behuf derer, so diese Krankheit noch nicht genau zu beobachten Gelegenheit hatten, einige wichtige Punkte zu berichtigen. *Erstlich* ist zu wissen, daſs der Skorbut weder den innerlichen, noch äusserlichen Gebrauch des *Queckſilbers* verträgt, und daſs *dieses* Mittel in *dieser* Krankheit mit aller Bösartigkeit eines Giftes wirket. Von daher muſs man hier mit der gröſsten Behutsamkeit zu Werke gehen, und bey Geschwüren, wenn sie schwammichtes Fleisch zeugen, ja nicht sogleich seine Zuflucht zum Quecksilber nehmen

wol-

wollen. Von daher muſs man jedesmal, wenn der Fall ſich trifft, wo Skorbut und Venusſeuche den *nämlichen* Körper einnehmen, zuförderſt den Skorbut zu heilen, Bedacht nehmen, und dann erſt, wenn dieſe Krankheit gehoben, zur Bekämpfung der letztern ſchreiten. Wer dieſe Warnung verlachet, der läuft Gefahr, das gröſste Unheil anzurichten, ſo wie dies einem geſchehen iſt, der ein skorbutiſches Gliederreiſſen für veneriſch hielt, mit Merkurius weislich hineinfeuerte, und mit Verdruſſe ſehen muſste, wie Kieferbeine und Zunge ſeines Patienten vom Brande, der ſich in der Folge dem Gehirne mittheilte, und den Tod verurſachte, ergriffen wurden. Man ſieht hieraus, welche Klugheit und genaue Durchſuchung aller Zeichen und Zufälle es brauche, um weder in Erkenntniſs der Krankheit und der Vorherſage, als auch in Heilung derſelben ſich keinem Irrthume bloſs zu geben.

Für's zweyte darf man in dieſer Krankheit keinen Gebrauch von den *einſchläfernden* Arzneyen machen, es ſeye nun, daſs man dabey Schmerzen zu lindern, oder den Schlaf herbeyzurufen zur Abſicht habe. Die Urſache iſt, weil dieſe Mittel das Blut verdicken, und daher leicht all das Gute zernichten können, was durch Hilfe anderer angezeigten Arzneyen bewirket worden.

Eben ſo wenig darf man ſich einfallen laſſen, *Eiſenmittel* zu brauchen. Das Eiſen hat freylich die Kraft, dem Blute Beweglichkeit und den feſten Theilen Stärke und Schnellkraft zu geben; allein wenn die

Ge-

Gefäſſe ſehr ſchwach ſind, wie leicht können ſie nicht berſten?

Einige wollen behaupten, daſs der Scharbock dem Alterthume fremd, oder doch unter einem andern Namen bekannt geweſen ſeye; allein wir haben allen Grund, uns für das Gegentheil zu erklären. Denn wie hätte uns ſonſt *Hippokrates* *) ein ſo treffendes Gemälde davon hinterlaſſen können? Auch verwirft *Lind* in ſeiner ſchon obenerwähnten Geſchichte dieſe Meinung nicht gerade zu, ſondern er ſagt bloſs, er glaube, daſs *die Beſchreibungen* der Alten unvollkommen und wenig treffend wären. Die erſte Abhandlung über dieſe Krankheit, welche Wahrheit und Beſtimmtheit an der Stirne trägt, iſt die, worinnen der Scharbock geſchildert wird, welcher gegen das Jahr 1260 **) in der Armee *Ludwigs des Heiligen* während ihrem Aufenthalte in Aegypten wüthete.

Vom *Seeskorbut* wuſste man vor dem Jahre 1497 noch nichts. Die Urſache mag ſeyn, weil man vor dieſer Zeit noch keine lange Reiſen zur See unternommen

*) De internis affectionibus. Tom. VII. Cap. 48. pag. 672. Ex ore male olet, dentibus gingivae abſcedunt, et ex naribus ſanguis effluit; interdum vero ex cruribus ulcera erumpunt, et haec quidem ſaneſcunt, alia vero exoriuntur, color niger eſt, cutis tenuis, ad deambulationem et exercitationem haud promptus eſt.

**) Hiſtoire de *St. Louis* par le ſieur *Joinoille*.

men hatte. *Vasco de Gama*, der erste, der den Weg an dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorüber nach den in Osten liegenden Inseln machte, verlor auf seiner Reise von hundert und sechzig Leuten, die er bey sich hatte, mehr als hundert, die alle an dieser Krankheit elend dahinstarben. *)

Endlich kam diesem muthvollen Schiffskapitän ein Mann zu Gesichte, den er fünfzehn Tage vorher mit einem sehr angeschwollenen Knie hatte herumgehen sehen, und nun geheilt war. Er fragte ihn also, mit was er sey geheilt worden, und erfuhr, dass es der Saft von Erlenblättern gewesen. Alle noch übrigen Kranke mussten nun dieses Mittel brauchen, und alle genasen.

Noch muss ich einer andern besondern Gattung Skorbuts, welche *Odardo*, ein italiänischer Arzt, zum ersten Male beschrieben, und unter dem Namen *Scorbutus Alpini* bekannt gemacht, Erwähnung thun. Diese Krankheit scheint besonders gewisse Striche in der österreichischen Lombardie zu ihrem Lieblingssitze gewählt zu haben, ob es gleich nicht ohne ist, dass man auch in Oesterreich Spuren von ihr findet. Zu Mayland ist sie unter dem Namen *Pellagra* bekannt, weil bey dieser Krankheit rothe Flecken von unbestimmter Gestalt an Händen, Füssen und Beinen erscheinen, die

in

*) *Herman Lopes de Caustaneda.* Histoires découvertes des Portugais etc.

in der Folge braun worden, und eine Abstreifung der Haut an diesen Theilen zurücklassen. Man hat hie und da diese Art vom Skorbut mit dem Kleienaussatze (*Impetigo*) vermengen wollen; aber da könnte man ihm mit grösserm Rechte den Namen *Rhagades* geben. Die Heilart ist übrigens von jener des wahren Skorbuts in nichts unterschieden; Bäder und antiskorbutische Arzneyen thun der Summe aller Anzeigen Genüge. — Man lese, was vom *Michael Gherardini* über diese Krankheit geschrieben und zu Mayland an's Licht getreten ist.

EILFTES HAUPTSTÜCK.

Von den Quetſchungen und ihren Folgen.

Quetſchung iſt eine Trennung des Ganzen, eine Zerreiſſung der weichen Theile, oder (wenn man lieber will) eine Menge kleiner Wunden in den Zaſern und Gefäſſen, welche von einem ſtumpfen und harten, wirkend, oder leidend an irgend einem Theile des menſchlichen Körpers angebrachten Körper hervorgebracht werden, ohne daſs jedoch eine in die Augen fallende Wunde, oder eine Trennung der allgemeinen Decken dabey zum Vorſchein käme. Die erſten Folgen, welche dieſe Verletzung begleiten, und von der Ergieſſung des Blutes in die Zellenhaut herkommen, ſind entweder Umänderung der natürlichen Hautfarbe in eine ſchwarzblaue und ſchwarze, oder Anſchwellen des gequetſchten Theiles. Wenn die Quetſchung nicht ſtark, und nur in den kleinſten Gefäſſen vorgegangen iſt, ſo wird zwar allzeit eine kleine Blutunterlaufung (*Sugillatio*) Statt finden; allein das ausgetretene Blut wird ſich nicht in Klumpen ſammeln. In dieſem Falle, und zum voraus geſetzt, daſs ſonſt kein Fehler, oder irgend eine Schärfe in der Saftmaſſe obwalte, darf man rechnen, daſs das ergoſſene Blut mittels zertheilender Umſchläge in einem Zeitraume von wenig Tagen zur

Ver-

Verdünnung gebracht, und so zur Aufnahme in die einsaugenden Gefäße geschickt gemacht werden könne. Wenn dieses vorgehet, und das Blut sich aufzulösen beginnet, so beobactet man, daſs die schwarzblaue Farbe der Haut aschengrau, nachher gelb wird, und so stuffenweise abnimmt, bis sie sich endlich durch unmerkliche Schattirungen in die natürliche Hautfarbe verliert.

Es ist nicht so schwer zu begreifen, wie's komme, daſs oft eine dem Scheine nach schwere Quetschung sich ohne viele Mühe in wenigen Tagen zertheilen lasse, und eine andere, die nicht so wichtig zu seyn scheint, ein unglückliches Ende gewinne. Ich sage, es läſst sich dieses begreifen, wenn man bedenkt, wie viel Antheil eine gute und üble Leibesbeschaffenheit, ein gröſſerer und geringerer Grad der Zerreibung der Gefäſse, die Art der Verletzung, die Reizbarkeit des verletzten Theiles, gute und verkehrte Behandlungsmethode in *jedem* Falle und in *jeder* Krankheit an einem glücklichen, oder unglücklichen Ausgange haben müſſe. Frisches, flüſſiges Blut, wenn es auch nur aus einigen wenigen, kleinen, zerriſſenen Gefäſschen beständig hervorquillt, kann bey gewiſſen Theilen des Körpers sich ungemein weit in das Zellengewebe ausbreiten, und eine sehr breite, flache Geschwulst hervorbringen, die aber, weil sie keine starke Erhebung macht, nicht gar auffallend ist, und keine üble Folgen befürchten läſst. Wie leicht diese Art der Ergieſſung entstehen könne, zeigt der groſſe *Haller* *) auf eine

*) Tom. I. pag. 12. et 13.

ganz fasslichc Weise. Auch mag folgende Beobachtung einen Beweis von diesem Satze geben.

Im Feldzuge vom Jahre 1760 unweit Landshut in Schlesien geschah es einem sächsischen Hauptmanne, als er eben im Begriffe, auf's Pferd zu steigen, das Bein in die Höhe hob, dass er auf einem Male in der Schamgegend unter dem Hosenband einen Stich, wie von einer Nadel fühlte; der aber in einem Augenblicke wieder vorübergieng. Gleich darauf packte ihn eine ausserordentliche Kälte an, die den Unterleib und die Gegend der Scham einnahm. Er begab sich in sein Quartier, das in der Nähe war, und schickte in aller Eile um mich. Ich kam, und fand ihn von der Mitte der Brust an bis gegen den halben Schenkel hin (doch nur von vorne) ganz schwarz; übrigens hatten diese Theile, wenn man sie anfühlte, ihre gewöhnliche Wärme, ob sie gleich der Kranke seiner Empfindung nach eiskalt glaubte. Die Gegend des Unterleibes und der Hodensack sahen unter allen am schwärzesten aus, auch schien letzterer etwas dicker, als gewöhnlich, und gerade da, wo die Schwärze sich gränzte, fieng auch die Geschwulst sich unvermerkt zu verlieren an. Nachdem ich von der ganzen Sache wohl unterrichtet, alles genau untersucht, und gegen einander abgewogen hatte, musste ich schliessen, dass während dem Aufsteigen von dem starken Drucke des Hosenbandes auf die Haut einige kleine Hargefässchen zerrissen seyen, die dem Blute einen Weg in's Zellengewebe geöffnet haben könnten. Also gerade solche Er-

schei-

scheinungen, wie man sie bey einer Quetschung von einem stumpfen, harten Körper beobachtet.

Der Hauptmann war von einem gallicht - blutreichen Temperamente, sehr fett, und in seinen besten Jahren. Ich nahm also keinen Anstand, ihm sogleich eine Ader am Arme zu öffnen. Auf den folgenden Tag aber verordnete ich ihm eine Laxier von Manna. Die blauen, schwarzen Stellen musste er drey bis vier Mal des Tages über mit folgender Mixtur (laulicht) bähen:

℞. *Spirit sal. ammoniac. cum aceto vini destill. ad sufficientiam usque saturati. drachm. ij. Dein adde:*

Spirit. vin. camphorat.

Aqu. rosar. aa. unc. v. M. d. u.

In fünf Tagen fieng die Schwärze lichter zu werden an, so zwar, dass sie am Umfange gelbe, gegen die Mitte zu aber in eine aschengraue Farbe übergieng. Nach und nach aber ward auch diese schwächer, und zog sich immer mehr gegen die Mitte hin zusamenmen. In einer Zeit von fünf Tagen hatte sich alles Unnatürliche gänzlich verloren. Der Kranke genas, und auch in der Folge hab ich ihn nie über einige Beschwerde an diesem Orte klagen hören.

Wer sieht nicht, dass hier in diesem Falle die Zerreissung der Gefässe von weniger Bedeutung war? und doch erfolgte eine Ergiessung des Blutes, die einen ungeheuren Umfang einnahm, ob sie gleich mit keinen üblen Folgen begleitet ward, und sich ohne grosse

Mühe heben liesse. Ungleich wichtiger aber ist der Fall, wo die Zerreissung stärker und die Gefässe beträchtiger sind. Das ausgetretene Blut wird alsdann freylich keinen so weiten Raum einnehmen; aber dafür sammelt es sich in Blutklumpen, und zeuget eine in die Augen fallende Geschwulst, die eine längere Zeit zur Heilung fodert, und nicht allemal eine Zertheilung annimmt.

Bey Kindern sieht man täglich, wie die Zertheilung leicht und glücklich von Statten gehet. Die Ursache ist, weil bey diesen zarten Geschöpfen das Blut viel dünner; weil die Anzahl der Gefässe grösser, ihre Reizbarkeit und Aufnahmskraft lebhafter und stärker, als bey Erwachsenen ist. Daher hat man hier auch nichts zu thun, als dass man zertheilende Bähungen von der Art, wie man weiter oben eine findet, oder auch von barem Weine, oder vom Weine mit gewürzhaften Kräutern gekocht, vom Oxikrat u. d. g. in den verletzten Ort anzubringen suchet. Diese Mittel geben den Gefässen Leben, und die zur Einsaugung erforderliche Thätigkeit; sie verdünnen das Blut, im Falle es schon stocken sollte, und machen es also fähig, in die Gefässe aufgenommen zu werden. Doch enthalte man sich von zurücktreibenden Mitteln der stärkern Klasse; ihr Gebrauch ist unsicher und oft schadebringend. Sie können das ergossene Blut zum Gerinnen bringen und einsperren, sie können es scharf und äzend machen, so dass die Kapselbänder und die Knochen selbst Gefahr

fahr laufen, zu verderben. *) Daher werden Bley- und Alaunwäſſer, die Rinde und Blüthen von Granatäpfeln immer verdächtig bleiben, und daher muſs das Oxikrat jederzeit wenigſtens aus zwey Theilen Waſſer und einem Theile Eſſig (wenn er gut iſt) beſtehen.

Wenn eine groſſe Anzahl von beträchtigen Gefäſſen eine Quetſchung erlitten hat; wenn zu gleicher Zeit mehrere Theile verletzt worden, ſo iſt es nichts ungewöhnliches, auch Krankheiten von andrer Art entſtehen zu ſehen, die nach der Verſchiedenheit der Verletzung und der verletzten Theile mannigfaltig ſeyn können. So kann eine *Krampfadergeſchwulſt (Tumor varicoſus)* entſtehen, wenn beträchtige Blutadern dabey gelitten haben; eine *ächte Schlagadergeſchwulſt (Anevriſma verum)*, wenn die Gewalt auf den Aſt einer Schlagader wirket, und eine Schwäche der Häuten hervorbringt; eine *unächte Geſchwulſt* dieſes Namens *(Anevriſma ſpurium)* aber, wenn die Häute reiſſen, und das Blut zwiſchen Muskeln und Hautdecken ſich ergieſſet. Man muſs aber dieſe letztere Geſchwulſt

*) *Gorteri* Chirurgia repurgata §. 1271. Hinc ſi adplicetur adſtringens, acurtabuntur fibrae laceratae magis, et coagulabitur effuſus ſanguis adeo, ut qui tumor ex arte tractatus, fuiſſet reſolutus, per haec adplicata ſaepe convertatur in putrilaginem. *Van Swieten* de Contuſ. Comment. 323. Vel denique iidem tumores effuſi mora et ſtagnatione corrupti talem poſſunt acquirere acrimoniam, qua partes circumpoſitas rodere et deſtruere poſſint, Idem Comment. 324. Caries, ſi nempe mala recenſita ad os uſque pertingere potuerint.

nicht mit einer einfachen *Blutunterlaufung* (*Sugillatio*) vermengen. Gequetschte Drüsen arten leicht in *Skirrhus* und *Krebs* aus, wenn die Behandlung verkehrt und die Heilung unvollkommen geschieht. Die Quetschung eines Nervens kann nebst gränzelosen Schmerzen zur *Betäubung* (*Stupor*) und *Lähmung* (*Paralysis*) des Theiles Anlaſs geben. So habe ich einige Malen Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie nach einer Quetschung am gröſsern Trochanter, wobey der Hüftnerve gelitten, Schenkel und Fuſs allmählig dahinschwand, und in der Folge alles Bewegungsvermögen verloren gieng. Die Quetschung einer Sehne kann *Steifigkeit*, oder *Uiberbein* (*Ganglion*) veranlassen. Ein gequetschter Muskel zieht sich gewaltsam zusammen, und wird in seiner Wirksamkeit gehindert. Die Quetschung eines Knochens kann eine Blutergieſsung unter dem Beinhäutchen veranlassen, und Abscess und Beinfraſs in der Folge hervorbringen. Eine Quetschung des Kopfes, welche mit einer Zerreissung der Gefäſse, so durch die Näthe zur dicken Hirnhaut gehen, verbunden ist, kann eine Blutergieſsung unter dieser Haut erzeugen, und in kurzer Zeit tödlich werden. Eben so bedenklich sind die Quetschungen, wovon ein Eingeweid, Leber, Magen u. s. f. gelitten hat; in diesen Fällen pflegen sich mannigfältige Zufälle, die nach der Verletzung des Theiles beurtheilet werden müssen, einzustellen, und der Tod *) ist jedes Mal gewiſs, es seye nun, daſs er auf der Stelle, oder später er-

*) Gorteri Chirurgia repurgata. Lib. VII. Cap. III. de Contusione.

erfolget. Daher muſs in Beurtheilung von Fällen dieser Art nicht nur auf die Verletzung, ſo in die Augen fällt, ſondern auch auf die Theile, ſo tiefer liegen, und allenfalls dabey gelitten haben könnten, genaue Hinſicht genommen werden.

Man kann alle Arten von Quetſchungen füglich in drey Klaſſen bringen, davon die eine die *einfachen*, die andere die *zuſammengeſetzten*, und die dritte die *vermengten* in ſich faſſen.

Einfach iſt eine Quetſchung, wenn nur kleine Hargefäſschen leicht geknirrſchet worden, und ein blauer Fleck zum Vorſchein kömmt, aber weder Schmerz, noch Geſchwulſt (oder doch in ſehr geringem Grade) ſich dabey einſtellt. Dieſe Gattung iſt ohne Folgen, und wird ohne Mühe geheilt.

Bey der *zuſammengeſetzten* iſt Zerreiſſung der Gefäſſe und Austretung des Blutes beträchtiger, der Schmerz heftiger und die Geſchwulſt auffallend genug. Man hat ſie auch noch mit dem eigenen Namen *Blutunterlaufung* (*Ecchymoſis*) belegt.

Vermengt werden ſtarke Quetſchungen genennt, wobey Knochenbruch, eine beträchtige Wunde irgend eines groſſen Blutgefäſſes, Schmerz, Geſchwulſt und Fieber u. d. g. ſich einfinden, oder wenn ſie mit fremden Zufällen, die, wie ſchon oben erinnert worden, auf

eine Verletzung besonderer Theile Bezug haben, begleitet werden, oder solche in der Folge nach sich ziehen.

Die erste Gattung ist von wenig Bedeutung und verdient keine Betrachtung. Die zwo anderen aber sind wichtiger und unserer Aufmerksamkeit werth. Wenn bloss Aussentheile des Körpers verletzt sind, so vermag die Kunst alles über sie; es seye dann, dass sonst eine üble Leibesbeschaffenheit obwalte, oder ein neues Uibel aus einem begangenen Fehler von Seiten des Kranken, oder des Heilenden dazukomme. Haben aber innere Theile dabey gelitten, und lässt sich aus der Unordnung der Verrichtungen auf eine Ergiessung des Blutes in eine der drey Haupthöhlen des Körpers schliessen, so hat man alles zu befürchten. So sind auch die Quetschungen an den Gegengen der Weichen und Lenden mit Gefahr verbunden.

Bonnius führt einen Fall an, der dieses, was ich hier sagte, beleuchtet und erweiset. Ein Mensch ward mit einem schweren Steine in die rechte Rippenweiche geworfen, und fiel in dem nämlichen Augenblicke tod zur Erde. Bey Oeffnung der Leiche fand man die allgemeinen Bedeckungen und die Eingeweide in ihrem natürlichen Zustande, aber das Zwerchfell hatte einen blauen Fleck von der Grösse eines Silberthalers. Vor einigen Jahren habe ich einen beynahe ähnlichen Fall gesehen. Ein Edelmann, der zu Fusse gieng, stiess unversehens an eine schnell vorüberfahrende Kutsche an,

fiel,

fiel, und schlug mit der rechten Rippenweiche an einen grossen Stein, der neben einem Hause stand. Nicht lange hernach fieng er an, zu brechen, und dies geschah auch, so oft er aſs. Auf die Letzt erfolgten Ohnmachten. Man entschöpfte alles, was die Kunst in dergleichen Fällen anräth; aber er lebte nur fünf Tage noch und starb mit einer ausserordentlich harten Leber.

Die grosse Anzahl der Gefässe und die träge Bewegung des Blutes in der Leber mag die Ursache seyn, warum die Quetschungen, so dieses Eingeweid treffen, wenn sie auch anfangs von keiner Bedeutung zu seyn scheinen, in der Folge bedenklich zu werden pflegen. Auch ist dieses Eingeweid zu Entzündungen und skirrhösen Verhärtungen geneigt. Ist es ein Fall von dieser Art, so ist das Uibel unheilbar, und der Kranke stirbt an einer Auszehrung. Daher mag es auch gekommen seyn, daſs die Ringer im Alterthume, wenn sie ihre Gegner nicht zu Boden zu werfen im Stande waren, ihnen einen Faustschlag in die rechte Rippenweiche anzubringen suchten. Wenn ihnen dieser Handgriff gelang, so glaubten sie wenigstens, ihrer Rache sicher zu seyn, und gewöhnlich folgte auch eine Leberentzündung, die entweder in wenigen Tagen, oder doch in einiger Zeit den Tod nach sich zog.

Der Tod ist gewiſs, und folgt oft augenblicklich, wenn bey einer Quetschung der Rippenweichen das Zwerchfell gelitten hat. Davon haben uns die Tagebücher der Menschheit auffallende Beyspiele aufbehal-

ten, und was das Sonderbarste ist, so findet sich oft bey genauer Untersuchung nichts vor, als eine leichte Blutunterlaufung.

Zusammengesetzte Quetschungen nehmen die *Zertheilung* an. Es kömmt also hier alles, was zur Zertheilung hilft, in Anschlag, Blutlässe, Umschläge, Bähungen, oder Einsalbungen, die eine zertheilende Kraft besitzen, zuletzt eine zweckmässig eingerichtete Lebensordnung. Die Verabsäumung dieser Mittel kann zur Entzündung, Eyterung, zu heissem und kaltem Brande Anlass geben; so vieler anderer Uibel zu geschweigen, die von der besonderen Natur der einzelnen Theile abhangen. Hauptsächlich aber hat man sich hier von dem Gebrauche zusammenziehender Mittel wohl in Acht zu nehmen, wenn anders die Sache keine unglückliche Wendung nehmen soll.

Die Menge der gequetschten und zu ihren Verrichtungen untüchtig gewordenen Gefässe, dann das in's Fachgewebe ausgetretene Blut muss allerdings den freyen Umlauf des Blutes in dem verletzten Theile hindern, dadurch aber, und dass sich eine grössere Menge Blutes anhäuft, kann eine Entzündung entstehen, die sogar die angränzenden Theile mit interessirt, und auf diese Art sieht man, wie alle übrige Zufälle, die im Gefolge der Entzündung zu seyn pflegen, erzeugt werden können. Man muss daher nichts verabsäumen, was nur immer dienen kann, diesen schlim-

men

men Zufällen zuvorzukommen, oder ſie wenigſtens ſo viel, als möglich, zu lindern.

Bey Quetſchungen, welche mit Zerreiſſung beträchtiger Gefäße und der allgemeinen Bedeckungen vermengt ſind, iſt es eine gemachte Bahne zur Eyterung, zum heiſſen, ja manches Mal zum kalten Brande; dieſes wird z. B. bey einer Verletzung des Schlagaderſtammes eines Gliedes unvermeidlich folgen müſſen. In dieſer traurigen Lage, wo das ganze Vermögen der Kunſt nicht hinreicht, weder die Eyterung, noch den Brand zu verhüten, fodert es die Pflicht des Chirurgen, alles zu thun, um Folgen vorzubeugen, die oft gefahrvoller ſind, als das gegenwärtige Uibel ſelbſten. Folgende Beobachtungen mögen ihm zum Leitfaden dienen, damit er in ſo verwirrten Umſtänden nicht ſo leicht den rechten Weg verfehlen möge.

VIERZEHENTE BEOBACHTUNG.

Eine Frau fiel im Jahre 1775 den zweyten Hornung von einer marmornen Stiege einige Stufen hoch herab, und bekam eine ſtarke Quetſchung an der vorderen Gegend des Schienbeines gerade in der Mitte. Der Fall war ſo heftig, daſs ſie einige Minuten lange ohne alles Bewegungsvermögen auf der Stiege liegen blieb. Dann raffte ſie ſich auf, und gieng, wiewohl nicht ohne Schmerzen, langſam nach Hauſe. Am verletzten

Orte

Orte zeigte sich ein vier Finger breiter blauer Fleck und eine beträchtige Blutunterlaufung. Zwey Tage lange ward Wundwasser übergeschlagen. Am dritten Tage fühlte die Frau eine Schwere im Beine und heftige Schmerzen. Auf Ersuchen der Fürstinn *Kolloredo* gieng ich zur Kranken hin, und traf die Kranke im Bette an. Ich rieth bloss Umschläge vom Oxikrat, die zu vier bis sechs Malen des Tages über wiederholet werden sollten. Zwey Tage lange schien alles gut zu gehen; aber als ich sie am Morgen des dritten Tages besuchte, erzählte sie mir, dass sie in der Nacht von einem starken Froste befallen worden, auf welche eine förmliche Fieberhitze erfolget seye. Am Orte der Verletzung klagte sie über heftige Schmerzen und über ein Wimmeln im ganzen Beine. Sobald ich des Fusses ansichtig ward, fand ich, dass der ganze untere Fuss, wie auch die Seitentheile der verletzten Stelle von einem Rothlaufe eingenommen waren. Ich liess auf der Stelle mit dem Oxikrat aussetzen, und dagegen Breyumschläge von Semmelkrumen, Milch und etwas Safran überlegen, und alle Stunde damit abwechseln. Zum Getränke verordnete ich ihr eine leichte Limonade.

Am neunten Tage entdeckte ich an dem gequetschten Theile zwey schwarze Brandschorfen, davon jede anderthalb Zolle im Umfange hatte, und acht Linien weit ven einander entfernt waren. Dem ungeachtet liess ich mit dem Breyumschlage bis den zwölften hin fortfahren. An diesem Tage fiengen die brandigen Stellen zu eytern, und im Umfange sich etwas abzulö-

sen

sen an. Die Rose wurde bleicher, und verlor sich in wenig Tagen völlig. Als sich endlich die Brandschorfen gänzlich losmachten, da fand ich aus dem geronnenen festen Blute, das ich hinwegnahm, dass eine quer über das Schienbein laufende Blutader eine starke Quetschung gelitten hatte. Dieses Gefäss war gleichfalls brandig, und schon vom Lebendigen abgelöset, und die Brandrinden hiengen im Grunde an einem Stücke derselben fest mit einander zusammen so, dass ich, um sie wegzubringen, die Blutader entzweyschneiden musste. Zwischen beyden Geschwüren blieb eine Oeffnung zurück, mittels derer sie mit einander Gemeinschaft hatten. Ich liess hierauf zweymal des Tages mit Karpie in rothen, mit etwas Honig vermischten Wein getaucht, verbinden, und auf diese Art war die Heilung bis zu Ende des nämlichen Mondes völlig zu Stande gekommen.

FÜNFZEHNTE BEOBACHTUNG.

Eine mit einer Wunde vermengte Quetschung der Brust.

Seine Exzellenz, Herr Graf von *Schönborn*, hatte das Unglück auf der Jagd (den vier und zwanzigsten September im Jahre 1772 nachmittags) unvermuthet von einem grossen Hirschen überrascht und mishandelt zu werden. Das Wild brachte ihm nämlich mit dem Geweihe manche Hiebe in die rechte Brust, hob ihn

schwe-

ſchwebend in die Höhe, warf ihn hinterſt zu vörderſt auf die andere Seite, und trat ihn dann mit Füſſen. Man brachte den Herrn ganz voll vom Blute in ſein Luſtſchloſs. *Hert*, ſein Chirurg öffnete ihm eine Ader, und behandelte die Wunde mit balſamiſchen und geiſtigen Mitteln.

Der Graf war ein Herr von fünf und vierzig Jahren beyläufig, und ziemlich fett. Er hatte ein gallicht- blutreiches Temperament und eine muntere Laune, litte aber ſtark an Blähungen, und wenn er manches Mal durch zwey, drey Tage zu Hauſe zu bleiben genöthiget war, und keine Bewegung machen konnte, ſo liefen ihm die Füſſe an; dabey bekam er krampfartige Schmerzen, die ſich gegen die Mitte der groſſen Wadenmuskeln nach dem Verlaufe der Achillesſehne hinzogen.

Den folgenden Tag am frühen Morgen kam ein Bote zu mir, durch den mir der Graf bedeuten lieſs, wie ſehr er wünſchte, mich zu ſehen, und wie er auf meine Hilfe rechnete. Ich machte mich alſo nachmittags auf den Weg, und kam gegen Abend (ſein Schloſs lag über drey Poſten weit von der Stadt) an Ort und Stätte. Ich traf den Grafen im Bette und ohne Bewegung an. Die Wunde nahm einen Querfinger unter dem Schliſſelbeine unweit dem Schultergelenke ihren Anfang, gieng zwerch über den groſſen Bruſtmuskel, der zum Theil zerriſſen war, herab. Sie hatte drey Zolle in der Länge und zwey in der Tiefe. Im Grunde

war alles zerquetscht und schwarz, und es rann noch immerdar ein schwärzlichtes Blut hervor. Die ganze rechte Brustseite war sehr geschwollen und hart, so dass sich die Geschwulst bis zur linken Brustseite und über die ganze rechte Ruckengegend ausbreitete; alle diese Theile sahen wegen Ergiessung des Blutes in's Zellengewebe und ob der Stockung desselben in den gequetschten Gefässen schwarzblau aus. Auch beyde Hände und Arme waren geschwollen und hin und wieder blau. Auf dem Rucken der linken Hand fand sich eine Wunde und eine zweyte am Ringfinger der rechten, die aber beyde einfach waren, und in einer Zeit von zehen Tagen heileten. Dabey war ein Zahn gebrochen, und die Zunge zerbissen, so dass er nicht ohne Mühe zu sprechen vermochte. Mit Rosenhonige brachte ich dieses zur Verheilung.

Die Wunde liess ich mit reinigendem Digestive verbinden.

R. Terebinth. Venet. unc. ij.
Ungu. basilic. unc. j.
Mell. rosar. unc. sem. M. d. u.

Diese Salbe wurde auf Karpie gestrichen, und zweymal des Tages über die Wunde gelegt.

Ich hätte gerne auf die gequetschten Theile, besonders aber in der Gegend der Wunde, wo die Geschwulst am stärksten war, Umschläge zertheilender und stärkender Art machen lassen; allein es liess sich hier nicht thun, theils weil der Kranke gar nichts Schweres er-

ertragen konnte, uud theils weil ich keine Gelegenheit zur Verblutung geben wollte, welche das ſtäte Hervorſippern eines ſchwärzlichten Blutes, beſonders bey jeder Bewegung des Kranken, ungeachtet einer ziemlich feſten angelegten Bandage, befürchten lieſſe. Dann muſs man auch bedenken, daſs der Kranke nicht im Stande war, ſich zu bewegen, ohne die äuſſerſte Mühe dabey anzuwenden; folglich mit den Umſchlägen nicht ſo oft, als es nöthig war, hätte gewechſelt werden können; daſs alſo dadurch, daſs ſie hätten kalt werden müſſen, dem Patienten leicht ein Huſten, oder Katharr hätte zugezogen werden können, ein gewiſs bey ſo einem Zeitpunkte unangenehmer Zufall. Ich that daher, ſoviel ich konnte, und lieſs nur jedwedes Mal, als verbunden ward, die verletzten Theile mit dieſer zertheilender Mixtur laulicht waſchen:

R. *Spirit. ſal. ammoniac. unc. ſem.*
Acet. vin. deſtillat. q. ſ. ad perfectam ſaturat. uſque.
Deinde adde:
Spirit. junip. unc. iij.
Aqu. roſar. unc. vj. M. d. u.

Da er ſchon zwey Tage keine Oeffnung hatte, und von Blähungen geplagt ward, ſo lieſs ich ihm ein Kliſtir von einem Abſude aus römiſchen Kamillen mit ſüſſem Mandelöle und Zucker geben. Den andern Tag aber muſste er drey Unzen vom Laxirtränklein nehmen, das ihn zu fünf Malen abführte, und überhaupt mit Hilfe dünner Fleiſchbrühen den Leib recht ausſpülte. Weil das Fieber ſtark war, ſo erlaubte ich ihm nichts, als dünne Brühen und Panatel. Zum gewöhnlichen Getränke lieſs

ich

ich ihm eine leichte Limonade zurichten. Ich erwartete den Abend in der Hoffnung, das Fieber werde auf die Entlerungen durch den After nachlaſſen; allein ich fand am Abend das Fieber ſo ungeſtümm, wie vorher, und das Athemholen überdies ſchwer. Ich lieſs alſo eine zweyte Aderöffnung vornehmen. Das Blut bekam eine Entzündungsrinde. Für dieſes Mal konnte *ich ſelbſt* den Gang der Krankheit nicht länger beobachten, weil ich meine Kranke in der Stadt nicht länger auf mich warten laſſen durfte. Ich lieſs alſo den Grafen in den Händen ſeines Hauschirurgen, und machte mich am frühen Morgen auf den Rückweg.

Den acht und zwanzigſten ſchickte der Graf einen neuen Boten zu mir, allein ich konnte erſt den folgenden Tag fortkommen. Bey meiner Ankunft fand ich das Fieber geringer, und das Athmen freyer. Er konnte die Arme ein wenig bewegen, beſonders den linken, obgleich die Hand noch ſtark geſchwollen war. Die groſſe Wunde ſah ganz brandig und faul aus, und gab einen Leichengeſtank von ſich. Die Bruſt war ſtärker angeſchwollen, auch hatte die Härte und ſchwarzblaue Farbe zugenommen. Ich drückte oberhalb an dem Schlüſſelbeine, und man ſahe eine Menge ſtinkender Jauche zum Vorſchein kommen. Hieraus ſchloſs ich auf einen tiefen Eytergang, ſo wie ich auch Urſache hatte, zu vermuthen, daſs noch ein andrer gleich unter den allgemeinen Decken an der dritten Rippe der Länge nach ſeyn dürfte. Gegen unten zu, wo die Geſchwulſt beträchtlicher war, traf ich ebenfalls

auf eine Eyterhöhle, und um das Ausflieſſen des Eyters zu befördern, fand ich für gut, eine kleine Erweiterung, die ohngefähr acht Linien betrug, zu machen. Ich lieſs in alle dieſe Höhlen Einſpritzungen von einem ſtarken Fieberrindenabſude, mit etwas Roſenhonig verſetzt, machen; Karpie und Kompreſſen, die auf die Wunde kamen, wurden mit dem nämlichen Abſude getränkt, und alles mit einer Skapulierbinde befeſtiget. — Die innerlichen Arzneyen beſtanden in der Fieberrinde von der beſsten Gattung, davon er alle vier Stunde ein Quentchen nahm.

Statt, meiner Verordnung zufolge, dem Kranken Brühen und Limonade zu reichen, merkte ich, daſs man ihm ein mit Salpeter und Weinſteine ſtark vermiſchtes Waſſer, und zum Uiberfluſſe alle zwey, drey Stunde von der ſogenannten *hoffmanniſchen* Mixtur *) gab; lauter Dinge, die den Magen verderben muſsten. Die Wirkung davon war, daſs Herzgeſpann und ein fürchterliches Brechen ſich einſtellte. Ich ſtand auf dem Punkte, eine traurige Prognos zu fällen, weil bekanntermaſſen dieſe Zufälle zu erfolgen pflegen, wenn der Magen, oder die Leber gelitten hat; als ich zum Glücke der Sache auf den Grund kam. Es ward alſo ſtehenden Fuſſes dieſes Getränk verbannt, und dafür Brühe und Limonade herbeygeſchafft, und die China genommen,

*) Dieſe Mixtur beſteht aus Krebsaugen und deſtillirtem Eſſige. Vielen macht ſie Erbrechen, beſonders wenn in der Menge des letztern ausgeſchweifet wird.

men, wie ich es vorgeschrieben. Indeſs nöthigten mich meine Verhältniſſe noch am nämlichen Tage zur Rückreise.

Den zweyten des Weinmondes in der Frühe machte ich meinen dritten Besuch. Der Graf und seine Freunde wollten, daſs ich ihn alle Tage sehen, und unter meinen Augen beständig haben sollte, eine Sache, die nach den damaligen Umständen unmöglich war. Ich suchte daher den Grafen zu bereden, daſs er sich in die Stadt sollte bringen lassen. Er ward also in einer Senfte mit zwey Maulthieren in die Stadt getragen. Das Fieber hielt immerdar an. Den linken Arm konnte er so ziemlich brauchen; aber den rechten vermochte er nicht einmal aufzuheben, und litte heftige Schmerzen, so oft er es versuchte, Das Abgestorbene hatte sich grossen Theils stückweise abgesöndert, und ein Geschwür mit ungleichen, aber doch etwas röthlichten Rändern zurückgelassen. Allein der Grund davon war immer noch unrein, und die Eytergänge, welche sich ober- und seitwärts befanden, gaben ein häufiges Eyter von sich, das zwar nicht gut, doch besser, als es vorher aussahe. Wenn man die Brust gelind drückte, so traf man keine so widerstehende Härte mehr an, wie ehe; aber aus dem Grunde der Wunde quoll eine schwärzlichte, stinkende Jauche hervor. Uiber dem schwertförmigen Brustknorpel lieſs sich ein handbreiter, rothlaufartiger Fleck sehen, der am folgenden Tage die ganze vordere Brust und den Unterleib einnahm. Ich ward nicht so bald dieser Erschei-

nung gewahr, als ich dem Kranken mit aller Gewissheit vorhersagte, dass unter der Brust, wo die Quetschung geschehen, ein Abscess verborgen seyn müsse. Der Grund dieser Gewissheit war, weil ich aus eigener Erfahrung gelernet hatte, dass man bey einer Quetschung entweder auf Eyterung, oder Brand schliessen därfe, so oft sich Entzündung, oder Rothlauf dabey sehen lasse.

Er hatte diesen Morgen erst ein einziges Mal die Fieberrinde und eine kleine Tasse Gerstenschleim zu sich genommen; ich sorgte daher, dass ein gutes Panatel für ihn zugerichtet ward. Bevor wir uns aber auf den Weg begaben, musste er eine warme Weinsuppe trinken, die aus einem Theile Rheinwein, aus Wasser, dem Gelben eines Eyes und ein wenig Zucker zubereitet war, und statt einer Herzstärkung dienen sollte. Zweymal ward auf der Reise innegehalten und gerastet, und jedwedes Mal liess ich dem Grafen etwas Gerstenschleim reichen. Am Abend kamen wir in Wien an; aber der Graf war so matt und hingesunken, dass er beynahe kein Wort hervorzubringen im Stande war; dabey hatte der Puls mehr Völle und mehr Stärke, als am Morgen.

Den folgenden Morgen fühlte er sich etwas besser, als den Abend vorher; doch war er noch sehr schwach, und hatte die Nacht wenig geschlafen. Die Rose am Unterleibe sahe roth aus, und hatte einen grossen Umfang; auf der Brust bekam sie von dem ausgetretenen Blute ein schwarzblaues Ausse-

hen,

hen, und die Brust selbst hub an, ödematös zu werden. Beym Verbande kam mehr Eyter, als gewöhnlich, besonders aus den oberen Hohlgängen, hervor. Hier nahm ich auch zwey beträchtige abgestossene Stücke Fetthaut hinweg, und im Grunde des grossen Geschwüres hatte sich ein kleines Stück vom Brustmuskel abgesöndert. Hiedurch ward das Geschwür immer grösser und tiefer. Ober dem grossen Brustmuskel hatte sich ein starker Abscess gebildet, der, wie ich hernach entdeckte, bis in den untern Theil des Muskels drang, und ein grosses Verderbniss im Fette angerichtet hatte. Es ward auf's neue zur Fieberrinde geschritten, und davon viermal im Tage genommen. Der Brand stand nun stille, und alles Abgestorbene hatte sich abgestossen; *daher* verschrieb ich folgendes Wundwasser zum Einspritzen:

R. *Herb. scord.*
Heder. terrestr.
Absinth. pontic. aa. man. j.
Aqu. font. q. s. coque in vase terreo bene clauso per 1/4 hor. colatur libr. j. adde:
Mel. rosar. unc. iij. M. d. u.

Mit diesem wurden die Höhlen gelinde ausgespritzt, und die Wunde gewaschen. Zu gleicher Zeit verschrieb ich zum ferneren Verbande gegenwärtiges balsamisches Digestiv:

R. *Terebinth. venet. unc. ij.*
Mel. rosar. unc. j.
Balsam. indic. nigr. drachm. j. M. d. u.

Auch liefs ich auswendig auf die Hohlgänge Kompressen, die in warmen rothen, mit rothen Rosenblättern gesottenen Wein getaucht wurden, anbringen. Durch die vereinte Hilfe dieses Druckes und der Einspritzungen gewann ich in einem Zeitraume von zwölf Tagen so viel, als ich nicht erwartet hatte, nämlich: beyde Hohlgänge verschwanden.

Nachmittags klagte der Kranke gewaltig über Blähungen und einen drückenden Schmerz im Magen. Ich liefs ihm daher eine Kamillensuppe reichen, und ein Klistir von Kamillenblumen beybringen. Wenn ihm dieses lästig ward, so durfte er einen Löffel voll *windtreibenden Wassers* in einem Glas Wasser nehmen, oder auch zweymal des Tages zehen bis zwölf Tropfen von der *süssen Essenz* auf Zucker. Der Kranke nahm wechselweise dald eins, bald das andere, weil's ihm *so* leichter fiele. Ich liefs ihn auch aus dem Bette heben, und einige Schritte im Zimmer herumführen. Den Rest des Tages brachte er theils in einem Lehnsessel, theils auf dem Kanapee zu; und wenn der Tag schön war, so blieben die Fenster offen.

Den vierten, fünften und sechsten gieng nichts besonders Merkwürdiges vor, ausser wenn man will, dafs aus den zwo Oeffnungen des untern Hohlganges, so oft ich verband, nebst einer Menge Eyters grosse Stücke Fetthaut jedesmal hervorkamen. Diese zwey Löcher, davon eines einen kleinen Finger vom andern entfernt war, schienen, wenn ich mich anders nicht

trü-

trüge, die Uiberbleibsel von einem zerrissenenen grossen Aste der äussern Brustschlagader, die sich da in zween Aeste theilt, zu seyn, und nothwendiger Weise mit den übrigen gequetschten Gefässen der Fetthaut, die den grossen Brustmuskel bedecket, in Fäulniss und Brand übergehen musste. Ich schob ein Kerzchen in eine dieser Mündungen, und fand, dass die Brust vom Brustmuskel abstand, dass sie für einen Mann merklich gross, und mit einem harten Fette ausgefüttert war. Vielleicht mochte hiezu das Anstemmen der Flinte auf der Jagd, die eine seiner Lieblingsunterhaltungen war, das Seinige dazu beygetragen haben. Durch die andere Mündung entdeckte ich, dass der hervorfliessende Eyter unter dem Muskel selbst seinen Sitz haben müsse, denn in dem Augenblicke, als ich mit der Sonde hineinfuhr, wusste ich nicht zu unterscheiden, ob ich in der Brusthöhle, oder zwischen den Rippen war. Doch machte der Grund nur einen einzigen Sack, und dieser allein schien die Werkstätte und der Sammelplatz des Eyters zu seyn. Er floss in einer erstaunlichen Menge; denn ich liess, wenn verbunden ward, ein Becken unterstellen, und jedes Mal quoll bey einem gelinden Drucke der Brust bis vier, fünf Unzen Eyter hervor, nicht zu rechnen, was an Kompressen und Binden kleben blieb, und von der Karpie aufgesogen wurde. Zu merken ist auch, dass beym Abendverbande die Eytermenge um den dritten Theil stärker war, als am Frühverbande. Die Ursache mochte im Essen liegen.

Unter die Achsel und unter die Brust liefs ich mit Wein getränkte, graduirte Kompressen legen. Meine Absicht dabey war, zu verhindern, dafs sich der Eyter vermöge seiner Schwere und Schärfe, davon der widerliche Gestank klärlich zeigte, nicht weiter, besonders gegen unten zu, wo vieles Fett lag, ausbreiten möchte. Daher warden diese auch fest, jene Kompressen hingegen, welche oben auf der Brust waren, nur leicht angelegt, weil die Lage hier keinen starken Druck erlaubte. Auch kamen täglich noch immerdar grosse Stücke von der verdorbenen Fetthaut zum Vorschein, Winkes genug, dafs der Grund noch nicht so rein seyn könne, um durch Vereinigung auf einen guten Erfolg rechnen zu dürfen.

Ich suchte daher den Grafen zu bereden, dafs er sich einen Quereinschnitt nach dem Laufe der Muskelzasern zwischen der Brustwarze und der innern Brustschlagader möchte machen lassen. Denn nur auf diese Art konnte ich der Gefahr, die Muskelzasern, oder einen Ast von dieser Schlagader zu verletzen, entrinnen, besonders da die Hautdecken und die Substanz der Brust so dick war, dafs es schlechterdings unmöglich war, die bis in den Grund des Geschwüres gebrachte Sonde von aussen zu fühlen.

Der Graf entschlofs sich auf der Stelle zu dieser Operation; und ich machte sogleich einen Schnitt, der anderthalb Zolle lang war, aber noch einmal so tief werden mufste, bis ich in die Höhle selbst drang.

Nach

Nach gemachter Oeffnung kam vieles, dickes und durch Zerſchneidung der Hautgefäſſe mit etwas Blute gefärbtes Eyter hervor; auch konnte es itzt freyer herausflieſſen, weil dieſe Oeffnung an einem niedern Orte war. Man konnte nun, wo nicht die ganze, doch den gröſsten Theil der Höhle durch Einſpritzungen reinigen, denn wenn man in eine der unteren Mündungen einſpritzte, ſo kam die Einſpritzungsmaterie durch dieſe Oeffnung wieder hervor, und führte jedesmal Eyter mit ſich. So oft man dieſes vornahm, brachte man einen gelinden Druck an, um den Ausfluſs zu befördern, und ſetzte dieſes ſo lange fort, bis man die Einſpritzungsmaterie allein ohne zugemiſchtem Eyter hervorkommen ſahe. Auf dieſe Art ward vom achten bis zum eilften fortgefahren, und wie es ſchien, nicht ohne Nutzen, dabey muſste immer auf die oben erklärte Art angelegte Kompreſſen Bedacht genommen werden. Die zwey obere Hohlgänge verheilten ſich in dieſer Zwiſchenzeit vollkommen.

Kaum war ich mit dem Einſchnitte fertig, ſo merkte ich, als ich ober dem Bruſtbeine gegen die Oeffnung hin drückte, daſs die Höhle bis hieher gieng, und auf dieſem Beine ſich endigen müſſe. Eine kleine Waſſergeſchwulſt, die ich wahrnahm, ſtärkte mich in meiner Vermuthung. Ich unterſuchte am Abend die Sache auf's neue, und fand, daſs der Eyter gröſsten Theils von dieſem Orte herkam. Den andern Tag zeigte ſich drey Finger ober dem ſchwertförmigen Knörpel ein Fleck in der Gröſſe eines Daumennagels, der

abe

aber kaum sichtbar war. Ich legte sogleich ein gummichtes Diachilonpflaster auf diese Stelle. Den folgenden Morgen war der Fleck schon merkbarer, und schmerzte, wenn man darauf drückte. Ich legte das obige Pflaster in der Grösse eines Silberthalers mit der Basilikumsalbe in der Mitte darüber; dadurch gewann ich so viel, dass ich den dreyzehenten beym Abendverbande etwas von einer undeutlichen und umher verbreiteten Schwapperung wahrzunehmen glaubte. Doch war keine auffallende Erhabenheit zugegen. Obschon nun der Eyter ohne Hinderniss in Menge aus den zwo Oeffnungen hervorzufliessen fortfuhr, so füllte ich sie doch wider meine Gewohnheit mehr als sonst mit Wicken aus. Meine Absicht dabey war, ich wollte, dass der Eyter sich mehr ansammeln sollte, um auf diese Art eher die Stelle ausfindig machen zu können, wo eine zweyte Gegenöffnung am schicklichsten angebracht seyn dürfte. Aus dem nämlichen Grunde bat ich daher den Kranken, auf der linken Seite zu liegen, wenn es anders möglich wäre.

Am vierzehenten in der Frühe beschloss ich mit Einstimmung des Kranken zum andern Male auf dem Brustbeine eine Gegenöffnung zu machen, indem heute die Schwapperung etwas deutlicher war, als gestern am Abend. Ich that dieses bloss, um mich sicher zu stellen, dass der Eyter die Zwischenrippenmuskeln nicht anfressen, und sich einen Weg in die Brusthöhle bahnen möchte; dann wollte ich auch nicht, dass das Brustbein Schaden litte. Kurz, ich hielt diesen zwey-

ten

ten Schnitt (er hatte vier Querfinger in der Länge) bey gegenwärtigen Umständen von äusserster Wichtigkeit und durchaus nothwendig. Ich machte ihn auch, ohne zu zaudern, noch ehe ich den übrigen Verband weggenommen hatte. Es floss eine Menge Eyters hervor, das bis hieher in der Tiefe dieses Sackes verborgen geblieben war. Diese neue Oeffnung hatte in der Mitte des Brustbeines ihren Anfang, gieng nach der Richtung dieses Beines herab, und endigte sich an dem schwertförmigen Knörpel; hier nämlich hielt ich inne, obgleich die Eyterhöhle noch zwey Finger tiefer herabstieg. Doch hoffte ich mittels eines angebrachten Druckes eine Vereinigung zu bewirken, weil ich die Haut ziemlich dicke fand.

Der ganze Grund dieser Höhle war wie mit einem verdorbenen Specke überzogen. Für dieses Mal aber wollte ich nichts weiter unternehmen, um dem Kranken nicht noch grössere Schmerzen zu machen. In die obere Oeffnung wurde eingespritzt, um die Höhle, so viel möglieh, zu reinigen; übrigens, wie gewöhnlich, verbunden.

Beym Abendverbande fand ich den Apparat von der in der Frühe gemachten Oeffnung voller Eyter, doch nicht in solchem Maasse, wie vorher. Ich drückte an der linken Seite, und es kam nur sehr wenig Eyter hervor, auch fühlte ich nichts von einer Geschwulst; woraus ich denn schloss, dass der grosse Sack hier schon sehr seicht seyn müsse. Von der rechten

Seite

Seite und von unten her kam zwar mehr Eyter heraus, doch in keiner allzugroſſen Menge. Der ganze Grund war mit dem ſchon erwähnten brandigen Specke umkleidet. Er hielt an dem Obertheile feſt; ich brauchte aber wenig Mühe, ihn loszumachen. Dieſes ſpeckartige Weſen war dick und zähe, in der Mitte ſahe es ſchwärzlicht aus, hatte wenigſtens drey Finger in der Breite, und vier in der Länge, und lieſs oberhalb am Bruſtbeine einen leren Raum zurück. Der Grund war nun ganz bloſs, und ſah röthlicht aus. Ich ſpritzte den untern Theil der erſten Wunde ein, um die unteren Hohlgänge auszuſpülen, und das Eyter, das ſich etwa noch hier aufhalten könnte, herauszuſchaffen. Auf den Schwertknörpel kamen in rothem Weine getauchte Plümaceaux und eine kleine Kompreſſe, um einen hinlänglichen Druck hier anzubringen, vermöge deſſen nicht nur dem längern Aufenthalt und weitern Verbreitung des Eyters vorgebeugt, ſondern auch die Zuſammenwachſung der Wände dieſer Eyterhöhle befördert werden möchte.

So wie ich dieſes groſſe Stück der in Verderbniſs gegangenen Fetthaut hinwegnahm, ſo hatte ich auch den Zunder, der die Höhle und übermäſſige Eyterung unterhielt, zugleich mit aus dem Wege geſchafft. Was die zwo obere Oeffnungen betrifft, ſo fiengen auch dieſe an, ein beſſeres Eyter, und zwar in geringerer Menge von ſich zu geben. Ich ſetzte daher mit den Einſpritzungen aus. Bey jedem Verbande konnte man beobachten, wie das Geſchwür ſich mehr zuſam-

men-

menzog; wie der Eyter immer besser ward, und den unangenehmen Geruch verlor; wie er Konsistenz bekam, und seine grüngelbe Farbe in's Weisse übergieng, so zwar, dass am sechzehenten beym Frühverbande die Menge desselben nicht viel mehr, als sonst bey einem flachen, einfachen Geschwüre austrug. Ich verband die obere Wunde mit einer Salbe aus drey Theilen Rosenhonig und einem Theile peruvianischem Balsam, mit welcher ich sie nur auspinselte; das Uibrige aber füllte ich völlig mit trockner Karpie aus. Auf diese Art sah ich mit Vergnügen, wie von Tag zu Tage ein gutes Fleisch nachwuchs, und die Vernarbung immer näher herankam. Puls und Schlaf kehrten in ihren natürlichen Gang zurück.

Da die Sache so eine vortheilhafte Wendung genommen, so war man nicht entgegen, dem Kranken ein wenig Hühnerfleisch in einer Limoniensause zu erlauben. Nur durfte er für dieses Mal kein Zugemüs essen, weil er diesen Tag schon dreymal Oeffnung gehabt, und der Stuhl zwar natürlich, auch mit keiner Beschwerde verbunden, doch aber etwas zu dünn gewesen war. Am folgenden Tage ass er mit Appetite einen guten Reiss, etwas von einem jungen Huhne, und einen Teller Zugemüs mit ein wenig Brod, und trank dabey zwey Gläser Rheinwein. Man fieng nun an, in der Gabe von der Fieberrinde stuffenweise herabzusteigen; gab sie ihm zu dreyen Malen des Tags, dann nur zweymal — endlich einmal — bis am zwey und zwanzigsten, wo völlig damit ausgesetzt ward,

be-

um so mehr weil er sie selbigen Tages, als er sie kaum zu sich genommen, herausbrach, davon die Ursache zum Theile darinnen, dass er den Tag vorher über das vorgeschriebene Maass gegessen, und sich den Magen überladen hatte, mochte gelegen seyn.

Den siebenzehenten in der Frühe nahm ich die Karpiefasern aus der am siebenten nahe an der Brustwarze von mir gemachten Oeffnung heraus, verband sie ganz oberflächig, und in drey Tagen hatte sie sich völlig geschlossen. Die Ursache von dieser so schleunigen Heilung mochte grösstentheils darinnen liegen, dass wenig Substanz verloren gegangen, dass der Grund sich rein und röthlicht erhalten, und im Grunde sich wenig Eyter gesammelt hat, dann endlich auch darin, dass ich jede starke Ausdehnung durch Karpie sorgfältig zu vermieden gesucht, und mich nur eines dünnen Plümaceaux, welches hinreichend war, den Weg, wodurch das Eyter ausfliessen musste, offen zu erhalten, bedienet hatte.

An jedem Tage sah ich mit neuem Vergnügen, wie der Grund beyder Geschwüre sich immer mehr erhob, wie die Lefzen besser an einander kamen, und der Zeitpunkt der Vernarbung näher heranrückte. Nirgendswo zeigte sich etwas von einem schwammichten Fleische. Den drey und zwanzigsten fieng ich auch die Oeffnung am Brustbeine mit obenbesagter Salbe zu bepinseln, und trocken zu verbinden an. Der Kranke versuchte indess, etwas auf dem Zimmer auf und ab zu gehen, und begann, Kräfte zu kriegen.

So,

So, wie die Esslust zunahm, so konnte der Graf sich kaum mit Mühe in den angewiesenen Gränzen erhalten, und es gieng ganz natürlich zu, dass er manches Mal mehr ass, als sein geschwächter Magen ertragen konnte. Dies gab Gelegenheit zu Magenbeschwerden und Blähungen. Man ward daher eins, ihm ein Quentchen Rhabarberpulver zu reichen, (es war der vier und zwanzigste) das ihn viermal abführte, und den Magen wieder in Ordnung brachte.

Beym Verbinden bediente man sich bald des Rosenhonigs mit dem Balsame, bald dieses letztern alleine, je nachdem der Zustand der Wunde und die nahe Vernarbung, die mit starken Schritten heranahete, solches zu fodern schiene. Im Ganzen aber gieng alles so nach Wunsche, dass man den Kranken nicht so gewissenhaft mehr an die vorgeschriebene Speiseordnung band, und ihm den neun und zwanzigsten sogar erlaubte, vor die Stadt zu fahren, um sich ein wenig Bewegung zu machen. Diese kleine Spazierfahrt, die aber nicht über zwo Stunden anhalten durfte, machte er nun alle Tage. Am letzten des Weinmondes hatte sich die Oeffnung an der Brust völlig geschlossen, und den vierten des Wintermonats heilte auch die grosse Wunde zu. Nach dieser so einfachen Methode bin ich so glücklich gewesen, in einem Zeitraume von nicht gar fünf Wochen ein Uibel, das sowohl an sich selbst, als auch der besondern Lage wegen allerdings bedenklich war, zu meiner grössten Zufriedenheit so

zu heilen, daſs der Graf den neunten auf ſein Luſtſchloſs zurückkehren konnte.

Eine jede *urſprüngliche* Krankheit, wenn ſie nicht gar unerheblich iſt, führt gewiſſe Simptomen bey ſich, welche ihr eigen, und von ihr unzertrennbar ſind; und welche eigentlich die beſonderen Krankheiten, ſo unter dem Namen *ſimptomatiſch* bekannt ſind, ausmachen. Es giebt aber auch noch andere Uibel, oder Beſchwerden, die bloſs *zufällig* ſind, das iſt: die nicht in den Körpern *A. B. C. D.* anzutreffen ſind, und doch den Körper *E.* befallen. Ein Beyſpiel hievon finden wir in gegenwärtiger Krankheitsgeſchichte. Daſs der Graf Fieber, Schmerz und Geſchwulſt u. d. g. bekam, das iſt nichts Beſonders, iſt bey jeder Wunde zugegen, welche mit einer Quetſchung verbunden iſt; aber es finden ſich Zufälle ein, die weder bey allen Wunden, noeh bey allen Quetſchungen ſich einfinden.

Zur Zeit, da der Herr Graf einer vollkommenen Geſundheit genoſs, litte er doch, wenn ihn beſondere Geſchäfte zu Hauſe hielten, auſſerordentlich an Blähungen, ſo zwar, daſs ihm oft der Bauch auflief; daſs er in der Magengegend ein Drucken bekam, und bey jedem Athemzuge zu erſticken glaubte. Dabey ſchwollen ihm die Füſſe bis ans Knie hin an, wozu ſich gemeiniglich noch krampfhafte Schmerzen zu geſellen pflegten. Suchte er mit Hilfe der Bewegung dieſe Ungemächlichkeit zu bezwingen, ſo koſteten ihm die erſten Schritte, die er machte, ſo viel Anſtrengung, daſs er

ſich

sich nicht enthalten konnte, überlaut zu schreyen. Hatte er hundert, oder noch einmal so viel Schritte zurückgelegt, so hörten freylich die Schmerzen auf. In gegenwärtiger Lage brachte er sieben Tage zu, ohne über seine Füsse zu klagen. Ob er wirklich keine Schmerzen gefühlt, oder ob ihm die bedenkliche Wunde auf der Brust die anderen geringeren Beschwerden vergessen machte, weiss ich nicht. Am achten Tage in der Frühe klagte er zum ersten Male wieder über krampfhafte Schmerzen in beyden Beinen, die, seiner Aussage zufolge, heftiger, als je seyn sollten. Sobald er nur im Bette einen Fuss zu bewegen versuchte, musste er überlaut schreyen. Das rechte Knie war unter dem Buge geschwollen, die Flechsen der Beugemuskeln steif und stramm, und das ganze Gelenk aller Bewegung beraubt.

Ich verordnete zwey- oder dreymal des Tages die Füsse mit warmen und mit Benzoe durchräucherten Tüchern zu reiben, und glaubte, auf diese Art die Bewegung zu ersetzen, die bey einer solchen Schwachheit des Körpers und der Füsse selbsten von seiner Seite unmöglich war.

Mit diesen Reibungen wurde einige Tage lange fortgefahren, aber ohne Nutzen. Dem Kranken fiel jede Bewegung schlechterdings unmöglich, so zwar, dass er nicht einmal aus dem Bette in den Schlafsessel zu gehen, ja, so zu sagen, nicht auf den Füssen zu stehen im Stande war. Bey so bewandten Umständen dachte

ich auf andere wirkſamere Hilfe, und verordnete, daſs er die Füſſe eine Stunde lang des Tages in ein warmes, mit aromatiſchen Kräutern geſchwängetes Weinbad halten ſolle. Nach ſechs Tagen fieng auf den anhaltenden Gebrauch dieſes Bades die Härte ſich zu erweichen an, der Kranke fühlte einige Erleichterung, ſo daſs er endlich, ohne ſich eben viel anzuſtrengen, mit Beyhilfe zweyer Kammerdiener im Zimmer einige Schritte gehen konnte. Doch hatte ſich die wäſſerichte Aufgedunſenheit noch nicht verloren; ich lieſs daher Säckchen mit geröſtetem Salze füllen, und ſie warm überlegen, befahl aber, daſs, um jeder ſchädlichen Folge, die etwa durch das Salz, wenn es von der eingeſogenen Ausdünſtungsmaterie naſs werden ſollte, hätte hervorgebracht werden können, auszuweichen, keines länger, als eine Stunde liegen bleiben ſollte. Während dieſer Zeit ſuchte man, die Füſſe etwas in einer erhöheten Lage zu erhalten. Die übrige Zeit des Tages, ſo wie auch in der Nacht, trug er neapolitaniſche Strümpfe, die aus Fiſchwolle gemacht werden, und wie man vorgiebt, ungemein geſchickt ſeyn ſollen, die Ausdünſtung zu fördern. Der Kranke muſste dabey, ſo oft es ihm möglich war, ſich ein Paar Schritte im Zimmer herumführen laſſen. Auf dieſe Art war nach acht Tagen alle Geſchwulſt verſchwunden, der Kranke ſahe ſich im Stande, allein im Zimmer auf und nieder zu gehen, verlor die Schmerzen in den Füſſen, und litt auch in der Folge weniger an Blähungen.

Dies war noch nicht alles, was der ädle Mann auszustehen hatte. Ich habe oben gemeldet, dass er die Arme wieder gebrauchen konnte, den rechten ausgenommen, den er nicht frey aufzuheben vermochte. Zwey Wochen nach geschehener Verwundung schwoll der ganze Arm samt der Hand von neuem an, es stellten sich Schmerzen dabey ein, die denen im Fusse an Heftigkeit nichts nachgaben, vielleicht weil er sich den ganzen Tag auf diesen Arm gestützet, und ihn in einer krummen, unbeweglichen Lage gehalten hatte. Die Geschwulst war beträchtig, weiss und zum Theile etwas ödematös. Auch liess ich durch einige Tage Umschläge von warmen Weine mit aromatischen Kräutern machen, Spannung und Schmerz liessen nach, aber die ödematöse Aufgedunsenheit wollte nicht ganz vergehen, ob sie gleich etwas abgenommen hatte. Ich nahm also auch hier obige mit geröstetem Kuchensalze angefüllte warme Säckchen zu Hilfe, und innerhalb fünf Tagen hatte sich Geschwulst und Schmerz am Arme und an der Hand gänzlich verloren. Im Schultergelenke und dem Knie aber blieb ein fixer Schmerz zurück, der zu gleicher Zeit die freye Bewegung hinderte. Ich hielt dies alles bloss für Wirkungen einer Quetschung, oder einer Uiberstauchung, und liess dieser Ursache wegen diese Theile Morgens und Abends mit der Nervensalbe einschmieren. Nachdem sieben Tage lange damit fortgefahren wurde, verschwanden alle Schmerzen, und die freye Bewegung kehrte in ihren gehörigen Zustand zurück.

Den zwey und zwanzigsten Weinmond am Nachmittage liess sich der Herr Graf Feuer in's Kamin machen, und setzte sich davor. Dies zog ihm eine Heisserkeit und einen Katharr zu, der in zwey Tagen so heftig ward, dass er von dem beständigen Husten drey Nächte hindurch nicht ruhig schlafen konnte. Doch gieng auch dieser Zufall dadurch, dass er Suppen mit Gerstenschleime und von Zeit zu Zeit eine Tasse Koffee zn sich nahm, in fünf Tagen vorüber.

REFLEXIONEN.

Obschon bey gequetschten Wunden wegen Zerreissung der Gefässe Blut verloren geht, so dürfen doch, im Falle das Fieber heftig und der Puls voll und hart ist, die gehörigen Blutauslerungen nicht verabsäumt werden; denn nur auf diese Art ist man im Stande, dem Fieber Schranken zu setzen, und einer starken Entzünduug vorzubeugen. Eben so wenig darf man vergessen, eine den Umständen angemessene Lebensordnung dem Kranken vorzuzeichnen.

Für einige därfte wohl in dieser ganzen Beobachtung nichts so sehr der Aufmerksamkeit würdig seyn, als die Bemerkung, dass die Heilung vor sich gegangen, ohne dass man für nöthig gefunden hätte, sich irgend eines kaustischen Mittels zu bedienen, um das schwammichte Fleisch, das sonst in dergleichen Fällen zu entste-

ſtehen pflegt, hinwegzubringen. Der praktiſche Wundarzt muſs die ſchicklichen Mittel kennen und anzuwenden wiſſen, damit der Erzeugung dieſes ſchädlichen Auswuchſes bey Zeiten vorgebeugt werde. Ein Fehltritt von dieſer Seite wird viele andere nach ſich ziehen; man wird ſeine Zeit auf Tilgung des geilen Fleiſches verwenden müſſen, und in der eigentlichen Heilung ſich verſpäten. Und das iſt wahrlich keine der kleinſten Urſachen, warum gewiſſe Kuren kein Ende nehmen.

Ich habe auch nicht für gut befunden, alle Hohligkeiten der Eytergänge und Eyterhöhlen mit Karpie ja recht wohl auszufüllen, ein Geſchäft, das doch manchen ſo ſehr am Herzen zu liegen ſcheint. Mir war es genug, wenn der Eyter freyen Ausfluſs hatte, und das Fleiſch ohne Hinderniſs nachwachſen, und ſich vereinen konnte. Dieſe Methode, alles völlig mit Karpie auszuſtopfen, kann nie vortheilhaft ſeyn, wenn man bedenkt, daſs dadurch eine groſſe Ausdehnung der Theile, und eine allzuſtarke Eyterung erfolgen müſſe.

Man hielte die Fieberrinde für nothwendig, um dem Verderbniſs Einhalt zu thun, und die Zurückſäugung des Eyters zu verhindern, die in dieſem Falle (wo man es mit einer häufigen Eyterung zu thun hatte) gewiſs nicht unter die unmöglichen Dinge gehörte. Wenn es darum zu thun war, daſs der Körper offen erhalten werden ſollte, und waren bloſſe Kliſtire hiezu nicht

hinreichend, so ward die Rinde mit einigen Gran Duplikatsalze versetzt.

Man wollte dem übelartigen Eyter keine Zeit lassen, die Zwischenrippenmuskeln anzufressen, oder sich gar einen Weg in die Brusthöhle zu bahnen, und so den Kranken der Gefahr einer Erstickung auszusetzen, und schritte daher zum Schnitte. Man machte auf dem Brustbeine eine zweyte Gegenöffnung aus ähnlichen Gründen: man suchte nämlich dem Verderbnisse des Knochenhäutchens, oder des Knochen selbsten vorzukommen. Aus Hintansetzung dieser Vorsicht habe ich bey einer leichten Quetschung am Brustbeine, die, weil sie vernachlässiget ward, in einen Abszess übergieng, den Beinfrass dieses Knochen erfolgen sehen.

Nur ein einziges Mal hab ich ein Kerzchen gebraucht; es bestand aus Leinwand, die mit einem Pflaster bestrichen war, und diente mir bloss, die Höhle und ihre Richtung zu bestimmen. Dann habe ich mich bey der ersten Gegenöffnung einer starken Sonde bedient, um einen widerstehenden Körper zu haben, der mir die Brust an dem Orte, wo der Schnitt geschehen musste, von den Muskeln hinwegdrückte. Ausser diesem habe ich im ganzen Verlaufe der Kur nie die Sonde mehr zu Handen genommen, weil ich weiss, wie schädlich dieses Instrument werden kann, besonders wenn die Höhle, so man sondiren will, bis in die so schwache und nachgiebige Fett- oder Zellenhaut reichet. Ich will nichts von den Schmerzen reden, die so eine un

zeitige

zeitige Anwendung dieſes Inſtruments hervorbringet; aber oft gehen neue Zerreiſſungen vor, die, ſo ſchon da ſind, werden gröſſer, und auf dieſe Art wird das ganze Heilungsgeſchäft erſchweret. Nur zu oft hab ich Gelegenheit, dieſes zu beobachten, gehabt, nur zu oft habe ich geſehen, wie gewiſſe Abſzeſſen nicht heilen wollten, weil man bey jedwedem Verbande alle Augenblicke mit der Sonde hineinfuhr, und dadurch auf einmal alles wieder verdarb, was man mit all ſeinen Mitteln und der ganzen übrigen Methode ſeit vielen Tagen her gewonnen zu haben glaubte. Ich glaube immer, daſs ſich aus der Menge des hervorflieſſenden Eyters die Gröſſe des Hohlgeſchwüres beſtimmen laſſe. Was die Richtung, wie auch die Tiefe der Eytergänge betrifft, ſo wird der Chirurg viel Licht erhalten, wenn er im Umfange des Geſchwüres gelinde drückt. Nach alle dieſem wird es ihm nicht mehr ſchwer fallen, zu beſtimmen, ob ſich hier von einer gehörig angebrachten Kompreſſion etwas hoffen laſſe, oder ob es nöthig ſeye, zum Meſſer zu greifen. Uibrigens iſt gewiſs, daſs die Eyterung immer das wahre Maaſs überſchreiten wird, und der Eyter nie gut ſeyn kann, ſolange noch verdorbene Stücke da ſind, die herausgeſchafft werden müſſen.

Die Sonde gehöret unter jene chirurgiſche Geräthe, deren Gebrauch am alltäglichſten iſt. Aber mir däucht dennoch, daſs dieſes Werkzeug nie ohne Noth und in gewiſſen Fällen mit äuſſerſter Vorſicht angewandt werden ſolle. Der Regimentschirurg bey *Voghera*

erzählte mir, daſs einer ſeiner Unterchirurgen einſt zu einem Soldaten, der vom Pferde an Kopf geſchlagen, und eine Wunde mit einem Brnche des Seitenwandbeines, jedoch ohne Verletzung der dicken Hirnhaut bekommen hatte, ſeye berufen worden, um die Sache zu unterſuchen; da ſeye dieſer unerfahrne Menſch mit der Sonde ſo ungeſchickt in die Wunde hineingefahren, daſs er die Hirnhaut durchſtochen habe, und bis in das Gehirn ſelbſt eingedrungen ſeye. Der Verwundete gab noch in ſeinen Armen während dieſer Operation ſeinen Geiſt auf.

Einen ähnlichen Fall hab ich ſelbſt bey der Armee gehabt. Einer meiner Unterchirurgen kam eines Tages zu mir, und meldete mir, daſs ein Offizier unter dem Nabel mit dem Degen eine Wunde, welche mehr, als eine Spanne in die Tiefe gieng, empfangen habe. Auf dieſe Nachricht gieng ich ſogleich zu dem Offizier, und lieſs mir von dem Unterchirurgen die Richtung der Wunde zeigen, weil er ſie ſchon unterſucht hatte. Er nahm die Sonde, brachte ſie in die Wunde, und kam damit zwiſchen die zellichte Haut und Muskeln gegen die Rippen zu, und der Himmel weiſs, wohin und wie weit er noch würde gekommen ſeyn, wenn ich ihn nicht bey der Hand gepackt hätte. Ich nahm ihm die Sonde ab, und fand bey genauer Unterſuchung, daſs die Wunde kaum bis an den geraden Bauchmuskel reichte. Ich tröſtete den Offizier, indem ich ihn verſicherte, daſs das Uibel von wenig Bedeutung wäre, und in kurzer Zeit geheilt ſeyn würde,

Der

Der Erfolg hat meine Ausſage gerechtfertiget, und in neun Tagen war die Heilung vollbracht.

Die Einſpritzungen ſind unſtreitig die ſchicklichſten Mittel, die Hohligkeiten auszuſpülen, und die Heilung zu fördern, wenn ſie angezeigt, nach den Umſtänden eingerichtet und angemeſſen ſind. Aber ſie können auch, wie ſo viele andere Dinge, durch unzeitige, verkehrte Anwendung ſchädlich werden; beſonders gilt dieſes von Einſpritznngen der Fieberrinde, oder anderer zuſammenziehender Arzneyen. Eine Hauptſache iſt, daſs die Einſpritzmaterie (zum voraus geſetzt, daſs ſie der Krankheit angemeſſen ſeye) wohl zubereitet und rein ſey. Eine unreine Einſpritzung kann durch die zurückgebliebenen Theilchen eines Krautes, oder Pulvers die Wunde reizen, und die Heilung hindern. Man thut daher ſehr wohl, wenn man die Materie durch ein ſehr feines Tüchlein, oder was noch beſſer iſt, durch ein Löſchpapier durchſeiget.

Wenn die Höhlen groſs ſind, und kleine Oeffnungen haben, ſo iſt es ſchädlich, die eingeſpritzte Materie darinnen zu laſſen, weil ſie die Fetthaut ſtärker ausdehnen, und ſo die Hohligkeit vergröſſern kann. Ganz anders aber iſt es, wenn mehrere von der Natur, oder der Kunſt gemachte Oeffnungen vorhanden ſind. Denn da wird die eingeſpritzte Flüſſigkeit ohne Hinderniſs herausflieſſen können, ſie wird alſo, ſtatt zu ſchaden, nützen.

Was

Was die graduirten Kompressen betrifft, so ist gewiss, dass ihr Gebrauch bey Hohlgeschwüren von entschiedenem Nutzen ist. Nur müssen sie geschickt angelegt werden, sonst sind sie gewiss eben so schädlich. Der Vortheil, den gut angebrachte graduirte Kompressen bringen, ist zweyfach: sie verhindern die weitere Ausbreitung des Eyters, und befördern die Vereinigung der getrennten Theile. Aber um diese letztere Absicht zu erzielen, ist durchaus erforderlich, dass die Hohligkeiten von innen rein und gesund seyen, dann nur unter diesen Bedingnissen kann man hoffen, die durch die Eyterung getrennten Gefässe mit Hilfe einer schicklich angebrachten Kompression wieder an einander zu bringen. Ich btn so gut, als gewiss, dass, wenn ich die Kompression an jener Höhle, worin die brandige Fetthaut war, hätte versuchen wollen, dass, sage ich, alsdann gewiss das Uibel sich nur verschlimmert hätte, das ist: ich würde das Eyter weiter gedrückt, und die ganze Höhle grösser gemacht haben.

Ich habe Kompressen unter der Achsel und Brust, da nämlich, wo sich die Unterlaufung, und folglich die grosse Höhle endigte, anlegen lassen, solange die starke Eyterung währte. Sobald ich sofort von der völligen Absönderung der Fetthaut versichert war, sobald ich sahe, dass der Grund des Geschwüres rein, dass das Eyter weiss, von gehöriger Konsistenz, ohne üblen Geruch und der verhältnissmässigen Grösse des Geschwüres angemessen war, alsdann erst nahm ich die graduirte Kompressen zur Hand, und suchte, sie an dem schick-

lich-

lichſten Orte anzubringen. Dann legte ich zwey Tage nach der zwoten Gegenöffnung eine kleine Kompreſſe unter die erſte Wunde und zwiſchen die erſte Oeffnung, um die zwey Löcher zum Schlieſſen zu bringen, und nach wenigen Tagen ſah ich mit Luſt, wie der Erfolg meinem Wunſche entſprach.

Der heftige Geſtank des Eyters rührte freylich von der brandigen Fetthaut groſſentheils her; aber vieles trug doch gewiſs die Menge des ausgetretenen und in Verderbniſs gegangenen Blutes bey. Daher ſeine braune, aſchengraue und gelblichte Farbe, die ſich nicht eher verlor, bis das groſſe Stück Fetthaut durch die zweyte Gegenöffnung herausgeſchafft war.

Die Diät, die der Kranke beobachten muſste, war, däucht mir, den Umſtänden genau angemeſſen. Das Fleiſch trägt gewiſs ſehr viel zur Fäulung bey; daher durfte der Kranke keines eſſen, und muſste ſich mit Gerichten aus Gartengewächſen, die in ſolchen Fällen geſünder und fäulniſswidrig ſind, begnügen, bis die Krankheit einen guten und ſicheren Gang genommen hatte. So lieſs man ihm bald gedünſtete Aepfel mit etwas Zucker, bald Spinat, Lattig, Buchampfer, Mangolt, Skorzonere, gelbe, oder weiſſe Rüben zurichten, doch überlieſs man ihm von allen dieſen Speiſen die Wahl. Nachdem die erſten Tage verſtrichen waren, ſo nahm man auch keinen Anſtand, ihm vor Tiſche ein Schälchen gute Chokolade mit ein wenig geröſtetem Brode zu erlauben.

Wenn die Quetſchung nicht vermengt iſt, ſo muſs man auf die Zertheilung denken. Beſonders aber muſs man die Eyterung zu verhindern trachten; denn dieſe giebt in ſolchen Fällen oft Anlaſs zu Abſzeſſen und Geſchwüren von der ſchlimmiſten Gattung, vorzüglich in einem Körper von übler Beſchaffenheit. Auch können noch andere verdrüſſige Folgen entſtehen, denen man allen durch eine zeitige Zertheilung vorkommen kann.

Sollte die Quetſchung eine *wahre Schlagadergeſchwulſt* hervorgebracht haben, ſo kann man die Kompreſſion mittels graduirter Kompreſſen verſuchen, und danebſt ſtärkende, oder zuſammenziehende Mittel zu Hilfe nehmen. Mir iſt es wenigſtens auf dieſe Art einige Mal gelungen. Sieht man aber, daſs dieſes Unternehmen nichts frommet, dann iſt es Zeit, zur Operation zu ſchreiten, wenn anders nur ein Aſt der Schlagader gelitten hat. Wäre aber der Stamm einer Pulsader ſelbſten, von der die Nahrung eines ganzen Gliedes abhienge, verletzet, ſo müſste man ſich auf die Abſterbung dieſes ganzen Theiles gefaſst machen, und dann, wenn das Verderbniſs entſchieden iſt, ohne Zeitverluſt zur Abſetzung ſchreiten, um dem Brande keine Zeit zu laſſen, weiter um ſich zu greifen, und auch die noch geſunden Theile anzuſtecken.

Im Falle aber bey einer Quetſchung durch Zerreiſſung eines Aſtes von einer Schlagader eine *falſche Schlagadergeſchwulſt* entſtanden wäre, ſo müſste man durch

einen

einen Einſchnitt das ergoſſene Blut herauszuſchaffen, und dann erſt die Wunde zu heilen ſuchen. Wenn man dieſes unterlaſſet, ſo hat man den heiſſen, oder den kalten Brand zu befürchten. Auch ſind dergleichen tiefe Einſchnitte bey jenen Quetſchungen angezeigt, die mit beträchtigen Unterlaufungen des Blutes begleitet werden, damit nicht etwa der Stamm einer Pulsader gedrückt, und dadurch in ſeiner Verrichtung geſtört werde. Von ungemeinem Nutzen iſt dieſe Operation in den Fällen, wo Kopf, Hals, Bruſt oder ein beträchtiger Nerve eine ſtarke Quetſchung erlitten hat. Auch möchten ſie in jedem andern Falle anwendbar ſeyn, wo auf eine Quetſchung eine zweyte Krankheit, welche eine ſchleunige Hilfe verlanget, erfolget, oder doch zu befürchten ſteht.

ZWÖLF-

ZWÖLFTES HAUPTSTÜCK.

Von der Behandlungsart der venerischen Schambeulen, wenn sich der Brand zugesellet.

Im eilften Hauptstücke des ersten Theiles hab ich mich schon über die allgemeine Kurart der venerischen Schambeulen erklärt. Hier wird nur kürzlich die Rede von den Schambeulen seyn, die in Brand übergehen; von ihrer Heilart; ob die Fieberrinde mit Nutzen angewendet werden könne? in welchen Fällen? Diese Fragen wird man durch Thatsachen aufzulösen suchen.

SECHZEHNTE BEOBACHTUNG.

Drey Fälle, wo der Gebrauch der Fieberrinde bey brandig gewordenen venerischen Schambeulen von guter Wirkung gewesen.

Unter den vielen Kuren, die sowohl bey periodischen nächtlichen Fieberanfällen, als auch im heissen und kalten Brande, wenn er unmittelbar von der Lustseuche, oder auch von der vereinten Wirkung anderer hinzukommenden Ursachen entstanden war, durch Hilfe der Fieberrinde

mit Glücke habe machen sehen, scheint mir's genügend, drey verschiedene Fälle dieser Art anzuführen, um nur einen Begriff davon zu geben.

Im Brachmonde vom Jahre 1774 hatte mein Bruder, damals Regimentschirurg bey *Pellegrini*, und dermaliger Leibchirurg bey *Seiner Majestät*, einen jungen Menschen, seines Gewerbes ein Bierbräuer, sechs und zwanzig Jahre alt, und von einem blutreichen Temperamente, in die Kur bekommen. Dieser junge Bursch hatte einen bösartigen Tripper mit einem starken Ausflusse; aber statt erweichender und eröffnender Getränke zu gebrauchen, soff er Bier. Die Schmerzen während dem Harnen nahmen zu, und das Glied fieng sich zu entzünden und hart zu werden an. Er glaubte es dem Uibel abzugewinnen, trank eines Abends gegen drey Pfund Kirschengeist, und bekam, wie leicht zu erachten, einen Rausch. Auf diese Bravour folgte ein sehr ungestümmes Fieber, und die Entzündung wuchs zu solch einer Heftigkeit heran, daſs in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden das ganze Glied und der Hodenbeutel zur Hälfte vom Brande, der von einem unerträglichen Gestanke begleitet war, ergriffen ward.

Die Arzneyen bestanden äusserlich in der ägyptischen Salbe mit einem Zusatze von der Fieberrinde; innerlich aber in einer Lattwerge von dieser Rinde, davon er des Tages sechs Quentchen nehmen muſste, bis sich alles Abgestorbene abgesöndert hatte. Das Glied ward, so weit sich's thun lieſs, mit dem Messer hin-

weggenommen, ohne daſs der Kranke den geringsten Schmerz dabey empfand; das Uibrige, was noch vom Brande zurückgeblieben war, machte ſich innerhalb ſechs Tagen völlig los. In dieſem Zeitpunkte bediente man ſich ſtatt obigen Mitteln einer Digeſtivſalbe aus Terbenthin mit Baſilikumſalbe. Uibrigens ward, ungeachtet eine vollkommene Abſönderung geſchehen war, mit der Fieberrinde noch fortgefahren, und alle Tage ein Quentchen von der China Lattwerge genommen. Man wollte hiedurch einer neuen Verderbniſs vorzubeugen, und eine gute Eyterung feſtzuſetzen ſuchen.

Es iſt glaublich, daſs die Geſchwüre, ſo den Tripper veranlaſſet, an der vordern Gegend des Gliedes ihren Sitz gehabt haben müſſen, weil nach geſchehener Abſönderung aller verdorbenen brandigen Theile ſich nie etwas von einer eyterhaften Materie an der Harnröhre ſehen lieſſe. Nach zwey Monaten kam die Heilung zu Stande, obgleich für niemanden in ähnlichen Umſtänden die Heilung gegen dieſen Preis erwünſchlich ſeyn dürfte.

Ein Soldat von dem *kollowratiſchen* Regimente, Namens *Melchior Kolb*, ein Mann von vierzig Jahren, wurde, nachdem er bey ſeinem Regimente ſchon verſchiedene äuſſerliche und innerliche Queckſilberarzneyen gebraucht hatte, den fünften des Wintermondes 1770 in's Wiener Gumpendorfer Militärſpital gebracht. Seine gegenwärtige Krankheit war eine ſtarke Vorhautsverengerung (*Phymoſis*), eine entzündete Schambeule

von

von ungeheurer Grösse und Feigwarzen am Mittelfleische, welches alles Folgen eines vorhergegangenen bösartigen Trippers zu seyn schiene, und von einem hitzigen Fieber begleitet wurde. Dabey hatte der Mann ein übles, kachektisches Aussehen; doch weiss ich nicht, ob dieses ihm gewöhnlich, oder ob es ebenfalls mit zu den langsamen Wirkungen des Giftes gehörte, das schon lange die Grundfeste seines Körpers zu untergraben angefangen hatte.

Man machte auf der Stelle eine Aderöffnung, und wiederholte dieselbe am folgenden Tage. Dabey liess man ihn eine hitzwidrige Salpetermixtur und zum gewöhnlichen Geträнke ein schwaches Dekokt von Gersten, Klettenwurzel, China- und Sassaparillwurzel nehmen. Aeusserlich wurden erweichende Bähungen mit ein wenig Salmiak übergeschlagen. Ganzer acht Tage fuhr man auf diese Art fort, jedoch ohne allen Nutzen; das Uibel nahm augenscheinlich zu, und die Entzündung machte immer grössere Schritte, so dass sie schon bis an die Scham und den Hodenbeutel reichte. Die Geschwulst wuchs immer stärker heran, und die Haut, sonderlich aber die Vorhaut, sah schwarzblau und brandig aus. Der erfahrne Stabschirurg dieses Spitals, Herr *Odenkirchen*, griff aus Furcht einer gänzlichen Absterbung des Gliedes und übriger nahe liegender Theile ohne Bedenken zum Messer, und machte an dem Orte, wo die Haut bleyfärbig war, Einschnitte. Er liess von dem schwärzlichten Blute, das sich zeigte, etwas herausfliessen, und sodann Umschläge vom Kalkwasser mit

etwas Kampfergeiſte machen, die alle zwo Stunden wiederholt wurden. Am folgenden Tage hatte der Brand weiter um ſich gegriffen. Man legte ſtatt des Umſchlages die Storaxſalbe über, und ſtärkte die Salpetermixtur mit einer halben Unze Fieberrinde, die in vier und zwanzig Stunden genommen werden muſste. Dem ungeachtet nahm der Brand von Tag zu Tage zu, und man fand für nöthig, mit der Doſis der Fieberrinde zu ſteigen. Es kam endlich ſo weit, daſs man den kalten Brand am Gliede und dem Hodenſacke befürchtete.

Der Kranke bekam nun zwar alle zwey Stunden ein Quentchen Fieberrinde; allein auch in dieſer Menge ſchien ſie noch nicht vermögend, den Brand zum Stillſtehen zu zwingen; ich rieth daher, die nämliche Gabe alle Stund zu geben. Am ſechſten Tage endlich ward man gewahr, daſs der Brand Gränzen ſetze. Die brandigen Ränder fiengen an, ſich abzuſöndern, und in zween Tagen darauf fiel das halbe Glied und die Hautdecken bis an die Schamgegend vom ganzen Hodenſacke und von einem Theile des Mittelfleiſches hinweg, ſo daſs ein ſchönes, friſches Geſchwür, das alle Hoffnung zu einer baldigen Vernarbung gab, zurückblieb.

Als der Kranke ſahe, daſs ſich alles zur Heilung anlieſs, ſo konnte man ihn auf keine Art dahin bringen, die Fieberrinde weiters zu nehmen. Aber da nach fünf Tagen an dem untern Theile des vom Gliede

übrig-

übriggebliebenen Stückes von neuem der Brand sich zeigte, fügte er sich ohne weiteres zu allem, was man verlangte. Man gab ihm also alle Stunde ein Quentchen Chinapulver, bestreute auch damit das, was brandig war, und legte sodann die Storaxsalbe darüber. In ein Paar Tagen fiel die Brandrinde, hinweg, und der Kranke durfte nur alle zwo Stunde das Pulver nehmen. In der Folge nahm er sie nur zu zweyen Malen, dann zu einem Male des Tags, endlich, als man von der nahen Heilung versichert war, ward sie ganz weggelassen.

Die erste Eyterung hatte nicht sobald sich gezeiget, als auch die Schambeule sich schon zu zertheilen anfieng. Die Feigwarzen wurden indess mit Hilfe des Höllensteines hinweggeschaffet. Den Leib suchte man, offen zu halten. Der Kranke musste öfters des Tages ein Schälchen gute Brühe mit Gerstenschleime zu sich nehmen, um Nahrung zu bekommen. Nach geendigtem Gebrauche der Fieberrinde fieng man die *Quecksilbereinreibungen* mit ihm an. Man nahm sie an den Beinen vor, und kam damit bis auf dreyssig. Die Dosis war (anfangs alle zwey Tage und in der Folge täglich) ein Quentchen. Die ganze Kur währte vier Monate lange.

Ein andrer Soldat von eben dem Regimente, Namens *Veit Rubin*, vier und dreyssig Jahre alt, und von einem cholerisch - sanguinischen Temperamente, kam zu gleicher Zeit mit dem vorigen in's Spital. Er

hatte eine grosse venerische Schambeule, dabey aber war weder Fieber, noch Entzündung zugegen; und er fühlte mehr eine Spannung, als einen wahren Schmerz darinnen, ein Umstand, der ihn im Gehen hinderte, wenn er auch noch so kurze Schritte machte.

Man liess ihn wechselweise, jeden dritten Tag des Morgens folgendes Purgiermittel nehmen:

℞. *Pulv. rad. jalapp. drachm. sem.*

Mercur. dulc. gran. vj.

Pulp. cass. q. s. ut f. bolus. D.

Des Abends in den Zwischentagen bekam er eine Schale reinigenden Getränks von Sassaparill und Klettenwurzeln. Auf die Schambeule selbst ward die neapolitanische Salbe gelegt; auch wurden noch überdies des Tages zwey Einreibungen damit gemacht. Man hoffte nämlich, dass man auf diese Art die Zertheilung zuwege bringen würde; allein der Erfolg bewies, dass man sich wenigstens für dieses Mal betrogen hatte, denn die Schambeule begann nach ein Paar Tagen sich an ihrer Oberfläche zu entzünden, und nahm den geraden Weg zur Eyterung. Der Spitalchirurg öffnete sie mit einem Kreuzschnitte, nahm die Lippen hinweg, und verband das Geschwür nachher mit der Storaxsalbe.

Indess sah der Abszess noch rings herum entzündet aus, und statt dass die Entzündung nach gemachter Oeffnung sich hätte vermindern sollen, nahm sie Tag für Tag mehr zu, so dass man drey Tage nachher für nö-

nöthig fand, eine Ader am Arme zu öffnen. Aber auch dies frommte wenig, die Entzündung wuchs in wenig Tagen zu solch einer Heftigkeit heran, dafs der Grund und die Lippen des Geschwüres vom heissen Brande angegriffen wurden. Man legte die Storaxsalbe mit einigen Tropfen Terbenthinöl auf Plümaceaux gestrichen über, um die Natur zur Eyterung zu reizen. In der nämlichen Absicht bediente man sich folgender Bähung:

R. Aqu. calc. viv. libr. j.

Spirit. vin. camphorat. unc. iij.

Sapon. venet. unc. sem. M.

Nach fünf Tagen sönderte sich die ganze Brandfläche von Grund und Lippen ab; sie hatte beynahe vier Finger im Umfange. Der Kranke hatte indefs mehr als zwey Pfund China genommen, und man setzte damit nicht eher aus, bis das Geschwür ein gutes Aussehen zu gewinnen anfieng. Zum Verbande bediente man sich sodann blofs der Storaxsalbe. Die vollkommene Herstellung des Kranken erfolgte erst gegen Ende des Märzmondes vom Jahre 1771, denn man hatte mittlerweil noch ein Paar Einreibungen mit ihm vorgenommen, um die Säfte, so viel möglich, zu reinigen.

Ein Korporal vom *palfischen* Regimente, ein Mann von vier und zwanzig Jahren, und einem sanguinisch-melancholischen Temperamente, bekam in der rechten Leiste eine sehr grosse und harte venerische Schambeule. Man hatte ihn zu verschiedenen Malen mit versüfstem Queckfilber abgeführet; man hatte ihm zu

zweyen Malen des Tages mit der neapolitanischen Salbe (einer Haselnuss gross) die Geschwulst reiben lassen; allein ohne alle Wirkung: es folgte weder die Zertheilung, noch die Eyterung. Man verstärkte die Salbe, liess drey Theile Quecksilber und einen Theil Fett nehmen, und davon ein Quentchen des Tages einreiben, die Einreibungen selbst aber stärker und in einem grössern Umfange machen. Die Geschwulst aber gieng innerhalb sechs Tagen, statt sich zu zertheilen, in Eyterung. Der Abszess ward an seiner Oberfläche weich, und sofort mit einem Kreuzschnitte geöffnet, die Lappen aber weggeschnitten. Weil er stark blutete, so ward für diesmal mit trockner Karpie, des andern Tages aber mit Storaxsalbe verbunden.

Den Tag darauf stellte sich eine starke Entzündung mit Fieber, Durst und Kopfschmerzen ein, so dass in zwey Tagen drey Aderlässe vorgenommen werden mussten. Dabey suchte man mit erweichenden Klistiren den Leib gehörig offen zu erhalten. Zum gewöhnlichen Tranke bediente man sich eines Dekokts von Endiven und Buchampfer, mit den Umschlägen vom Kalchwasser und Kampfergeist aber wurde inzwischen immerdar fortgefahren, sie mussten alle zwey Stunde frisch aufgelegt werden. Diesem allen ungeachtet hub am dritten Tage die Oberfläche des Geschwüres brandig zu werden an, das Verderbniss griff von Tag zu Tage immer weiter um sich, und machte in kurzer Zeit solche Fortschritte, dass es in wenig Tagen bis an die

Gräte

Gräte des Darmbeines hin über den Hodensack und fast die halbe vordere Gegend des Schenkels fortlief.

Herr *Odenkirchen* nahm seine Zuflucht zur Fieberrinde, und liess den Kranken alle sechs Stunde ein Quentchen nehmen. Allein, als er sahe, dass sie in dieser Menge nicht vermögend sey, den Brand in seinem ungestümmen Laufe zu hemmen, vermehrte er ihre Gabe, und liess alle Stunde ein Quentchen nehmen. Nebst diesem bestreute er auch das, was schon brandig war, damit, und liess sodann die Storaxsalbe mit Terbenthinöl darüber legen. Zuletzt ward alles noch mit dem Umschlage bedeckt.

Nach fünf Tagen gieng die Absönderung vor sich; dadurch geschahe, dass der schräge Bauchmuskel eines Theils, die Flechse des dreyköpfichten Schenkelmuskels und des Schneidermuskels, der rechte Hoden und einige kleine Höhlen bloss zu liegen kamen. Man verliess nun die vorige Behandlungsart, und verband mit einer Salbe, die aus der Storaxsalbe und dem Arzäusbalsame (zu gleichen Theilen) zusammengesetzt war. Mit der Fieberrinde aber ward noch einen ganzen Monat lange fortgefahren, doch so, dass man die Gaben stuffenweise verminderte. Uiberhaupt hatte der Kranke während der ganzen Kur drey Pfunde von dieser Rinde genommen. Die Salbe aber wurde bis zur Heilung des Geschwüres beybehalten, die endlich nach einem Zeitraume von fünf Monden erfolgte.

Dieser arme Korporal hatte das Unglück, gerade zu der Zeit in's Spital zu kommen, wo sich Skorbutische und viele andere Kranken, die an faulichten und Petetschenfiebern darniederlagen, beysammen fanden; nebst diesem war damals die Menge der Kranken so grofs, und das dasige Spital so schlecht gebaut, dafs man auf keine gehörige Abtheilung denken konnte. Man hatte freylich gethan, was man in dasigen Umständen thun konnte, und in Ansehung des Ausräucherns, des Fensteröffnens und der Absönderung der mit ansteckenden Krankheiten behafteten Personen alle mögliche Vorkehrungen zu treffen gesucht; dem unerachtet war die Verderbnifs der Luft so grofs, dafs viele, die mit einem unbedeutenden Zustande in's Spital kamen, angesteckt wurden, und in's Faulfieber verfielen. Eben so ergieng es auch diesem Korporale. Er schien schon der Genesung nahe, und man hatte alles, was man nur konnte, gethan, um ihm nach und nach zur Nahrung wieder zu verhelfen; aber dem ungeachtet blieb er schwach, ausgemergelt, und bekam den Skorbut. Das Zahnfleisch schwoll an, ward schwarz, blutete, sobald es berührt wurde, und gab einen Leichengestank von sich.

Man nahm freylich seine Zuflucht zur Fieberrinde und zu anderen Arzneyen aus der Klasse der Antiskorbutischen; allein sie hatten nicht Zeit genug, etwas erwirken zu können, denn der Kranke ward zur nämlichen Zeit von einem heftigen Faulfieber überfallen, das ihn in fünf Tagen aufrieb.

RE-

REFLEXIONEN.

Obschon die Fieberrinde auf den venerischen Krankheitsstoff eigentlich nicht wirket, so scheint sie doch ungemein geschickt zu seyn, den jähen Fortgang des heissen und kalten Brandes zu hemmen. Das Quecksilber ist freylich das einzige und das beste Mittel, die Ursache des venerischen Uibels zu heben, aber nicht immer ist es auch den Folgen gewachsen, wenn die Krankheit in eine andere abartet. Ich habe mehrmal beobachtet, dass der Gebrauch des Quecksilbers den schon angefangenen Brand nur noch beschleuniget, besonders wenn man es mit einem von Natur aus übel bestellten, oder durch die Krankheit zerrüteten kachektischen Körper zu thun hatte. Aus dieser Ursache habe ich mich einige Malen genöthigt gefunden, mit der schon angefangenen Kur inne zu halten, und gegen die andere später entstandene Krankheit zu arbeiten. Dann erst, wenn ich mit dieser fertig geworden war, kehrte ich zur ersten Kur wieder zurück, und fuhr damit fort, und auf diese Art gelang es mir, meine Kranken glücklich herzustellen. Man hat in Spitälern öftere Gelegenheit, sich von der Wahrheit dieser Beobachtung zu überzeugen, als in Privatpraxis. Privatpersonen haben alle Bequemlichkeiten, und können die nöthigen Mittel zu *rechter Zeit* gebrauchen; aber arme Leute und Soldaten suchen gemeiniglich erst Hilfe, wenn sie sehen, dass es auf's Aeusserste gekommen ist.

So

So habe ich mich öfters in Verengerung der Vorhaut (*Phymosis*), im spanischen Kragen (*Paraphymosis*) und verwahrlosten Geschwüren, wenn der Brand sich dazu schlug, der Fieberrinde mit dem beisten Erfolge bedient. Erst machte ich Einschnitte, und bedeckte hierauf alles mit dem Pulver. Auch bey Geschwüren im Halse und Munde liess ich das Dekokt dieser Rinde mit etwas Honig zum Gurgeln brauchen, und habe die besten Wirkungen davon gesehen. Fand ich sofort, dass die Geschwüre ein gutes Aussehen bekamen, so liess ich mit dem Gurgeln fortfahren, gab aber zugleich den Merkurius, um die im Blute eingewurzelte Ursache zu bekämpfen und zu heben.

Gewiss ist es und rügenswerth, dass eine verkehrte Behandlungsart zur Erzeugung des Brandes sehr vieles beytragen könne. Viele Chirurgen öffnen die Schambeulen, bevor die Eyterung völlig zu Stande gekommen. Sie stöhren also die Natur in ihrem Geschäfte, mit welchem sie alle Härte der Geschwulst zu schmelzen sucht. Die zerschnittenen Gefässe, die eben in ihrer ganzen Wirksamkeit waren, ziehen sich von beyden Theilen zusammen, verlieren ihre vorige Kraft, und werden ausser Stand gesetzt, die angefangene Arbeit zu vollenden; es bleiben Verhärtungen zurück, die nicht erfolget wären, wenn die Oeffnung einige Tage später vorgenommen worden wäre. Nun sieht sich der Chirurg in die Nothwendigkeit versetzt, Aezmittel zu ergreifen, und muss erst wieder eine neue Entzündung und gewaltsame Eyterung erzwingen, wenn er die zu-

rück-

rückgelassene Verhärtungen hinwegschaffen will. Geht man im Gebrauche dieser zerstöhrenden Mittel nicht vorsichtig und sparsam genug zu Werke, so macht man neues Verderbniss und neue Entzündungen; es müssen sodann neue Eyterungen erfolgen, die Hohlgänge veranlassen, und Auswärtskehrung der Lippen. Diese Uibel sind oft mit einem schädlichen Einflusse auf den ganzen übrigen Körper begleitet. Oft entstehet eine besondere fremde Schärfe in den Säften, das Geschwür wird krebsartig, oder es erfolgen andere langwierige Uibel, die wenig Gutes hoffen lassen.

Es scheint, dass in den oben erzählten Fällen die Spitalluft zur unglücklichen Wendung der Krankheit vieles beygetragen habe. Es ist gewiss nicht eine und die nämliche Sache, in Spitälern heilen und in Privathäusern. Hier, wo man noch mehrere Bequemlichkeit hat, ist die Luft selten so verdorben, wie in Spitälern, wo sie nie gut seyn kann, weil sich dort gemeiniglich eine Menge Menschen beysammen findet, die, wenn sie auch nicht gerade ansteckende Krankheiten haben, dennoch immer athmen, ausdünsten, und dadurch die Luft mit feinen, flüchtigen, zur Erzeugung der Verderbniss in Geschwüren und frischen Wunden ungemein schicklichen Theilchen schwängern. Dazu kömmt noch der Gestank von Urin, vom Unrath und den Arzneyen, die nicht immer gewürzhaft sind. Freylich wird das Verderbniss der Luft grösser seyn, wenn das Spital mit faulen, oder bösartigen Fiebern angefüllt ist. Dies ist die Ursache, warum zu Zeiten gewisse Geschwüre

und

und Wunden keine Heilung annehmeu wollen, warum sie sich oft ohne angebliche Ursache verschlimmern, und warum die Kranken manches Mal, ungeachtet aller bey Zeiten angewandten Hilfe zuletzt zu Grunde gehen.

Die Erfahrung hat erwiesen, dass in den Kerkern mit der Zeit die Luft verdirbt, und dass eine solche verdorbene Luft, wofern sich auch sonst gesunde Menschen in grosser Anzahl beysammen finden, Krankheiten erzeuget. Der berühmte *Pringle* *) hat gezeigt, dass die Kerkerfieber von dem Spitalfieber in nichts unterschieden sind. Die Mittel, diesem Verderbnisse der Luft, soviel möglich, vorzukommen, habe ich schon an einem andern Orte angeführt, und bestehen kürzlich darin, dass man die Leute, soviel es die Umstände zulassen, von einander verlege, die Zimmer gut auslüfte, und mit aromatischen Dingen, oder mit Essigdampfe ausräuchere; vor allem aber dass man die Luft öfters zu erneuern suche. Wohlgerüche sind freylich sehr geschickt, die verderbten Lufttheilchen zu verbessern; aber der Luft ihre verlorne Schnellkraft wieder zu geben, ist nichts im Stande, als die frische Luft selbsten.

Diese Vorsichtsregeln und Vorkehrungen sind allzeit in Kasernen und Kerkern von grosser Erheblichkeit; aber nirgendswo werden sie so wichtig, so nothwendig, als bey Kranken, wo man nie vor einer Ansteckung, die in der Folge den nahe gelegenen Dörfern selb-

*) Beobachtungen über die Krankheiten einer Armee. Kap. VI

selbsten gefährlich werden kann, sicher ist, wenn auch gleich die gegenwärtigen Krankheiten von weniger Bedeutung seyn sollten. Militärspitäler haben überhaupt mehr zu fürchten, als Civilspitäler; denn im Felde hat man gemeiniglich viele Mühe, die Kranken unterzubringen, und ist fast allemal gezwungen, sie aus Furcht des Ausreissens, und wegen Austheilung der Speisen und Arzneyen in die Bauernhäuser, die meistens klein, nieder und feucht sind, zu verlegen, und dort beysammen zu halten. Nie aber sind die Kranke dem Brande mehr unterworfen, als wenn die Umstände so sind, dass die Spitäler in feuchten Dörfern, wo das Wasser nicht tief unter der Erde ist, oder an solchen Gegenden, welche mit nahen Sümpfen und stehenden Wässern angefüllt sind, und wo, wie man weiss, ohnehin Skorbut und Faulfieber mehr, als anderswo zu herrschen pflegen, angelegt werden müssen. In solchen Umständen hilft auch das Auslüften der Zimmer nicht viel, weil die ganze Atmosphäre verdorben ist; doch ist eine freye Luft immer besser, als eine eingeschlossene.

Die Jahreszeit, welche unter allen übrigen der Erzeugung des Brandes am günstigsten zu seyn scheint, ist der Sommer. Die Ursache ist, weil die zu dieser Zeit herrschende Sonnenhitze viele feuchte Dünste anzieht, die den Dunstkreis verderben, und einen schädlichen Einfluss auf die in dieser Luft sich befindende Körper ausüben, die Zasern erschlaffen, die Säfte auflösen, und den Weg zur Fäulung ebenen. Man muss sich daher an Orten, die feucht, neblicht und voller

Sümpfe sind, nie zu sehr der Luft, vorzüglich zur Nachtszeit, aussetzen, weil die Dünste, die unter Tages von der Sonnen in die Höhe gezogen werden, zu dieser Zeit herabfallen. Aus diesem Grunde und von wegen den öfteren Austretungen der Teiss, wobey allemal eine Menge toder und in der Folge faulender Fische auf dem Lande zurückbleiben, ist die Nachtluft in einigen Gegenden von Hungarn so gefährlich. Eben von daher läßst es sich erklären, warum man nach lange anhaltendem Regenwetter im Frühjahre, Sommer und im Herbste oft fäulichte Fieber und andere ähnliche Krankheiten *endemisch* herrschen sieht; und warum jene, die sich vor der Nachtluft hüten, ihre Wohnungen in hohen und trocknen Gegenden haben, geistige Getränke trinken, und sich mit guten, kräftigen und der Fäulung widerstehenden Speisen nähren, gröſstentheils unangefochten bleiben, und ein langes Leben geniessen.

Kehren wir nun zu den Spitälern zurück, und durchgehen wir mit flüchtigem Blicke die Reihe der mancherley Krankheiten, die an diesem Orte zusammenkommen. Ich zähle hieher Skorbut, Krätze, Friesel, Petetschen, faule, bösartige Fieber, Pocken, Luftseuche, Ruhr und noch andere ansteckende Krankheiten, die anderen, besonders schwachen und übel bestellten Körpern leicht gefährlich werden können. Unter übel bestellte, für schlimme Eindrücke leicht empfängliche Körper verstehe ich nicht allein die, so an einer innerlichen Krankheit leiden, oder davon als frisch Genesene annoch im Spitale sich aufhalten, sondern auch solche,

die

die bloſs einer äuſſerlichen Krankheit wegen im Spitale ſind, und deren Körper nur an irgend einem Theile verletzt iſt.

Pringle *) erzählt, daſs die Anzahl der Kranken vom halben Hornung an bis zum Ende des Feldzuges vom Jahre 1746 ſich über zwey tauſend beliefe, die Verwundete mitgerechnet, und daſs hievon gegen drey Hundert, und zwar (was eigentlich das Auffallendſte bey der Sache iſt) meiſtentheils am Spitalfieber ſterben muſsten. Wie viele Kranke ſind dem Wahne: „ man müſſe ja ſorgen, daſs der Kranke recht warm „ gehalten, ja keine friſche Luft zugelaſſen werde „ aufgeopfert worden? Aber dieſem Vorurtheile zum Trotz behaupte ich, daſs, wenn die Kälte nicht auſſerordentlich, und der Körper nicht völlig entblöſst iſt, eine jede andere Luft weniger ſchädlich ſeyn muſs, als eine (beſonders in Krankenzimmern) eingeſchloſſene. Wenn ſich daher der Fall ergiebt, daſs der Raum, die Kranken gehörig aus einander zu legen, verbieten ſollte, ſo iſt es beſſer, ſie lieber an ganz offenen Oertern, oder in breternen Hüten unterzubringen.

Die Erfahrung iſt hierinnen mein Bürge. Das Militärſpital, wovon ich oben geredet, war nicht groſs genug, daſs man die Kranken (im Sommer des Jahres 1771) von einander hätte legen können; die Zimmer ſoll-

*) Beobachtungen über die Krankheiten einer Armee. Kap. VII

sollten von Zeit zu Zeit ausgefeget, frisch ausgeweisset werden, und offen bleiben, damit sie recht hätten durchlüftet werden können. Ich machte also Seiner Exzell. dem Herrn Feldmarschall und Präsidenten des Hofkriegsraths, dem Grafen von *Lacy* den Vorschlag, indessen nach Erfordernis gegenwärtiger Umstände eine breterne Barake, die allenfalls sechzig Kranke fassen könnte, bauen zu lassen. Es ward alles sogleich bewilliget, und in's Werk gestellet. Nun bekam man Platz genug, so dass immer einige Zimmer zum Ausfegen und Durchlüften leer bleiben konnten. Kurze Zeit nachher, als diese Anstalten getroffen waren, sahe man augenscheinlich, wie die Spitalkrankheiten abnahmen, und sich nach und nach verloren. Diese Bemerkung mag auch entscheiden, ob und in wie weit sie für das Wohl des armen, kranken Soldaten möge gefrommt haben.

Wie viele Fälle findet man nicht, dass faule Geschwüre, die im Spitale keine Heilung annehmen wollten, ausser demselben in Privathäusern mit den nämlichen Mitteln in kurzer Zeit zur Heilung gebracht worden sind?

Ich glaube daher, dass dermalen die Arzneykündigen (wenigst der stärkere Theil derselben) von der Schädlichkeit jenes verjährten Vorurtheiles, vermöge dessen man den Kranken nur immerhin recht warm zu halten sich bemühete, vollkommen überwiesen seyn wird, und eben so gerne glaube ich auch, dass ein jeder Spitalarzt suchen wird, seine ihm anvertraute Kran-

ken,

ken, soviel es die Umstände zulassen, aus einander zu legen; überall Nettigkeit und Reinlichkeit zu beobachten, Thüre und Fenster offen zu halten, und die Gänge und Zimmer auslüften und durchräuchern zu lassen. Kranke aber, die mit langwierigen (es seyen innerliche, oder äusserliche) Zuständen, besonders aber mit faulartigen, Verderbniss mit sich führenden Krankheiten behaftet sind, wird er suchen, ganz aus dem Spitale wegzubringen, oder doch von den übrigen abgesöndert zu legen.

In grossen Spitälern sind die englischen Ventilators sehr gut, sowohl für sonstige Gebäude, als auch für Krankenhäuser. Sie müssen aber von Kupfer, oder von Eisenblech seyn, denn die hölzernen, besonders wenn sie nicht recht mit Oel getränkt sind, schwellen von der feuchten Luft leicht an, und sind von keiner Dauer. Man hat noch andere kleine von Messing, die man in die Fenster macht. Aber diese sind zu klein, und schicken sich besser in die Häuser der Stadtleute, als in grosse Spitäler; doch sind sie immerhin besser, als gar keine. Der beste Ventilator ist überall zu haben, wo ein, oder mehrere Kamine sind. Es ist wahr, sie kosten viel Holz; aber man kann sie auch zum Sieden der Getränke, Umschläge u. s. w. benützen. In Deutschland, wo die Oefen gebräuchlich und die Kamine schwer einzuführen sind, thut man am besten, wenn man in die Oefen von Seiten des Zimmers eine Oeffnung, oder ein kleines Thürchen anzubringen suchet, und es zur Zeit, wenn von aussen eingeheizt

 wird,

wird, öffnen läſst. Auf dieſe Art erhält man eine ſehr gute Art Ventilators, ohne daſs man vom Rauche was zu befürchten hätte.

So iſt es für ein Spital keine gleichgültige Sache, wenn auf den entgegengeſetzten Seiten Thüren angebracht ſind, die von Zeit zu Zeit geöffnet werden können, um deſto leichter eine Veränderung der Luft zu bewirken. Das Nämliche kann auch mittels Kanäle geſchehen, die mit Oeffnungen von unten zu, oder von oben Gemeinſchaft haben; denn die Dünſte, die gerade am ſchädlichſten ſind, ſteigen in die Höhe, und erzeugen eine phlogiſtiſche Luft, die ſo ungeſund iſt, daſs Thiere, die darinnen athmen müſſen, davon ſterben. Eine andere Gattung von dieſer Luft bleibt unten gegen den Boden zu, und iſt nicht ſo ſchädlich, als die vorige. Die in der Mitte des Zimmers iſt noch die unſchädlichſte. Dieſe, die Luft vergiftenden, und dem Menſchen ſo gefährlichen Dünſte laſſen ſich durch die zeither beſchriebenen Mittel, vorzüglich aber durch die Hilfe der Ventilatoren am beſsten hinwegbringen, indem wir dadurch in Stand geſetzt werden, die Luft zu erneuern, und ſie, ſo viel möglich, rein zu erhalten.

DREY-

DREYZEHENTES HAUPTSTÜCK.

Von den Wirkungen der Leidenschaften auf den menschlichen Körper, und ob auch der Brand unter diese Wirkungen gezählet werden könne?

Nichts erhitzt das Blut mehr, als eine starke Leidenschaft *); die Erfahrung giebt uns überzeugende Beweise hievon. Jede Leidenschaft hat ihren Sitz im Gehirne, oder besser zu sagen, in unserer, von einer phisikalischen Ursache gestörten, Einbildungskraft. Oft aber ist *sie* es, die die Farbe hergiebt, wodurch das Gemälde so fürchterlich wird. Vermöge der allgemeinen Zertheilung der Nerven durch den ganzen Körper wird es einleuchtend, warum beym Sturme einer Leidenschaft alle Theile desselben leiden müssen. Die Lebenskraft wird zerdrücket, die zum Leben unentbehrlichen Verrichtungen gerathen in Verwirrung, das Herz wird zusammengepresset, es entsteht Herzklopfen, Schmerz und Ohnmachten. Das Athemholen leidet, wird schwer, und mit Seufzern unterbrochen. Die Eingeweide werden in ihren Verrichtungen gestört, und die

*) *Van Swieten* Tom. I, Aphorism. 242

die natürlichen Handlungen kommen in Unordnung.*) Ich selbst habe die Gewalt der Leidenschaft gefühlt. Nach dem Sterbfalle eines Fürsten, der mein wahrer Freund war, habe ich eine gewaltige Hitze drey Tage nach einander in meinem Körper empfunden, ich konnte weder essen, noch schlafen, und hatte einen oft aussetzenden Puls. Schon stand ich auf dem Punkte, mir eine Ader öffnen zu lassen, als ich den vierten Tag zwey gallichte Durchfälle mit einem starken Brennen bekam. Ich nahm des andern Tages ein Purgiermittel, und wurde von allen Zufällen befreyt. Man hat Beyspiele, daſs auf starke Leidenschaften gewaltige Pulsadergeschwülste in den Schlagadern des Herzes und im Herze selbsten erfolgten. Zu den in die Augen fallenden Wirkungen gehöret Bläſſe des Angesichtes bey einigen, bey anderen ungewöhnliche Röthe desselben, besonders im Anfange. Kummer und Traurigkeit spricht aus den Augen, gräbt Furchen in die Stirne, macht die Stimme leise und tief, und stürzt in allgemeine Kraftlosigkeit.**) Dessen Seele von schweren Leiden zu Boden gedrückt wird, den eckelt nun alles an, was ehedem eine Quelle unsäglicher Freuden für ihn gewesen war.

Die Wirkungen, welche die Leidenschaften erzeugen, sind jedoch verschieden, und hängen theils von der Reizbarkeit des Körpers, theils von der Stärke der Lei-

*) *Gorter* Praxis medica. §. 244.

**) *Berger* Physiologia medica. S. de Natura humana. p. 432.

Leidenschaft selbsten ab. Daher Ohnmachten, Stockung des Blutes in Schlag- und Blutadern *), daher hitzige Fieber, Wahnwitz, Skorbut, oder Abzehrung und langsames Dahinsterben.

Dafs die Leidenschaften das Blut erhitzen, davon hab ich mich den neunzehenten August 1765, den Tag nach dem Tode *Seiner Majestät des römischen Kaisers Franz des Ersten*, zu Innspruck hinlänglich zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Ich mufste an diesem Tage einigen Kavalieren vom ersten Range, die über den betrübten Todesfall eines so gütigen Monarchen besonders niedergeschlagen seyn mufsten, zur Ader lassen. Das Blut war jedes Mal mit der Entzündungsrinde überzogen, besonders aber sahe es bey zweyen Fürsten, die ein blutreiches Temperament hatten, und den Verlust am tiefsten fühlten, so aus, wie es nur immer in den heftigsten Entzündungskrankheiten aussehen kann. Ein einziger Kavalier hatte ein Blut ohne Rinde; aber er hatte auch nur der Höflichkeit dieses Opfer gebracht.

Es ist bekannt, dafs auch die Thiere nicht ganz leidenschaftlos sind; doch sind die Menschen ihnen weit mehr unterworfen, als die Thiere. Der Mensch mit all seiner Vernunft und Philosophie hat es nicht immer in seiner Gewalt, sich von jeder Leidenschaft loszureissen, wenn er will; ja wir finden, dafs erhabene Geister gerade diejenigen sind, die die Gewalt derselben am

*) *Haller* Lib. V. de Sanguine. p. 21, 29.

stärksten fühlen. Moralische Gründe vermögen freylich vieles, oft alles; aber, wenn der Sturm heftig, das Temperament brausend, und die Nerven sehr empfindlich sind, dann hat man alles zu fürchten, es seye dann, dass die Quelle des Leidens verstopfet werde. Die Zeit kann freylich viel thun; aber dann muss der Unglückliche Kraft haben, zu dauren und auszuharren. — Menschen von schwachem Körperbau gerathen über eine jede noch so unbedeutende Krankheit in äusserstes Besorgniss, und träumen immer Gefahr, wo keine ist. Das Nämliche wiederfährt denen, so ein böses Gewissen allenthalben mit sich herumtragen, und den Tod fürchten. Müssiggänger, die Langeweile haben, vertreiben sich die Zeit damit, dass sie auf gewisse Krankheiten sinnen, die sie *nicht* haben, und verwenden die Zeit auf Mediziniren, um ihre Faulheit zu verewigen.

Diese Gattung Menschen sind freylich im Anfange krank, und wähnen, sie nehmen die Arzneyen nur, um den Krankheiten vorzukommen. Allein mit der Zeit gewöhnen sie sich daran, dass sie nicht glauben, ohne dieselbe leben zu können, und wollen dann immer von Krankheiten kurirt seyn, die freylich nur in ihrer Einbildung existiren. Kranke dieser Art geben die wahre Aernte für Aerzte; hier ist immer Gelegenheit zu sammeln, ohne etwas dabey auf's Spiel zu setzen. Mir däucht aber, in diesem Falle wäre es genug, eine gewisse Hauptkur festzusetzen, und nur von Zeit zu Zeit ein, oder das andere Arzneymittel dazwischen zu geben. Ein rechtschaffener Arzt aber wird freylich

Kran-

Kranken dieſer Art die Binde hinwegnehmen, und ihnen den Zauber ihrer verderbten Einbildungskraft zeigen. Ich rede gar nicht von der Melancholie; denn dieſer Zuſtand iſt eine wahre Krankheit, und wer da ſagt, daſs einer, der an Melancholie leidet, nicht krank iſt, ſagt eben ſo viel, als daſs einer, der das Fieber hat, keines hat.

Die neuangeworbenen Soldaten, wenn ſie zu den Regimentern kommen, verfallen oft in Gemüthskrankheiten, davon ſie nie geneſen, wenn ſie nicht ihren Abſchied bekommen, und nach Hauſe gehen dürfen. Einige werden von hitzigen Fiebern überfallen, und ſterben, andere werden närriſch, und viele bekommen den Skorbut. Ich ſelbſt habe dieſen heimſüchtigen Menſchen bisweilen einen falſchen Abſchied geben laſſen, weil ich ſie dadurch zurechtzubringen hoffte. Dieſer Kunſtgriff hat auch hie und da ſeine Wirkung gethan; nur war ſie ſelten von einiger Dauer; die meiſten, wenn die Zeit ihrer verſprochenen Entlaſſung herannahete, und ſie ſich getäuſchet ſahen, fielen in die vorige Krankheit zurück. Indeſs hab ich auch ſo viel beobachtet, daſs dieſe Leute ſelten brave Soldaten in der Folge geworden ſind; woraus ich geſchloſſen habe, daſs ſchon in ihrem Temperamente der Grund zur Melancholie müſſe gelegen ſeyn, oder daſs ſie ſich einen übertriebenen Begriff von der Härte des Soldatenlebens müſſen gemacht haben.

Gewisse Krankheiten, die von dieser Quelle herfliessen, werden manchesmal unheilbar. Die Kranken ziehen herum, und schwinden dahin, weil nur selten der Arzt, die wahre Ursache zu heben, im Stande ist. Indessen ist diese Materie zu weitläufig und von meinem Plane zu entfernt, als dass ich mich in ein besonderes Detail hierüber einlassen wollte. Ich werde daher nur in so weit von diesen Zufällen reden, als dieselbe dem Chirurg wichtig seyn müssen. Ich habe öfters Soldaten gesehen, die an einer Verwundung darniederlagen, und von gewissen nächtlichen Träumen, besonders wenn der Punkt der Ehre mit interessirt ward, so beunruhigt wurden, und in solche heftige Gemüthsbewegungen fielen, dass sie sich auch beym Erwachen davon noch nicht zu erholen wussten. Sie bekamen in der Folge Fieber, Entzündungen, oft schlug sich der Brand dazu, es gieng ein Glied verloren, und manches Mal auch das Leben.

Der berühmte Arzt, Herr *Tissot*, erzählt eine Beobachtung von zwey französischen Offizieren, die im vorletzten Feldzuge des letztern Krieges verwundet wurden. *) Die Wunde, daran der eine darniederlag, war wirklich eine der gefährlichen, und man hatte Ursache, das Schlimmste zu befürchten. Allein dieser Offizier genas. Der andere hatte nichts, als eine unbedeutende Wunde am Beine. Indessen wurde der Ort,

*) *Tissot* in seinen Anmerkungen über die Abhandlung des Herrn *Bilguers* von Absetzung der Glieder. S. 104.

Ort, wo er lag, vom Feinde eingenommen, und er mit so vielen anderen zum Kriegsgefangenen gemacht. Diese Nachricht und die Erinnerung alles dessen, was er dereinst in seiner vorigen Gefangenschaft hatte ausstehen müssen, und die bey dieser Gelegenheit wieder lebhaft in ihm rege wurde, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daſs man die Wirkung davon augenblicklich an der Wunde wahrnehmen konnte. Sie hatte sich offenbar verschlimmert, beym folgenden Verbande war schon der Brand zugegen, und nach wenigen Tagen folgte der Tod. Man sieht hieraus, wie nöthig es zur Heilung ist, daſs man alle Gelegenheit zur Furcht, oder einer andern Leidenschaft sorgfältig vom Kranken zu entfernen suche. Aus der zahllosen Menge von Fällen, die die Wichtigkeit dieser Vorsichtsregeln erweisen könnten, will ich nur einzigen dreyen davon hier einen Raum vergönnen.

SIEBENZEHENTE BEOBACHTUNG.

Das *lacysche* Regiment lag im Märzmonde vom Jahre 1761 zu Neudorf unweit Dresden. Man brachte mir einen Rekruten von einigen Monden, der keinen Gefallen an dem Soldatenleben, und überhaupt mit dem Feinde nichts zu thun haben mochte. *Andreas Perbet* (so hieſs dieser Rekrute) war vier und zwanzig Jahre alt, von einem blutreichen, cholerischen Temperamente und einer derben Leibesbeschaffenheit. Er wollte

ger-

gerne vom Soldatendienste frey werden, und legte sich in dieser Absicht ein handgrosses Pflaster von unter einander gestossenem Hahnenfusskraut und Knoblauch auf das linke Bein an der innern Gegend der Wade, und liess es eine Nacht darauf liegen. Des Morgens war eine eben so grosse Blase aufgefahren, die er zerriss. Er legte hierauf wollene Strümpfe darüber an, und bekam, wie es sich aus dem den blossliegenden Nervenwärzchen angebrachten Reize leicht begreifen lässt, nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden eine Entzündung an dem schwürigen Ort, dabey immerdar eine Menge Wassers herausfloss. Den folgenden Tag meldete er seinen Offizieren, dass es ihm schlechterdings unmöglich seye, auf dem einen Fusse zu stehen, und machte sie übrigens glauben, als wenn es ein Schaden seye, der von sich selbsten gekommen wäre. Er wurde also in's Spital gebracht, wie ich eben gesagt habe.

Es war am sieben und zwanzigsten des Maymondes, als er gegen den Abend dahin kam, und den Tag darauf besuchte ich ihn zum ersten Male. Er wollte mich weiss machen, er habe dieses Uibel schon seit einigen Jahren her, und hoffte auf diese Art, ich würde ihn vielleicht in ein Hauptspital schicken, damit er allda den Feldzug hindurch hätte verbleiben können. Ich fand die schadhafte Stelle mit einer schwarzen Rinde überzogen, die beym ersten Anblicke einer Brandrinde ähnlich schien. Auch sogar die Tücher, womit sie bedeckt war, sahen ebenfalls schwarz aus. Sobald ich aber das Geschwür mit einem andern Tüch-

lein

lein abtrocknete, gieng alles Schwarze hinweg, und es blieb ein flaches, rothes und reines Geschwür zurück. Dabey war weder Geschwulst, noch Fieber zugegen. Die ganze Sache schien mir sonderbar.

Des andern Tages fand ich die nämliche schwarze Rinde, auch blieb sie wieder beym Abtrocknen am Tüchlein kleben, wie vorher; das Fleisch aber sah gut aus. Nun gerieth ich sogleich auf den Gedanken, ob hier nicht irgend ein Betrug verdeckt liegen könnte. Der ganze Kerl sah freylich dem Scheine nach aus wie ein Tropf; allein ich müsste weniger Gelegenheit gehabt haben, mit den mancherley fein ausgedachten Soldatenkniffen bekannt zu werden, wenn ich mich von seiner dummen Alltagsmine hätte sollen hinter's Licht führen lassen. Ich verband ihn also diesen Tag selbst, und verbot ausdrücklich, dass niemand sich unterstehen sollte, den Verband ohne mein Vorwissen hinwegzunehmen. Dem Krankenwärter aber befahl ich, Tag und Nacht wohl Acht zu haben, damit ja alles so, wie ich es gelassen habe, bis zu dem nächsten Verbande bleibe. Das war freylich gut; aber der Kranke war wachsamer, als der Wärter; er löste in der Nacht den Verband auf, und bestreute das Geschwür mit Schiesspulver. Weil er sich aber fürchten mochte, gesehen, oder ertappt zu werden, so nahm er sich nicht Zeit genug, den Verband wieder gehörig und ordentlich, wie vorher anzulegen, und so blieben einige Pulverkörner um die Gegend des Geschwüres herum und zwischen den Kompressen liegen. Am folgenden Tage merkte ich so-

sogleich, dafs der Verband verrückt war, nun fand ich die zurückgelassenen Pulverkörner, und wufste also, woran ich war. Das Pulver vermischte sich nämlich mit dem Eyter, und machte auf diese Art eine schwarze Kruste, die übrigens betrügerisch genug aussah, um einen das erste, oder zweyte Mal zu hintergehen, weil der Mensch die Vorsicht gebraucht hatte, das Pulver, bevor er's aufstreute, sehr fein zu stossen. Ich liefs in seiner Gegenwart seine Patronen durchsuchen, und fand zwey völlig leer und die dritte bis zur Hälfte. Ich überführte ihn seines Betruges, versicherte ihn dennoch, dafs ich es nicht weiter melden wollte, wofern er mir versprechen würde, künftighin seine Genesung mit keinen solchen Streichen mehr zu verzögern.

In Zeit von acht Tagen hatte sich das Geschwür blofs auf den Gebrauch der Bleyweifssalbe mit einem Häutchen überzogen. Ich sagte ihm also, er müsse den folgenden Tag zur Kompagnie zurückkehren, und sich gefafst machen, bey jedem Vorfalle mitzumarschiren. Diese Neuigkeit war für ihn ein Donnerschlag. Er sprach kein Wort, und sah starr mit zur Erde geheftetem Blicke. Nicht lange hernach ward er von einem starken Froste überfallen, der zwo Stunden währte, und mit einem sehr heftigen Fieber mit Durst, trockner Zunge, Kopfschmerzen, vollem, harten Pulse u. s. w. abwechselte. Das ganze Bein entzündete sich, schwoll an, und war sehr hart anzufühlen. Ich verordnete ihm noch den nämlichen Abend ein Aderlafs von zwölf Unzen, liefs ihm ein erweichendes Klistir geben,

so

ſo auch ſeine Wirkung that. Dann muſste er eine Samenmilch mit Salpeter nehmen, viel Gerſtendekokt trinken, und durfte nichts, als magere Suppen eſſen; über das ganze Bein aber wurden Umſchläge von erweichenden Kräutern gemacht. Dem ungeachtet kam des andern Tages der trockne Brand hinzu, der den ganzen Raum der vorigen ſchwürigen Stelle einnahm, und über einen Zoll im Umfange hatte. Weil das Fieber noch eben ſo ungeſtümm fortfuhr, lieſs ich ihm noch zehen Unzen Blutes abzapfen, und fuhr dieſen Tag mit obigen Mitteln fort.

Als ich am dritten Tage ſahe, daſs der Brand immer weiter gieng, und ſich beynahe über die ganze innere und hintere Wadengegend verbreitet hatte, ſo beſchloſs ich, mit der Samenmilch auszuſetzen, und ihm ſtatt dieſer alle vier Stunde ein Quentchen Fieberrinde im Waſſer zu geben. Ich machte über dieſes leichte Einſchnitte, damit die Umſchläge deſto beſſer ihre Wirkung äuſſern könnten. Den vierten Tag war das Fieber nicht mehr ſo ſtark, und der Brand nicht weiter fortgerückt. Den fünften war alles in vorigem Zuſtande, nur fieng um die Brandſtelle herum ein Kreis ſich zu zeigen an, der eine dünne Feuchtigkeit von ſich gab. Den ſechſten war das Fieber ſchwach, und die begleitenden Zufälle weit gelinder; der Ring um den Brand erhob ſich immer mehr, und zog ſich gegen die Mitte deſſelben zurück, wodurch eine leichte Eyterung Platz gewann, die auch in den Einſchnitten ſelbſt ſich zu zeigen anfieng. Den ſiebenten ſchnitt ich einige

Zasern, die hie und da die brandige Haut fest hielten, mit der Schere entzwey. Hierauf erfolgte endlich die Absönderung, es blieb ein Geschwür zuruck, das etwas speckicht aussahe, und über sechs Zolle in der Breite und mehr als zehen in der Länge hatte. Hierauf liess ich nur zweymal des Tages die Fieberrinde nehmen; das Geschwür selbst aber wurde mit der gemeinen Digestivsalbe und etwas Mirrhentinktur verbunden. Der speckichte Grund gieng in kurzer Zeit durch die Eyterung hinweg, das Geschwür wurde hübsch roth, füllte sich mit gutem Fleische an, und in weniger als sechs Wochen war es geheilt. Um eben diese Zeit bekam das Regiment Befehl, in das Lager zu marschiren; weil der Kranke aber noch nicht Kräften genug hatte, liess ich ihn beym Besatzungsbataillon in Dresden zurück.

Der zweyte Fall betrifft einen Ordensgeistlichen aus dem Kloster zu Nikolsburg, Namens *Markard*, einen Mann von drey und fünfzig Jahren, den mir I. H. der Fürst von *Dietrichstein* besonders anempfohlen hatte. Dieser Geistliche war vorher, ehe er zu kränkeln angefangen, immer sehr fett gewesen, hatte sehr schlappe Zasern, und litte von Zeit zu Zeit an Hämorrhoidalzuständen. Gegen Ende des Maymondes 1769 bekam er unter dem Steissbeine in der Nähe des Afters eine Entzündung, die in einen Abszess übergieng, und sich in ein Paar Tagen ven selbsten öffnete. Der ehrliche Pater hielt alles, was er leiden musste, für Schmerzen von der goldnen Ader, und sahe sich deswegen um

kei-

keinen Chirurgen um, bis er merkte, daſs Eyter zum Vorſchein kam.

Den ſechſten des Wintermondes machte ſich weiter unten gegen das Mittelfleiſch hin ein neuer Abſzeſs. Ob dieſes nur als eine Folge von dem zurückgelaſſenen Fiſtelgange des erſtern Abſzeſſes, oder aber eine Wirkung von der erſtern Urſache müſſe angeſehen werden, kann ich nicht entſcheiden; genug, in einer kurzen Zeit waren zwey unvollſtändige Fiſteln zugegen. Der Gedanke, der bey ihm durch dummes Rechtgeben eines Halbarztes noch feſter geworden war, daſs es unmöglich ſeye, je von dieſem Uibel geheilt zu werden, die Furcht vor dem Tode und die Krankheit ſelbſten hatten den Geiſtlichen auf's äuſſerſte gebracht, er ſahe wie ein Knochengerippe aus, und war in die tiefſte Melancholie verſenkt.

Der Fürſt hatte die Gnade, ihn im Anfange des Hornungs vom Jahre 1770 nach Wien bringen zu laſſen. Bey meinem erſten Beſuche unterſuchte ich ſogleich ſeinen Zuſtand, und fand, daſs die untere Fiſtel zwey Zolle, die obere aber zehen Linien tief war. Beyde Fiſteln hatten ihre Oeffnungen nahe am Rande des Afters, und beyde endigten ſich ſeitwärts gegen den Maſtdarm zu. Nachdem ich alles gehörig unterſucht, und mich theils durch die Sonde, theils durch Einſpritzungen von der Tiefe und dem Laufe der Fiſtelgänge vergewiſſert hatte; beſtimmte ich den zehenten, als den Tag, wo ich die nöthige Vorbereitungen anfangen woll-

te. Ich liess ihn also an diesem Tage eine Flasche Bitterwasser nehmen, das ihn sieben Male zu Stuhle nöthigte, dann schrieb ich ihm auch die Diät vor, die er künftighin zu beobachten hatte. Am zwölften in der Frühe liess ich ihm ein einfaches Klistir geben, damit der Mastdarm ausgelert und gereinigt wurde, und gegen Mittag nahm ich die Operation in Gegenwart des berühmten *Plenks*, dermalen öffentlicher Lehrer auf der k. k. medizinisch-chirurgischen Josephs-Akademie in Wien, und damals Professor auf der Universität zu Tyrnau, den ich dazu eingeladen hatte, vor, weil er den Wunsch gegen mich geäussert hatte, mit meinem Instrumente einmal operiren zu sehen.

Nachdem ich mich mit Hilfe des Einspritzens sicher gestellt hatte, dass beyde Fisteln keine Gemeinschaft unter einander hatten, brachte ich den Kranken in die gehörige Lage auf's Bett, und schickte mich zur Operation. Die tiefere Fistel operirte ich mit meinem eignen Instrumente, bey der kleineren aber bediente ich mich einer halbkrummen Bisturie, worauf ich mir mit Dinten ein Zeichen gemacht hatte, um desto sicherer zu gehen. Ich brachte die Bisturie sodann auf der gefurchten Sonde bis an den Grund der Fistel hinein, drang mit der Spitze bis in Mastdarm, und schnitt sofort alles, was sich dazwischen fand, entzwey. Ich liess die Wunde ein wenig bluten, und verband sie sodann mit langen Bourdonetten von trockner, weicher Karpie, die ich meiner Gewohnheit nach zuerst gerade in den

After

After und von da erſt weiter der Länge nach in die gemachte Oeffnung zu bringen ſuchte.

Am folgenden Tage, als ich den Verband hinwegthat, nahm ich in einiger Entfernung von den gemachten Schnitten linkerſeits einen ſchwarzen Fleck wahr, den ich beym erſten Anblick für ein angeſchwollenes Hämorrhoidalgefäſs anſah. Ich kann ſagen, daſs mir ſo was ganz neues, und in ſo manchen weit wichtigeren Fällen, wo ich dieſe Operation gemacht, nie zu Geſichte gekommen war. Auf der rechten Seite ſahe die Haut ſchwarzblau aus, der Fleck war zwey Finger groſs, hatte aber ſonſt weder Röthe, noch Härte, oder nur die geringſte Spannung bey ſich, ja die Theile ſchienen mehr, als gewöhnlich erſchlappet. Dabey fühlte der Kranke nicht den geringſten Schmerz weder während dem Verbinden, noch nachher. Alles dieſes war mir auffallend. Ich verband indeſs den oberen Schnitt mit Digeſtivſalbe und etwas Mirrhentinktur, und den untern mit dem Digeſtiv allein. Auf das Ganze aber lieſs ich folgenden Umſchlag legen:

R. *Herb. ſcord.*
— *abſinth. bene pulveriſ. aa. unc. j.*
Fl. chamomil. pulveriſ. unc. ſs.
Farin. ſegal.
Vin. rubr. generoſ. q. ſ. M. f. cataplasma.

Dieſes wurde in ein feines Tuch eingewickelt, und alle Stunde des Tages warm übergeſchlagen.

Der Puls war sehr schwach, aber nicht fieberhaft. Der Kranke hatte die Nacht vorher nichts geschlafen, und fühlte in allen Gliedern eine Mattigkeit. Dieses alles zusammengenommen, und gegen einander gehalten, brachte mich auf den Gedanken, dass wohl irgend ein grosses Verderbniss zu befürchten seyn dürfte, welches in so einem zerrüttetem Körper und besonders an einem so weichen und mit so vielem Fette umgebenen Orte, als die Gegend des Afters ist, tödliche Folgen veranlassen könnte. Um also dem weitern Fortschreiten des angefangenen Brandes Gränzen zu setzen, musste der Geistliche morgens und abends ein Quentchen Fieberrinde, die ich ihm in Form eines Bissen hattte bringen lassen, nehmen, und konnte ein wenig Weines darauf trinken. Die Diät bestand in Suppen und ein Paar Aepfeln, oder etwas Spinat. Den fünfzehenten schien, als wollte die schwarzblaue Farbe ein wenig lichter werden. Man fuhr indessen in der angefangenen Behandlungsart fort.

Der Kranke war schon durch drey Tage verstopft; aber am vierten nach der Operation bekam er eine ganz natürliche Oeffnung. Nun kam auch der Schlaf wieder, der Pulsschlag ward kräftiger und völler, die Kräften kehrten zurück, und von dem schwarzblauen Flecke war beynahe nichts mehr zu sehen, nur blieb nahe an dem Schnitte etwas Verdorbenes zurück, dass sich aber mit Hilfe der Eyterung in Gestalt eines brandigen Stück Hautes absonderte. Den siebenzehenten war der Eyter dick und

weiss,

weiſs; ich lieſs daher zum Verbinden folgendes Waſſer zubereiten:

R. Virid. æris criſtalliſ. ſcrup. ſs.
Alum. crud. gr. vj.
Gg. camphor. ſcrup. j.
Aqu. fontan. libr. j.

Dieſes blieb zuſammen durch ſechs Stunde hindurch in dem Marienbade, und wurde ſodann durch Löſchpapier geſeiget. Mit dieſem Waſſer wurden die Bourdonette, die ich in die Wunde brachte, getränkt. Den ein und zwanzigſten fieng man an, ihn die China zu einem Male des Tages nehmen zu laſſen, und fuhr auf dieſe Art ſechs Tage lange fort. Nun durfte er auch, nebſt den gewöhnlichen Suppen, noch etwas von Kalbfleiſch, oder von einem jungen Huhne mit gekochtem Obſte, oder ſonſt einer grünen Speiſe eſſen. Auch erlaubte ich ihm beym Mittagmale ein Glas Wein. Des Abends aber muſste er bloſs mit einer Suppe zufrieden ſeyn.

Am erſten des Märzmondes entdeckte ich, als ich die Mündung des Afters etwas ſtark aus einander dehnte, nach der Seite des obern Schnittes einen kleinen, etwa vier Linien groſſen Hohlgang, den ich ſogleich mit dem Meſſer aufſchnitte. Den vierten war die untere Wunde geſchloſſen, die obere ward indeſs auf die gewöhnliche Art mit obigem Wundwaſſer verbunden, und in zwey Tagen nahm man auf den Bourdonetten keinen Eyter mehr wahr. Dieſem unerachtet verband man mehrerer Sicherheit halber noch acht Tage

 hin-

hindurch. Der Geistliche ward nun geheilet, und wanderte voll Zufriedenheit in sein Kloster zurück.

Ich habe verschiedene Mittel versuchet, um die Vernarbung zu seiner Zeit, das ist: nach vorhergegangener gutartigen Eyterung, zu beschleunigen, und ich kann sagen, dass ich nichts besser befunden habe, als den Rosenhonig mit etlichen Tropfen peruvianischen Balsam, oder Mirrhentinktur vermischt, davon man nach und nach die Gabe vermehren kann. Mit diesem Mittel berührt man bloss die Wunde, und füllt sie sodann mit trockner Karpie aus.

Die dritte Beobachtung hab ich an einer pohlnischen Dame zu machen Gelegenheit gehabt. Dieses Frauenzimmer befand sich im neun und zwanzigsten Jahre ihres Alters, und hatte ein kachektisches Aussehen. Vor drey Jahren hatte sich an ihrer linken Brust eine wahre skirrhöse Geschwulst angesetzt, (ohne eine Ursache davon angeben zu können) die während dieser Zeit durch unmerkliche Stuffen zu einer Grösse von dritthalb Zolle herangewachsen war. Das erste Mal, als ich sie besuchte, fand ich die Geschwulst von solch einer Härte, dass ich mich genöthigt sahe, ihr zu sagen, ich glaube, dass hier die Ausrottung das einzige Heilungsmittel und jedes andere Mittel unnütz seyn dürfte. Ich suchte dem Arzte, den sie bey sich hatte, begreiflich zu machen, dass diese meine Vorhersage auf Wahrheit gegründet und richtig seye. Der Arzt überzeugt, gab sich nun Mühe, auch die Dame von der Nothwendig-

keit

keit der Operation zu überführen, und ſtellte ihr vor, daſs man ohne dieſes Mittel (nach meiner Ausſage) Urſache zu fürchten hätte, es dürfte die Geſchwulſt in der Folge in einen Krebs ausarten. Dieſer Verdacht gewann deſto mehr Wahrſcheinlichkeit, weil ſie jedes Mal, ſo oft ſich die Zeit ihrer monatlichen Reinigung näherte, oder wenn ſie ſonſt wegen einer Herzensangelegenheit in Traurigkeit verſank, innerhalb der Geſchwulſt ein Stechen empfand. Allein zu dieſem Schritte konnte ſie ſich nicht entſchlieſſen; ſie kämpfte zwey Tage lange mit ſich ſelbſt, vergoſs dabey manche Thräne, und konnte weder ſchlafen, noch eſſen. Und doch hatte man ihr das Gemälde um keinen Zug fürchterlicher zu machen geſucht; aber ich denke auch, daſs Wahrheit, wenn's Noth hat, geſagt werden müſſe. Von der einen Seite Operation und Schmerz, von der andern Krebs und Tod — dies ſind freylich Dinge, deren Vorſtellung das Herz zuſammenengt, und die auf einen ungeſunden Körper mit doppelter Gewalt wirken müſſen.

Es waren gerade kaum einige Tage, daſs ſie ihre monatliche Reinigung gehabt hatte, und wir verſuchten es nun auf's neue, ſie zum Entſchluſſe zu bringen. Den eilften Auguſt lieſs man ſie ein gelindes Purgiermittel nehmen, und den folgenden Tag entſchloſs ſie ſich endlich zitternd und bebend zur Operation. Ich nahm alſo den ganzen Skirrhus ſamt einem Stücke von der Bruſt hinweg, lieſs die Wunde ein wenig bluten, und ſtillte ſie ſofort mit Karpie, die mit päpſtlichem Waſſer befeuchtet war; oben darauf kam der ge-

wöhnliche Verband. Wir untersuchten die herausgeschnittene Geschwulst, und fanden, daſs der Mittelpunkt knöchern, die Substanz, so unmittelbar auf denselben folgte, gegen zehen Linien dick, knorpelartig war, und das Uibrige wie ein verhärtetes Fett aussahe.

Nach acht und vierzig Stunden nahm ich den ersten Verband weg. Der Grund der Wunde sahe, so zu sagen, bleich aus, an den Lippen derselben aber sahe man keine Veränderung; sie waren weder roth, noch angeschwollen. Ich verband sie mit einer Salbe aus Digestiv und einem Theile von der Basilikumsalbe. Den fünfzehenten fand ich statt guten Eyter eine jauchenartige Materie, und in der Mitte der Wunde einen schwarzen Fleck, der ein wenig geronnenes Blut zu seyn schien. Alles Uibrige sahe blaſs, wie am vorigen Tage, aus. Den folgenden Tag war dieser Fleck gröſser geworden. Ich untersuchte die Sache itzt genauer, und fand, daſs es Brand war. Dennoch hielt ich nicht für rathsam, etwas hievon der Kranken zu sagen, sondern rieth ihr nur, unter dem Mittagessen ein wenig Wein zu trinken, und lieſs sie danebst alle zwey, bis drey Stunde zwey Löffel voll von folgender Mixtur nehmen:

R. Extract. cort. peruv. unc. ſs.

Aqu. destill. card. benedict. unc. vj.

Syrup. kermes. unc. unam ſs. M. d.

Auf dieses Mittel sönderte sich in zwey Tagen das Brandige ab, die ganze Wunde bekam ein röthlichtes Aussehen, und der Eyter ward besser.

Den

Den zwanzigſten in der Frühe fand ich die Wunde roth, ſchön und im Begriffe, kleiner zu werden. Der Eyter ſah gut und weiſs aus, und hatte die gehörige Konſiſtenz. Zum Verbande bediente man ſich obgedachter Digeſtivſalbe. Nachdem ſie für dieſes Mal verbunden war, geſchahe es, daſs eine andre Dame, welche bey ihr wohnte, auf einmal in heftige Konvulſionen verfiel. Der Anfall hielt eine halbe Stunde an, und ward durch das ängſtliche Geſchrey, das die Perſon dabey ausſtieſſe, noch fürchterlicher. Meine Kranke entſetzte ſich über dieſe Scene, davon ſie eine Zuſchauerin hatte abgeben müſſen, ſo ſehr, daſs ſie ſich in ihr Gemach flüchtete, und am nämlichen Tage noch von einem ſehr ſtarken Fieber überfallen wurde. Ich lieſs für dieſen Tag mit der Mixtur ausſetzen, und um dem Durſt zu begegnen, über den ſie klagte, lieſs ich ſie eine leichte Limonade trinken.

Den ein und zwanzigſten ſpürte ich zwar noch etwas Fieber, doch war es ſchon in Abnahme. Am Abend ſchlug der Puls natürlich. Die Wunde ſah bleyfärbig aus, und drohte neuerdings den Brand; auch der Eyter war jauchenartig. Ich nahm ſogleich meine Zuflucht wieder zu der auf Seiten geſetzten Fieberrindemixtur. Am folgenden Tage hatte ſich das Geſchwür gereiniget, und ſein voriges gutes Ausſehen wieder erhalten. Ich verlieſs nun die Digeſtivſalbe, und brauchte ſtatt ihrer den Roſenhonig mit etwas peruvianiſchem Balſam. Mit dieſem betupfte ich bloſs die Uiberfläche der Wunde, und belegte ſie ſodann mit Plümaceaux,

 die

die mit rothem, mit Rosenblüthe und Lachenknoblauch gesottenem Weine befeuchtet waren. Auf diese Art ward alles von Tag zu Tag besser. Der Eyter verminderte sich, die Wunde kam immer näher zusammen, und füllte sich mit gutem Fleische aus, so zwar, dass ich den sieben und zwanzigsten die Bandagen wegliess, und nur ein simples Pflaster darauf legte, um die Plümaceaux in ihrer Lage zu halten. Die Dame durfte nun von Zeit zu Zeit ein wenig ausfahren, weil ich wollte, dass sie frische Luft schöpfen und sich zerstreuen sollte, obwohl ich sagen muss, dass sie überhaupt ziemlich munter ward, sobald sie sahe, dass alles eine so gute Wendung bekam. In dieser Zwischenzeit habe ich auch zu dreyen Malen, das schwammichte Fleisch zu tilgen, den Höllenstein zur Hand nehmen müssen, ungeachtet ich auf alle mögliche Art, dieses Mittels überhoben zu seyn, gesucht hatte. Am Ende der vierten Woche kam die Vernarbung vollkommen zu Stande, worauf sie auch sogleich die Reise in ihr Vaterland antrat.

Ich glaube, diese drey angeführten Fälle werden zu Genüge zeigen, welch schädliche Wirkungen aus den Leidenschaften und Gemüthsbewegungen entspringen können, und wie behutsam man zu Werke gehen müsse, wenn man es mit Kranken von dieser Art zu thun hat. Der Chirurg muss die Sache aus einander setzen, so wie es die Umstände erfordern; jedoch darf er die Lage des Kranken nicht gefährlicher machen, als sie an sich selbsten ist; ja zu Zeiten wäre es un-

klug,

klug, ihm das ganze Schreckliche ſeines Zuſtandes ſehen zu laſſen; dafür ſuche er ihm zu geben, was er bedarf — Troſt und Muth. Es iſt zwar nicht ganz ohne, daſs die Arzneyen dadurch, daſs ſie die Gefäſſe thätiger und den Umlauf des Geblütes freyer machen, nicht einigen Nutzen bey Gemüthsbewegungen haben ſollten; allein es iſt doch gewiſs, daſs Krankheit der Seele eigentlich nur durch Seelenarzneyen ſich heilen laſſe. Der Geiſt muſs zerſtreut und von der Hauptidee weggeriſſen, die Furcht durch Gegengründe benommen, die Gefahr als eingebildet vorgeſtellt, und überhaupt die Seele beruhiget werden. Sieht es mit dem Krankнn wirklich gefährlich aus, und fodert es die Klugheit, auf alle Fälle ſich ſicher zu ſtellen, ſo thut man freylich wohl, wenn man nichts verhehlet und die ganze Sache in ihrer wahren Geſtalt zeiget; aber nur den Anverwandten des Kranken, nicht ihm ſelbſt. Es kann ſich auch ſchicken, daſs man, ſtatt zu tröſten, ſchrecken muſs. Auch dies iſt die Pflicht für den Heilenden, wenn es dem Patienten einfällt, ſeinen Zuſtand, der an ſich bedenklich iſt, oder doch es werden kann, für zu gering zu achten, als daſs er ſich der nöthigen Vorſchrift unterwerfen ſollte, und alle Hilfe verſchmäht, oder wenn er gar ſchädliche Mittel anwendet. Man ſieht aus alle dem, daſs Klugheit und Vorſichtigkeit Tugenden ſeyen, die von dem Charakter des Chirurgen unzertrennlich ſind.

Gemeiniglich pflegt man die Ausrottung eines Skirrhus, oder Krebſes in den Weiberbrüſten gleich nach Endigung der monatlichen Reinigung vorzunehmen,

es

es seye dann, daſs sonst ein Umstand auf die schleunige Verrichtung der Operation dränge. Zu merken ist, daſs der Chirurg nicht in Schrecken gerathen därfe, wenn er bey Annäherung der Reinigung in Mitte der Wunde, die sich ganz zur Heilung angelassen hatte, nun auf einmal eine schwarze Schorfe hervorkommen sieht; (ein Zufall, den ich oft beobachtet habe) es bedarf nichts, als einer strengeren Diät, und man wird mit Verwunderung sehen, wie sich diese Schorfe in zwey, drey Tagen mit Hilfe einer etwas stärkeren Eyterung verlieret, und wie gerade sodann die Heilung ihren vorigen Pfad wieder fortgehet.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eine sonderbare Geschichte, die mir der verstorbene Baron *van Swieten* mitgetheilt, hier anzubringen. Der berühmte *Albin* operirte den Krebs an einer Weiberbrust. Der Operateur glaubte sicher, alles Verdorbene ausgerottet zu haben; allein als man den ersten Verband hinweggenommen hatte, so ward man eines linzengrossen, schwarzen Fleckes in der Mitte der Brust gewahr. Er dachte, es könnten noch einige krebshafte Gefässe seyn, die zurückgeblieben wären, nahm also das Messer, und wollte sie mit der Spitze hinwegnehmen. Allein kaum berührte *Albin* die Brust mit dem Instrumente, so ward die Frau urplötzlich von gewaltigen Zukkungen am ganzen Körper ergriffen, und starb auf der Stelle. Keiner von ihnen wuſste von dieser ausserordentlichen Erscheinung einigen Grund anzugeben.

VIER-

VIERZEHENTES HAUPTSTÜCK.

Vom Gebrauche der Fieberrinde wider den Brand, der alte Leute befällt; dann etwas über den kalten Brand, der von dem Kornzapfen entstehet.

Einige Kunstverständige sind der Meinung, die Fieberrinde seye zwar ein gutes Mittel in dem feuchten Brande; im trocknen aber werde ihr Gebrauch dadurch, dafs sie eine zusammenziehende, austrocknende Kraft äussere, verdächtig und schädlich. Allein zu geschweigen dessen (was doch in diesen Umständen zu geschehen pflegt) dafs nämlich ein jeder in solch einem Falle, wenn er es mit hageren Personen, die mit strammen Zasern und dicken Säften versehen sind, zu thun hat, allzeit ohnehin verdünnende Getränke in hinreichender Menge geben, und dadurch die schädliche Wirkung, die man von der Fieberrinde allenfalls zu befürchten hätte, zu entkräften suchen wird; so liefert die tägliche Erfahrung häufige Proben, die jeden überzeugen müssen, dafs sie auch im hohen Alter, wo gewifs alle Theile steif und ausgetrocknet sind, von ungemeinem Nutzen seye, dafs sie die Kräften ermuntere, und der Fäulnifs Widerstand thue.

Un-

Unter allen Gattungen des Brandes, so von einer innerlichen Ursache erzeugt werden, ist keiner, der mit mehr Gefahr begleitet wäre, als der *Brand alter Leute.* Wenn seine Ursache heftig ist, so zeigt er sich jähling und unvermuthet. Er nimmt eigentlich die äussersten Theile des Körpers ein, besonders die Finger und Zähen. Wenn seine Ursache minder heftig ist, so zeigt er sich zuerst an den weichen Theilen der Hand, oder Füsse, greift nachher Bänder, Flechsen und Knochen an, und rückt nach und nach weiter gegen den Stamm des Körpers, wenn man ihm nicht bey Zeiten einen Damm entgegenzusetzen trachtet, oder wenn die Kräften schon zu schwach sind, um der Gegenwirkung auf die angezeigten Mittel gehörig [zu entsprechen.

Drey Ursachen sind es vorzüglich, so die Erzeugung dieser Brandart zu bewirken vermögen: die *erste* hat ihren Grund in einer Rohigkeit der Säfte, die von einem geschwächten Magen und der daher folgenden üblen Zubereitung des Nahrungssaftes herkömmt, und der Blutmasse mitgetheilt wird. Man beobachtet dieses vorzüglich in solchen, die des Wohllebens gewöhnt, nicht begreifen wollen, dass das Alter auch zum Wohlleben die Kräften benehme; die *zwote* in dem Herzen selbsten, das im Alter die erforderliche Kraf und Reizbarkeit verliert, das Blut *so* in die Pulsadern zu treiben, dass es auch in der Ferne noch kräftig genug fortbewegt werde, und aus den Pulsadern in die zurückführenden Gefässe übergehen könne, ohne eine Stockung zu leiden: die *dritte* endlich hat ihren Grund

in

in der Austrocknung der Pulsadern an den äusseren Gliedmassen des Körpers, wodurch diese Gefässe sowohl zur Aufnahme des Blutes, auch ob ihrer Steifigkeit zur weitern Fortbewegung desselben unfähig gemacht werden. Wird nun aus einer, oder andern dieser Ursachen die Bewegung des Blutes in irgend einem Theile gänzlich aufgehoben, so kann nichts anders, als der Tod dieses einzelnen Theiles erfolgen.

Wenn der Brand von der erstern Ursache entstanden ist, so scheint die Heilung mit nicht so viel Schwierigkeit verbunden zu seyn, indem sich noch jederzeit in so einem Körper einige Kraft zum voraus setzen läst. Indessen dürfte es doch nicht ungereimt seyn, jede Gelegenheit zu nützen, um diesen guten alten Leuten begreiflich zu machen, dass das einzige Mittel, ihr dahinsinkendes Leben noch eine Zeitlang zu fristen, darinnen bestehe, dass sie nicht mehr essen und trinken, als ihr kraftloser Magen zu ertragen im Stande ist. In dem zweyten Falle pflegt der feuchte, kalte Brand leicht zu entstehen, und im dritten der trockne, den einige *Estiomenon* heissen. Beyde sind schwer zu heilen.

Van Swieten führt zwey Fälle an, wo weder durch die Absetzung des Gliedes, noch durch sonst ein Mittel das Leben gerettet werden konnte. Daher setzt er auch mit so vielen anderen Schriftstelleru diese Gattung Brandes in die Reihe der platterdings unheilbaren Krankheiten; aber wir werden dann

doch

doch ein Paar Fälle bald erzählen, die statt einer Rechtfertigung dienen können, wenn es einem etwa einfallen dürfte, die Allgemeinheit dieses Satzes zu bezweifeln. Der grosse Kommentator und Schüler von *Boerhave* hat gewiss bey Niederschreibung dieser Geschichte nicht gedacht, dass er selbst bestimmt seye, dereinst ein Opfer dieser Krankheit zu werden. Er bekam in einem Zeitraume von vier Jahren diesen Brand dreymal an den Zähen. Das erste Mal waren nur die weichen Theile angegriffen. Die Genesung erfolgte auf den Gebrauch der Fieberrinde. Das zweyte Mal nahm er wieder seine Zuflucht zu dieser Rinde, konnte aber wegen dem Widerwillen, der ihn anwandelte und der ihm diese Arzney unter jeder Gestalt, die man ihr zu geben suchte, gleich eckelhaft und unausstehlig machte, nur eine kurze Zeit damit anhalten. Er sah sich also gezwungen, sie auszusetzen, und von dieser Zeit an ward alles schlimmer mit ihm. Er nahm hierauf das Schierlingsextrakt, und versicherte, die nämliche gute Wirkung, wie das erste Mal von der Fieberrinde erfahren zu haben. Den letzten Anfall, den er auszustehen hatte, erfuhr er im Jahre 1772 im Frühjahre. Dieses Mal aber geschahe der Uibergang vom heissen Brande in den kalten sehr schnell. Eine Zeit lang versuchte er es wieder mit der Fieberrinde, und brauchte beynebst Fussbäder von stärkenden und gewürzhaften Arzneyen; aber es stellte sich abermal der Eckel ein. Man schritt sodann zu anderen Aszneyen, aber ohne Nutzen; der kalte Brand stieg indess mit grossen Schritten immer weiter hinan, und der Tod erfolgte den achtzehenten

des

des Brachmondes, nachdem er das zwey und siebenzigste Jahr seines Alters erreicht hatte.

Die Ursache der öfteren Anwandlungen dieses Brandes wird man wohl in einer Schwäche der Lebenskräften suchen därfen; denn *van Swieten* hatte einen schlappen Zasernbau, war fett, und sah immer blass, oder bleich im Angesichte aus. Wenn Mangel an Lebenskraft als die Ursache des Brandes angesehen werden kann, dann sind herzbelebende und stärkende Arzneyen (innerliche und äusserliche) gewiss die einzigen, die Hilfe leisten, wenn diese anders noch möglich ist; doch verdient unter allen Mitteln dieser Art die Fieberrinde unstreitig den Vorzug. Sieht man aber, dass man mit all diesen nichts, gar nichts gewinnt, dann ist es ein Zeichen, dass das Ziel nahe ist. Herzstärkende Arzneyen sind eben so angezeigt, im Falle eine Strammheit, oder Erhärtung der Gefässe Platz haben sollte. Nur müssen zu gleicher Zeit häufige Getränke von gleicher Art genommen, und diese auch zum äusserlichen Gebrauche verwendet werden. Wenn das Uibel bloss örtlich und von einer äusserlichen Ursache erzeugt worden wäre, so dürften vielleicht Bähungen, oder Breyumschläge von erweichenden Kräutern in diesem Falle wohl die wirksamsten Mittel seyn. Sollte aber die Ursache tiefer liegen, und in einer allzustarken Reibung und Abnutzung der Gefässe ihren Sitz haben, wäre überhaupt zu schliessen, dass die ganze Maschine ihrem Verfalle nahe seye, dann wird auch ein jeder alle Hoffnung zur Wiederherstellung aufgeben, der nie hoffet, wenn er keine Gründe dazu hat. Der erfahrungsvolle Eng-

Engländer *Hunter* hat zwar einige Beobachtungen bekannt gemacht, worinnen er den *Mohnsaft* als ein grosses Hilfsmittel gegen den Brand alter Leute anempfielt; allein doch wagt er nicht, etwas allgemein Entscheidendes hierüber zu sagen, und ermahnet daher die Chirurgen, auch ihrerseits Versuche zu machen, damit man dadurch in den Stand gesetzt werde, von der Wirksamkeit dieses Mittels auch in anderen Ländern und in verschiedentlich beschaffenen Körpern mit Sicherheit urtheilen zu können. Der Beytrag, den wir zur Geschichte dieser Krankheit liefern, besteht in zwey Beobachtungen, nach deren Durchlesung gewiss niemand weiter einigen Anstand haben wird, die Fieberrinde beym Brande vom Alter für eines der hauptsächlichsten Hilfs- und Rettungsmitteln zu halten.

ACHTZEHENTE BEOBACHTUNG.

Dieser Fall ist besonders merkwürdig; wenigst schien er mir es; denn es betraf einen Mann von ein und achtzig Jahren. Er lag im *Beckenhause* unter der Aufsicht des dort angestellten Arztes *Collin*, und wurde auch da kurirt. Ich hab ihn nur dann und wann besucht, weil ich wirklich begierig war, den Ausgang der Geschichte zu sehen. Es war im Jahre 1766 den dritten des Märzmondes, als er in's Spital gebracht wurde. Der Mann war seinem Gewerbe nach ein Goldschmied, und hatte ein blutreich-gallichtes Tempe-

perament. Die Krankheit fieng mit einem heftigen Schmerze in der Hand und im rechten Knie an. Man unterſuchte die Hand, und fand eine Schorfe an dem äuſſeren Ende des Daumens, der ſich bis auf den Zeige - und Mittelfinger erſtreckte, und beſonders die Gliedlein der erſten Reihe einnahm. Am Knie befand ſich ebenfalls eine Kruſte, welche die allgemeine Bedeckung ober der Knieſcheibe beſetzt hielte. Wenige Tage vorher waren (nach Ausſage des Kranken) dieſe Brandſchorfen nichts als kleine dunkelblaue Flecken geweſen, die in der Folge zu ſchmerzen anfiengen, und nach und nach breiter und gröſſer wurden, ohne daſs ſie jedoch mit einer auffallenden Röthe, oder Geſchwulſt begleitet geweſen wären. Weil man übrigens, unerachtet aller möglichen Unterſuchung, ſonſt keine von auſſen angebrachte Urſache ausfindig machen konnte, ſo ſchloſs man, daſs dieſer Brand eine Folge des hohen Alters ſeye, oder (was eben das iſt) vom Mangel an Lebenskraft und übler Saftmiſchung, ſo wie es dem Alter eigen zu ſeyn pflegt, herrühre.

Man fieng damit an, daſs man in dieſe Rinden, die völlig trocken und hart waren, leichte Einſchnitte machte, ſodann ſie mit einer Storaxſalbe bedeckte, und darüber einen Umſchlag von zertheilenden, gewürzhaften Kräutern legte. Mit dieſer Behandlungsart wurde durch ſieben Tage fortgefahren. Weil der Kranke verſtopft war, ſo gab ihm der Arzt ein leichtes Purgiermittel, das vier Stühle zuwegebrachte. Hierauf lieſs er ihm dreymal des Tages, jedesmal ein Quentchen, von der Fieberrinde in Pulver nehmen, ſchrieb ihm eine

zweckmässige Diät vor, und befahl, auf diese Weise fortzufahren, bis die Absönderung sich einstellen werde.

Den achten und neunten Tag stellte sich die Eyterung ein; weil sie aber zu stark ward, und man befürchtete, dass die Menge des Eyters das Verderbniss noch vergrössern möchte, besonders da nach Abschieferung der Brandrinde die Flechsen und das Beinhäutchen bloss zu liegen kamen, so fand man für dienlich, das Geschwür mit folgendem Dekokte zu verbinden:

R. *Chin-chin. gross. mod. pulverisat. unc. j.*
Specier. cephalic. pug. j.
Aqu. commun. libr. iij. M.

Dieses wurde zusammen in einem irdenen verschlossenen Geschirre bis auf den sechsten Theil eingekocht, dann setzte man noch zwey Quentchen Terbenthingeist und ein Quentchen Salzgeist hinzu. Mit diesem Dekokte wurden die Karpiebäuschchen, so auf das Geschwür kamen, befeuchtet, und mit einem klebenden Pflaster in ihrer Lage erhalten. Uiber das Ganze aber wurde ein Umschlag von zertheilenden Kräutern gelegt. Auf diese Weise wurde zweymal des Tages verbunden, bis sich alles, was noch Brandiges da war, gänzlich abgelöset hatte. Es giengen dabey die letzten Gliedlein vom Daumen, Zeigefinger und dem Mittelfinger verloren. Uibrigens stieg man wieder nach und nach in der Gabe der Fieberrinde herab, je mehr sich die Geschwüre der Heilung näherten. Bey alle dem hatte man vier ganze Monde hindurch zu thun, bis die gänzliche Vernarbung erfolgte. Den fünfzehenten des Heumondes verliess der Greis das Spital zufrieden und hergestellt.

Einen

Einen andern drey und achtzigjährigen, armen Mann hab ich auf meine eigne Kosten an dieser Krankheit geheilet. Das Uibel hatte die grosse Zähe des linken Fusses eingenommen, aber, was noch betrübter war, der Mann hatte zu gleicher Zeit die allgemeine Hautwassersucht (*Anasarca*). Ich gab ihm innerlich blofs das Pulver von der Fieberrinde mit dem Meerzwiebelextrakt: auf die brandige Stelle selbst aber legte ich nichts als die Storaxsalbe mit ein wenig Mirrhen vermischt. Es fielen die zwey Gliedlein hinweg, und in einer Zeit von drey Monden ward er von beyden Krankheiten hergestellt. Die Diät während der Kur bestand in leicht nährenden Speisen, und in einem recht guten, rothen Weine, davon er des Morgens und des Abends ein Glas trank. Er lebte nach dieser Krankheit noch drey Jahre, und starb am Schlagflusse.

Ich werde nun ein Paar Fälle anführen, die freylich im strengen Sinne nicht hieher zu gehören scheinen, weil der Brand, der darinnen vorkömmt, nicht eigentlich als eine Folge des Alters angesehen werden kann, sondern nur solche Personen befallen hat, die schon ziemlich alt waren, und aus diesem Gesichtspunkte die Sache betrachtet, glaub ich doch nicht, daſs sie hier gerade am unrechten Orte stehen dürften.

NEUNZEHENTE BEOBACHTUNG.

Als ich im Jahre 1765 den zwanzigsten Brachmond von Salzburg nach Insbruck reisen musste, schickte mir Seine Exzellenz der Graf von *Arco* auf der letzten Post seinen Sohn, der bey der k. k. Nobelgarde Offizier war, entgegen, und liess mich ersuchen, ich möchte doch seinen Anverwandten, Seine Exzellenz den Grafen *Maximilian Sigmund von Künnburg*, besuchen, der schon seit dritthalb Jahren wegen eines Schadens am Fusse beständig entweder im Bette liegen, oder in einem Ruhesessel sitzen musste. Wir stiegen in dem Schlosse des regierenden Fürsten ab, in welchem dieser adeliche Kranke wohnte. Der Graf von *Künnburg* befand sich in seinem ein und siebenzigsten Jahre seines Alters, hatte ein cholerisch-blutreiches Temperament, und war immer von gutem Appetite, wenn er nicht kränkelte. Ich fand ihn aber damals durch die Krankheit, Diät und Unthätigkeit des Körpers abgezehrt und geschwächt; doch hatte er bey alle dem eine recht gute, gesunde Farbe.

Ich ersuchte ihn, seinen Arzt und Wundarzt, die ihn in der Kur hatten, ruffen zu lassen, weil ich in ihrer Gegenwart nach dem Uibel sehen wollte. Sie kamen, der Verband ward hinweggenommen, und ich fand, dass die Schienröhre *(Tibia)* mitten an ihrer vordern Fläche von einer Beinfäule angefressen war, die den Knochen in seiner ganzen Breite einnahm, und vier

Zoll

Zoll und acht Linien in der Länge betrug. Die Ränder um das Geschwür waren kallös; die Hautdecken hatten sich vom Knochen abgelöst, und beschrieben genau die Gränzen des Beinfrasses. Der Knochen selbst sah schwarz aus, und war dabey rauh und ungleich. Ich suchte nun zu allererst über zwey Punkten, die mir sehr wichtig schienen, in's Klare zu kommen. Erstlich wollte ich wissen, ob der Knochen nicht etwa an einem oder dem andern Theile herum los wäre; und dann, ob die Beinfäule bis in die Schienröhre dringe. Ich verlangte zu dem Ende von dem besten Wundarzte dieses Ortes, Herrn *Günther*, Beinhebeln und einen Perforativtrepan, und versuchte mit Hilfe des erstern Werkzeuges, ob ich nicht etwa einen Splitter davon losmachen, oder doch wenigstens entdecken könnte, wo etwa einer los seyn dürfte. Aber es war alles umsonst, weder ich, noch der andre, vermochten was loszubringen. Dann setzte ich den Trepan an drey Orten an, und fand, daſs der Beinfraſs nur bis in die netzförmige Substanz des Knochens gieng. Sobald ich mit dem Geräthe dahin kam, floſs das Blut hervor. So viel ich schliessen konnte, mochte der Beinfraſs zwey Linien tief dringen. Uibrigens war alles ganz trocken, nur aus den umgekehrten Rändern sipperte etwas von einer wässerichten Feuchtigkeit hervor, das aber gar wenig bedeuten wollte.

Ich erkundigte mich nach der Ursache dieses Uibels, nach seiner Entstehungsart und nach dem Gange, den es bis hieher genommen, und erfuhr, daſs der Herr Graf vor drey und dreyssig Monaten aus einer unbe-

kannten Ursache eine schwarzblaue Blase, vier Finger über dem Knie, an der innern Gegend des Schenkels bekommen habe, daraus ein brandiges, überaus schmerzliches Geschwür geworden seye, welches sechs volle Monde bis zur völligen Verheilung nöthig gehabt hatte. Was man dabey für einen Weg in der Behandlungsart eingeschlagen hatte, konnte ich auf keine Weise inne werden. Sobald sich dieses Geschwür geschlossen hatte, so kamen auf's neue, drey Finger unter dem Knie gegen innen zu, andre Bläschen zum vorschein, woraus flache, aber schmerzende Geschwüre entstanden waren, die jedoch in einer Zeit von vier Monaten alle bis auf ein einziges zuheilten. Dieses hatte seinen Sitz ziemlich weit unter dem Knie in der innern Gegend da, wo sich der halbnervichte Muskel und der Schneidermuskel einpflanzt, ward zu Zeiten mit heftigen Schmerzen begleitet, und blieb, wie ein Fontanell, immer offen.

Die Geschwüre waren noch nicht geschlossen, so entzündete sich die vordere Gegend des Schienbeins unter heftigen Schmerzen, und in einer Zeit von acht und zwanzig Stunden färbte sich die Oberfläche schwarzblau, und ward voller Wasserbläschen. Diese Geschwulst gieng den dritten Tag in Eyterung, und bekam an ihrer Spitze eine Brandschorfe, die nachher entzweygeschnitten wurde, um dem Eyter einen Ausgang zu verschaffen. Einige Tage hierauf entdeckte man, daß die Schienröhre angefressen seye, und seit dieser Zeit griff der Beinfraß von Tag zu Tage weiter um sich, so wie mich der nämliche Wundarzt versicherte.

Man

Man hatte dabey den Grafen an eine sehr strenge Lebensordnung gebunden, er durfte weder Wein, Chokolade, Koffee, noch andere hitzige, oder sehr nahrhafte Speisen geniessen. Dafür liess man es desto weniger an Emulsionen, Dekokten und Salpetermixturen u. d. g. fehlen; mit Abführungsmitteln war man auch nicht sparsam gewesen. Und doch hatte er kein Fieber, ausser gerade damals, als Entzündung zugegen war; hatte dabey guten Appetit und einen ruhigen Schlaf. Uiberhaupt ward er mit Arzneyen überschüttet, die im Grunde alle gut gewest seyn mögen, aber gewiss nicht in gehörigem Maasse gereicht wurden. Er hatte während dem die Fieberrinde genommen, doch nur ein Paar Tage hindurch, und in übertrieben kleinen Gaben.

Nachdem ich alle vorhergegangene und gegenwärtige Zufälle, welche dieses Uibel begleiteten, gegen einander hielt, und vergliche, so konnte ich nichts anders schliessen, als dass man die Natur in einem Zeitpunkte, wo sie gerade Hilfe bedürftig war, sich selbst zu viel überlassen hatte. Dieses zum voraus gesetzt, so erklärte ich nun in Gegenwart des Kranken und seiner Heilmeister, die seit zwey ganzer Jahren und neun volle Monde hindurch streng und genau befolgte Diät für nutz- und hilflos, und sagte, ich halte dafür, dass man einen ganz entgegengesetzten Weg einschlagen, und der durch Alter und Krankheit geschwächten Natur zu Hilfe kommen müsse. Ich fieng sogleich damit an, dass ich den Kranken, dem sie jede Hoffnung des Lebens benommen hatten, aufzumuntern suchte, stellte ihm vor, was sich alles von einer anders ein-

gerichteten Lebensordnung, von einer andern Behandlungsart hoffen liesse, besonders wenn ein so gutes Temperament zum Grunde läge, wie das seinige war.

Ich schrieb ihm also eine ganz neue Lebensordnung vor, und die bestand kürzlich darin, dass er des Morgens und Abends ein Quentchen Fieberrinde im Weine nehmen sollte. Zwey Stunden darnach konnte er gleichwohl einen Becher Chokolade mit etwas Wein nehmen, und wenn er wollte, vor, oder nachher ein Glas frisches Wasser trinken. Das Mittagmal durfte auch nicht mehr so äusserst frugal seyn, und ich nahm keinen Anstand, ihm dabey ein Glas guten Wein zu erlauben, besonders weil der Graf vor dieser Krankheit an den Wein gewöhnt war. Eine Tasse schwarzen Koffee zu Zeiten — war ich auch nicht entgegen. Nur des Abends musste er sich mit einer blossen Suppe und allenfalls einem Teller grünem Zugemüse, oder gedünstetem Obste (hauptsächlich damit der Leib offen blieb) begnügen. Auf das Beinfrasgeschwür selbsten liess ich einen Umschlag von Fieberrinde, Wermutkraut mit etwas Rosenhonig überlegen. Ich konnte mich aber nur zwey Tage hier aufhalten, und reiste von da nach Inspruck, wo ich die Ehre hatte, durch Seine Exzellenz, dem Herrn Grafen von *Firmian* zweymal in der Woche von dem Zustande des Kranken Nachricht zu erhalten. Den dreyzehenten August blätterte sich ein Stück von zwey Zoll und fünf Linien in der Länge vom Knochen ab, und den sieben und zwanzigsten folgte noch ein andres, so zwey Zolle und drey Linien lang war

Den

Den zehenten Herbſtmond kam ich nach Salzburg zurück. — Das Geſchwür hatte ſich beynahe völlig geſchloſſen. Er konnte ohne Hilfe herumgehen, ſah vollkommen aus, und war wieder zu Kräften gekommen. Ich ließ alſo mit dem Gebrauche der China inne halten, und reiſte fort. Kaum aber war ich in Wien angelanget, ſo erhielt ich einen Brief, in welchem er mir verſicherte, daſs er völlig hergeſtellet ſeye. Nichts war zurückgeblieben, das ihm noch einige Beſchwerde machte, als das kleine alte Geſchwür unter dem Knie. Ich ſchrieb aber ſeinem Wundarzte, der ihn gewöhnlich bediente, er ſoll dieſes Geſchwür ſtatt eines Fontanells nur offen laſſen; im Falle es ihm aber Schmerzen machen ſollte, möchte er es zuheilen, und ein anderes Fontanell an einem ſchicklicheren Orte ſetzen. Nicht lange nachher erfuhr ich von einem Kavalier, daſs der Graf mit der Poſt herumfahre, und wieder völlig jung ausſehe. Die Fieberrinde gewähret freylich nicht Unſterblichkeit; aber als ich mich ſechs Jahre darauf nach den Geſundheitsumſtänden des Grafen erkundigte, verſicherte man mich dennoch, daſs ſie nicht beſſer ſeyn könnten.

REFLEXIONEN.

Aus dieſer Beobachtung ſieht man, daſs man noch nicht alles gethan hat, wenn man die Fieberrinde verſchreibet, ſondern daſs man ſich auch um die Lebens-

ord-

ordnung des Kranken bekümmern müsse. Hier in diesem Falle wenigstens kann gewiss niemand läugnen, dass die neuangeordnete Diät vieles beygetragen habe, dass das Herz und übrigen Theile des Körpers ihre Verrichtungen mit mehr Stärke auszuüben vermochten. Vielleicht wäre auch die Veränderung in der Lebensordnung allein hinreichend gewesen; allein ich wollte es doch nicht darauf ankommen lassen, weil ich es für meine Pflicht hielt, alles anzuwenden, was nur immer zuträglich seyn möchte, einen alten Mann von einem Uibel, mit dem er schon so lange gekämpfet hatte, je eher je besser zu befreyen.

Als der Arzt und Wundarzt, die den Grafen besorgten, hörten, dass ich ihm Muth zusprach, so gaben sie mir zu verstehen, dass sie alle Hoffnung aufgegeben, und sich auch hierüber ganz aufrichtig dem Grafen erklärt hätten. Allein ich sagte ihnen, dass ich Kranke gesehen, die jedermann für verloren gehalten habe, und die dann doch wären hergestellt worden; der Graf seye freylich schon alt, allein er habe etwas, davon sich mehr erwarten liesse, als vom *jung seyn*, nämlich eine gute Natur.

Der Arzt fragte mich hierauf, wie lange man mit der China fortfahren müsse? meine Antwort war diese wenn die ganze Heilkunde ein Mittel aufzuzeigen hat, davon man in gegenwärtigem Falle einige Hilfe erwarten darf, so ist es gewiss, meines Wissens nach, die Chinarinde; ich bin daher der Meinung, dass man ein, zwey Monate, und wenn's nöthig ist, auch ein ganzes Jahr mit dem Gebrauche derselben unausgesetzt fortfah-

ren solle, ob ich gleich Grund zu hoffen habe, dass sie in einer kürzern Zeit Beweise ihrer Wirkungskraft geben werde. Und es ist gewiss, dass, wenn man vorher mit diesem Mittel nichts ausrichten konnte, es daher kam, weil man sie in zu kleinen Gaben gereicht, und nicht lange genug damit angehalten hatte.

Ich habe in meinen *phisisch - medizinisch - chirurgischen Bemerkungen* die Geschichte von einem Soldaten erzählet, der am kalten Brande darniederlag, und in einem Zeitraume von zehen Monden zwey und fünfzig Pfunde und neun Unzen Fieberrinde genommen hat, bis seine Genesung erfolgte. Das ist freylich eine erstaunliche Menge, die mir selbst auffallend war; aber man hat doch erwiesen, dass diese Menge in besagten Umständen nothwendig war. Merkwürdiger noch, als dieser, ist ein andrer Fall, den mir der kaiserliche Leibarzt *Kestler* mitgetheilt hat, wo er einem seiner Kranken in einer Zeit von einem Jahre und etwas darüber mehr als hundert Pfunde von dieser Rinde hat nehmen lassen. Die Geschichte ist kürzlich diese: Der Kranke hatte ein hitziges Fieber, und bekam in der Folge einen Abscess ober dem kleinen Trochanter. Der Eyter hatte keinen Ausweg, und bekam eine äzende Eigenschaft, frass das Beinhäutchen durch, und griff endlich den Knochen selbsten an. Der Kranke war danebst von der vorhergegangenen Krankheit sehr entschöpft, und hatte überhaupt keine gute Säfte. Dennoch gelangte er mit Hilfe örtlicher Aussenmittel nebst dem übertrieben scheinenden Gebrauche der Fieberrinde zu seiner vorigen Gesundheit.

Uiber-

Uiberhaupt glaub ich nicht, dass sich genau bestimmen lasse, wie viel von dieser Rinde gerade erforderlich seyn müsse, um eine bestimmte Krankheit zur Heilung zu bringen. Denn nehmen wir auch an, dass sie z. B. von der besten Gattung seyn solle, so ist doch gewiss, dass sie nie in allen Fällen und in allen Körpern sich gleich wirksam zeigen könne, weil die gute, geschwinde, oder langsame Wirkung eines Mtitels allzeit von dem Zustande der Naturskräften abhängt, und diese sind, wie wir wissen, nicht jederzeit gleich, eben so wenig, als die Stärke des Uibels selbsten. Das Alter und dann das Geschlecht mag vielleicht zu dieser Ungleichheit der Kuren in Betreff der Zeit, die sie fodern, auch das Seinige beytragen.

Es giebt noch eine andre Gattung eines Sphacelus, der ebenfalls, wie der Brand vom Alter, die Zähen und Finger einnimmt, dann sich weiter verbreitet, und zuletzt den Menschen tödet. Diese Brandart wird durch eine schlechte Nahrung, welche das Blut verdirbt, erzeugt, und ist bey den Lateinern unter dem Namen *Necrosis ustilaginea*, bey den Deutschen unter *Kriebelkrankheit* bekannt. Leute, die Brod essen, unter welches das Mehl von brandigem Getraide, oder Kornzapfen gebacken ist, werden von dieser Krankheit unversehens überfallen, und es ist traurig, dass dieses gröstentheils arme Leute trifft, denen der Gebrauch ihrer Glieder zum nöthigen Lebensunterhalt unentbehrlich ist, und die am wenigsten auf den Beystand der Kunst rechnen können. Die ersten Zeichen, durch welche dieses Uibel seine Gegenwart äussert, ist das Anschwellen der Finger,

ger, oder Zähen an den Gelenken, hierauf werden sie schwarz, dörren aus, und fallen beym geringsten Anlasse gliedweise weg, ohne dass sich die geringste Verblutung, oder einige Entzündung dabey einfände. Aus der Art aber, wie die Zerstörung hier vor sich geht, und davon man in keinem andern Falle einige Aehnlichkeit wahrnimmt, lässt sich vermuthen, dass bey dieser Gattung Brandes die Gelenkbänder und Flechsen hauptsächlich interessirt seyn müssen.

Die *Kornzapfen* sind nach *Kaspar Bovino* widernatürlich ausgewachsene Roggenkörnchen, eine Krankheit, die den gemeinen Roggen anfeindet. Diese Samen, oder Körnchen sind sieben, acht und mehrere Linien lang, hart, gehörnt, düttenförmig, auswendig schwarz, in der Mitte mehlicht und röthlichtweiss, wie Menschenhaut gefärbt. Das Mehl davon ist nicht so locker, wie das ächte Roggenmehl, gleicht dem Geschmacke nach getrocknetem Bohnenmehle, und scheint, ein wenig die Zunge zu reizen. Mit dem Wasser macht es einen braunen, beynahe veilchenfärbigen Taig. Wenn man viel Wasser darauf giesst, und solches durch drey, vier Tage an einem warmen Orte stehen lässt, so bekömmt alles eine rothe Farbe, wie Lactinktur, und wenn man nun den Taig genau betrachtet, so sieht man, dass er von kleinen wahren Kornmehlwürmern wimmelt. Die Franzosen nennen diesen ausgearteten Rocken *Ergot*, oder *Seigle ergoté*, *Vogelsporn*, wegen der Aehnlichkeit, den dieses Getraid mit dem Sporne hat, den man an den Füssen eines, oder anderer Vögel antrifft. Bey den Deutschen aber heisst er *Mutterkorn*, oder *Brand.*

Uiber-

Uiberhaupt ist das Getraide bey ungewöhnlich nassen Jahrszeiten, oder wenn es auf einem feuchten Boden stehet, verschiedenen, ganz besonderen Krankheiten unterworfen. Beyspiele von brandigem Verderbnisse des Roggens wegen beständig anhaltenden Regenwetter hatte man im Jahre 1771 in der österreichischen Lombardie, und das Jahr darauf in Böhmen. Eine andere Krankheit, die das Getraide anzufeinden pflegt, ist die *Trespe*. In Ungarn sind die Kornzapfen des *Bovino* das gewöhnliche Verderbniss des Roggens.

Der Genuss des Brodes, das von brandigem Mehle gebacken wird, erregt Magenschmerzen, Eckel, Erbrechen, Schwindel und Faulfieber. *) Noch weit schlimmer sind die Zufälle, welche das Brod, worunter viele Kornzapfen kommen, verursachet; hieher gehöret nebst den obenerwähnten Zufällen Wahnsinn und Raserey. Die gemeinsten und gefährlichsten Simptomen aber kommen dann erst, wann schon das Blut angesteckt ist, zum Vorschein; es erfolgt nämlich eine gänzliche Kraftlosigkeit, die dem Brande den Weg bahnet. Sonderbar ist es, dass dieses ausgeartete Getraid dann, wann es frisch, das ist: noch nicht vier, bis fünf Monde alt ist, am verdächtigsten ist, und in der Folge, wenn es mehr trocken, oder lange gelegen ist, vieles von seiner Schädlichkeit verliert.

Die

*) Man lese die Sammlung von fünf sehr schönen Abhandlungen über eine Art Gras, welches in der Lombardie den Rocken verdirbt, welche im Jahre 1772 an's Licht getreten sind.

Die Kriebelkrankheit herrscht gemeiniglich unter dem armen Landvolke zur Zeit, wenn ein Getraidmangel ist, und es aus Abgang eines guten Getraides Brod aus Kornzapfenmehl essen muss. Es ist traurig, wenn man bedenkt, dass gerade der nützlichste und arbeitsamste Theil des Menschengeschlechtes des Lebens am wenigsten froh wird; diese armen Leute, wie viele unter ihnen befinden sich nicht in der Nothwendigkeit, ein schlechtes Brod zu essen, und wie oft müssen sie sich eines leimichten trüben Wassers zum Trunke bedienen? Ist ihr Loos wohl weniger bedaurenswerth, als das der Bergleute, welche da verurtheilt sind, aus den Eingeweiden der Erde das Gold und Silber mit immerwährender Gefahr ihres Lebens an's Licht zu graben, und dann mit ein Paar Kupfermünzen für alles dieses entschädigt werden? Aber auch die *Wirker* verdienen unser Mitleid, sie, die die reichsten Stoffen und besste Tücher, womit die ganze Stadt sich kleidet, bearbeiten, und zum Lohne dafür in Lumpen einhergehen!

Diese Krankheit hatte das letzte Mal in einem Theile von Ungarn gewütet. Sie äusserte sich gegen das Ende vom Jahre 1770, und im Anfange des darauf folgenden Jahres. Herr *Ernst*, Regimentschirurg beym *savoyschen* Regimente, lag gerade um die nämliche Zeit in dem Pakser Komitate im Dorfe *St. Marie* einquartirt, wo viele von den armen Einwohnern dieses Ortes ein Opfer dieser Seuche wurden, und schickte mir hievon Nachricht ein. Ich schrieb ihm zurück, er solle doch alles thun, was er könnte, um diese Unglückliche zu überreden, fäulnisswidrige Arzneymittel zu gebrauchen.

Es waren aber sehr wenige darunter, die seinem Rathe folgten, wenige, die seine Hilfe annahmen, wie aus seinem Berichte zu sehen ist, davon ich einen Auszug habe machen lassen, den ich hier eingerückt habe, besonders da er als eine Bestättigung dessen angesehen werden kann, was *Moallerus* *), *Sauvages* **), *Quesnay* ***), *Manetti* ****) und andere über diese Materie geschrieben haben.

„ Wenn das Blut verdorben ist, und das Uibel „ anfängt, sich an den Gelenken der Finger, oder Zä- „ hen zu zeigen, so pflegen gewöhnlich folgende Zei- „ chen vorherzugehen: Erstlich wird der Theil, der „ das Uibel anfeindet, von einer ungewöhnlichen „ Schwachheit befallen, so zwar, daſs, wenn es z. B. „ die Hände sind, die Leute nicht mehr im Stande „ sind, die gewöhnlichen Ackerbaugeräthe zu regieren. „ Nach Verlauf von vier und zwanzig, oder mehrerer „ Stunden wird der Theil gelb. In kurzer Zeit ver- „ schwindet diese Farbe, und macht einer in's schwarz- „ blaue fallender Geschwulst Platz, die nicht entzün- „ det, aber mit Ziehen und Spannen begleitet ist, und „ wozu sich nach und nach die heftigsten Schmerzen „ gesellen. Wenn das Uibel zu diesem Zeitpunkte ge-

„ kom-

*) Commentarii de Rebus in Scientia naturali et Medicina gestis. Vol. I. Part. III. pag. 634, 635, 636.

**) Nosologia methodica. T. III. Part. II. p. 546, 547.

***) Traité de la Gangrene, pag. 355, 356.

****) Delle Specie diverse di Frumento e di Pane. Art. VII. pag. 139.

„ kommen ist, so ist schon der Brand im Anzuge. Doch „ kann man nicht sagen, daſs die Fäulniſs ihren sonst „ gewöhnlichen Gang beobachtet, sondern man sieht „ die Zähen und Finger austrocknen, runzlicht und „ Kohlschwarz werden. Macht man auf die Brand-„ schorfe hie und da einen Einschnitt, so kömmt etwas „ von einer wäſſerichten, scharfen Feuchtigkeit hervor, „ wie man dieses in dem Skorbutbrande beobachtet, „ Zu Zeiten geschieht es, daſs der Brand beym ersten „ Gelenke durch drey, oder vier Wochen stille steht. „ In diesem Falle fällt zuletzt das ausgedörrte Glied-„ lein von selbsten hinweg, oder läſst sich doch mit „ leichter Mühe und ohne Schmerzen vom Kranken „ selbsten losmachen.

„ Viele Kranke glaubten nach erfolgter Absön-„ derung, die Krankheit habe nun ihr Ziel erreicht, „ besonders weil ihnen die Länge derselben und die „ während derselben ausgestandne Leiden einiges Recht „ zu dieser Hoffnung zu geben schienen; allein kaum „ war der brandige Theil abgefallen, so erschien auf „ dem Stumpfe eine leichte, zirkelförmige Entzündung, „ die in kurzer Zeit ein mit unerträglichem Gestanke „ vergesellschaftetes, faulartiges Verderbniſs nach sich „ zog. Der Schmerz kam mit seiner ganzen Gewalt „ zurück, und foderte den Leidenden zu neuem Kam-„ pfe auf. Dieser Streit währte so lange, als der Kran-„ ke noch einige Kräften entgegenzusetzen hatte, bis „ er zuletzt unter den Leiden erliegen, und eines be-„ daurenswürdigen Todes sterben muſste. „

Hier sind auch einige einzelne Krankheitsgeschichten, so wie mir sie *Ernst* überschickt hatte:

„ Bey einem Menschen von vierzig Jahren, den „ ich selbst besorgte, hat sich die rechte Hand von „ freyen Stücken abgesöndert. Die Wunde des Vor- „ derarms ist schön, schliesst sich gut, und ich hab alle „ Ursache, beym Gebrauche folgender Arzney eine „ baldige Genesung zu hoffen:

℞. *Pulv. cort. peruv. unc. iv.*
— mastich. drachm. iij.
— myrrh. drachm. ij.
Sal. ammoniac. drachm. j. sem.
Vin. alb. libr. iv. M.

„ Ich lasse dieses in einem zugemachten Gefässe eine „ Viertelstunde lange sieden, dann durchseigen, und da- „ mit getränkte Karpie und Kompressen öfters auf die „ Wunde legen.

„ Ein Mann von fünfzig Jahren liegt schon seit „ dem halben Augustmond 1770 bis in Hornung 1771 „ an dieser Krankheit. Die rechte Hand und der hal- „ be Vorderarm sind ganz schwarz und dürre, wie „ eine Mumie. Der kalte Brand steigt indess noch im- „ mer weiter, und allem Ansehen nach muss der Kran- „ ke in kurzer Zeit zu Grunde gehen, weil er weder „ äusserlich, noch innerlich etwas gebrauchen will.

„ Diese Krankheit, die übrigens hierorts sehr „ gemein ist, befällt nur Mannspersonen (wenigstens „ hat man kein Beyspiel, dass ein Weibsbild ist ange- „ griffen worden) und hat seit der Zeit, da sie in die- „ sem Orte zu herrschen angefangen, eine grosse Nie-

„ der-

„ derlage angerichtet, viele auf eine erbärmliche Weise „ um ihr Leben, oder doch um einige ihrer Glieder „ gebracht. Allein man wird sich hierüber eben so „ sehr nicht mehr wundern, sobald man bedenkt, dass, „ überhaupt genommen, nur die Armen angefallen wer- „ den, das heisst, solche Leute, die theils aus Dürftig- „ keit, mehr aber noch aus dummen Vorurtheile alle „ Hilfe der Kunst verabscheuen.

„ Auch hier giebt es eine Art medizinischer „ Weiber, die bey diesem Volke in grossem Ansehen „ stehen. Diese weibliche Aeskulapen lassen Umschläge „ von gewürzhaften Kräutern machen, z. B. von Wer- „ mutkraut und wilden Majoran, und selbe überlegen. „ Die Kranken scheinen freylich einige Linderung hie- „ von zu spüren, die aber doch nicht gross seyn kann, „ weil sie nur die trockne Kräuter nehmen. Andere „ suchen sich selbst zu helfen, und nehmen ihre Zu- „ flucht zu einem Stück Speck, oder zu gebratenen „ Zwiebeln und Knoblauch, legen dieses, entweder so, „ wie es ist, oder mit anderen Kräutern zu einem Brey „ gemacht, über. Es macht ihnen wohl eine Erleich- „ terung auf einige Augenblicke; aber bald darnach „ kehren die Schmerzen nur mit verdoppelter Heftig- „ keit zurück. Eben so gieng es mit dem frischen „ Tuffstein, den einige auf die vom Brande ergriffenen „ Theile legten. All ihre innerliche Arzneyen bestan- „ den in Wein und — dem einzigen in Ungarn ge- „ geschätzten Kardiakum — in Zwetschkenbrandwein. „ Freylich sind diese Mittel nicht gerade die wirksam-

„ sten; doch gehören sie unter die fäulnissswidrigen, „ und sind also nicht schlechterdings zu verwerfen.

„ Ich selbst habe einigen, besonders wenn ein „ oder das andre Glied abgenommen werden musste, „ aus uneigennütziger Absicht meinen Beystand angeboten; allein keiner hat ihn annehmen wollen. Es „ ist gewiss, dass die schlechte und unordentliche Lebensart, an welche diese Menschen gewöhnt sind, „ sehr viel zu ihrem Verderben beyträgt, sie achten „ nicht auf die Vorschriften, die man ihnen giebt, „ wie ich selbst mehr als einmal habe erfahren müssen; „ daher helfen auch die Arzneyen so wenig, wenn sie „ gleichwohl Gebrauch davon machen. Vielleicht hätten dem Uibel Schranken gesetzt werden können, „ wenn die Herren dieser Dörfer meinem Rathe gefolget, und ein allgemeines Haus hätten aufrichten „ lassen, wohin alle diejenigen, die von dieser Krankheit befallen wurden, aus dem ganzen Komitate hätten gebracht werden müssen, damit sie bey Zeiten „ und ordentlich hätten verpflegt werden können. Ich „ glaube immerhin, dass man auf diese Weise viele gerettet haben würde, die itzt auf eine elende Art ihr „ Leben lassen mussten, oder doch auf immer gestümmelte Menschen bleiben, weil sie verlassen, und von „ aller Hilfe entblösst waren. Auch hat niemand darauf gedacht, die Quelle dieses Uibels ausfindig zu „ machen, damit dann doch das Volk nur einigermassen „ auf eine vernünftige Verhaltungsart wäre geleitet „ worden; ja man hat nicht einmal auf meinen Rath

„ ge-

„ geachtet, den ich ihnen zu eben dieser Absicht —
„ nämlich zur Vorbeugung des Uibels — mitgetheilt
„ habe. „

„ Ich gab mir alle Mühe, um auf die wahre
„ Ursache dieser so schrecklichen Krankheit zu kom-
„ men, und habe die genauesten Untersuchungen in
„ dieser Absicht angestellt. Aber ich konnte nirgends
„ auf eine Spur treffen, die eine Ansteckungskraft, ver-
„ möge welcher sie ein Kranker dem andern annoch
„ Gesunden hätte mittheilen können, verrathen hätte.
„ Ich für meinen Theil weiss keine andre Quelle an-
„ zugeben, als den Genuss des Brodes, wozu eine ge-
„ wisse Gattung von ausgeartetem Roggen wird,
„ das unter dem Namen *Kornzapfen* bekannt ist, und
„ auf gut ungarisch *Martinsbrod* heisset.

„ Es ist bekannt, dass sich bey letzterer reicher
„ Aernte eine Menge von diesem verderblichen Ge-
„ traide einfand, welches ohne Zweifel dem damaligen
„ feuchten Sommer beygemessen werden muss. Man
„ weiss aber auch, dass nach diesem Jahre, näm-
„ lich 1770 ein grosser Brodmangel in diesem ganzen
„ Lande herrschte, so dass der ärmere Theil des Vol-
„ kes in einem jammervollen Zustande sein Leben hin-
„ brachte; besonders war vom Winter bis zur neuen
„ Aernte eine harte Epoche für sie. Einige hatten ge-
„ rade nur so viel, als sie brauchten, um nicht zu ver-
„ hungern.

„ Das neue Getraide war kaum halbreif, so lie-
„ fen diese Leute voll Gierde, sich einmal satt Brodes
„ zu essen, auf's Feld hinaus, machten Aernte, trock-

„ neten das Getraid im Ofen, und nahmen sich nicht „ die Zeit, das schlechte vom guten auszulösen, son- „ dern brachten es so, wie's war, in die Mühle, back- „ ten Brod — assen sich satt, und kurze Zeit darauf „ fielen ganze Haushaltungen krank darnieder. Die „ Zufälle, womit sich die Krankheit anmeldete, wa- „ ren: Kopfwehe und Schwindel, wie bey Betrunke- „ nen, starker Eckel, und bey einigen auch Erbrechen „ Wenn dieser Sturm vorüber war, so hatte bey eini- „ gen die ganze Geschichte ein Ende; andere hinge- „ gen, besonders Mannspersonen, bekamen nun den „ Brand an beyden Händen, oder Füssen. Bey einigen „ schritt er nicht weiter, als an das Gelenke, nachdem „ auch hier die gewöhnlichen vorhergehenden Zeichen „ Schwachheit, Unempfindlichkeit, Schmerzen, Ge- „ schwulst u. s. f. schon vorher ihn ankündiget hatten. „ Hie und da glückte es einem mit seinen Haus- „ mitteln; aber das war was Seltenes, den Meisten „ wurde auf eine, oder die andere Art übel mitgespielt. „ Auch gegenwärtig noch trifft man Kranke von dieser „ Art an; es sind freylich Menschen aus der ärmsten „ Klasse. Aber das muss uns Beweises genug seyn, „ dass diese Krankheit von schlechter Nahrung her- „ rühret, wie wäre es sonst möglich, dass die Reiche- „ ren davon hätten verschont bleiben können, so wie, „ man's doch beobachtet hat?

„ Es ist leicht zu begreifen, warum der arme „ Bauer sich nicht so sehr um die Güte des Getraides, „ als um die Menge desselben und seiner Ausgiebigkeit „ bekümmere, er, der kaum die Zeit erwarten kann

„ wo

„ wo ihm vergönnet ist, sein kleines Feld zusammen-
„ zumähen, zu ärnten, um sich und seinen ausgehun-
„ gerten Kindern Erquickung zu verschaffen. So ist
„ es auch hier zu Lande nichts Fremdes, dass man in
„ grossen, reichen Häusern die Dienstboten allzeit mit
„ dem Schlechtesten, was man hat, füttert. Ich kam
„ vor einigen Tagen zu einem armen Bauer in sein
„ Haus, allwo schon etliche Monde hindurch von die-
„ sem verderblichen Brode gegessen wurde, weil man
„ überhaupt ganz unwissend über diesen Punkt ist.
„ Die Weibsperson und Kinder blieben verschont; aber
„ zwey Brüder, die in diesem Hause wohnen, büssen
„ schon für ihre, wiewohl unverschuldete Unwissenheit.
„ Der eine hat wirklich schon zwey Zähen verloren,
„ und der andere liegt mit einer sehr gefährlichen,
„ schmerzlichen Geschwulst an eben diesen Theilen
„ darnieder.

„ Ich erfuhr zufälliger Weise, dass ein armer,
„ junger Mensch von achtzehen Jahren, der diese
„ Krankheit hatte, aller Hilfe entblösst in einem Stalle
„ liege. Ich gieng sogleich zu ihm, und kam noch
„ eben zu dem gräfslichen Auftritte zurechte. Der
„ eine Fuss war schon vom Schienbeine los, sah ausge-
„ dörrt und kohlschwarz aus, das Schienbein selbst
„ war auch schon bis an's Knie brandig, und man sah
„ gleichsam, wie der Brand in jedem Augenblicke
„ weiter fortschritte.

„ Dieser Mensch war aus *Kroaten* nach *St. Maria*
„ gekommen, um in der Aernte was zu verdienen,
„ kannte keinen Menschen, hatte keinen Freund, und

„ lag ohne alle Hilfe da. Ich suchte, ihm Vertrauen „ zu mir einzuflössen, und gewann so viel, dass er meine Hilfe annahm.

„ Weil ich es nicht dahin bringen konnte, dass „ er Einschnitte an sich machen liesse, so begnügte ich mich damit, dass ich zweymal des Tages „ die Basilikumsalbe überlegte. Meine Absicht war, „ die Brandschorfe, die noch an den gesunden Hautdecken festhielte, zu erweichen; das mir auch gelange. Ich schabte die Kruste mit einem stumpfen „ Instrumente, (von einem schneidenden konnte er den „ Anblick nicht ertragen) und legte auf die Wunde „ und das übrige gesunde Bein des Tages hindurch „ öfters in obiges Dekokt getauchte Karpie.

„ Auf den Gebrauch dieses Umschlages schien „ der Brand durch drey Tage hindurch stille zu stehen, ungeachtet dieser Unglückliche vom Heumonde „ an bis zum Christmonde hin gelitten hatte, und ganz „ von Kräften entschöpfet war. Nach Verlauf von „ sechs Tagen erfolgte die Absönderung, es stellte sich „ die Eyterung ein, die alles Gutes hoffen liess, und „ der Leichengestank verlor sich. Bey alle dem musst' „ ich ihn vierzehen Tage nachher sterben sehen; der „ gänzliche Mangel an Kräften, die schlechte Wartung „ mag wohl die Hauptursache seines Todes gewesen „ seyn. Mit innerlichen Arzneyen war hier nichts zu „ machen, weil er keine nehmen wollte, ungeachtet ich „ alles Mögliche that, ihn dahin zu bereden.

„ Mit dem nämlichen Dekokte wurde ein Mann „ geheilt, der die linke Hand verloren hatte. Uibri-

„ gens bin ich nicht dreiſte genug, etwas Entſcheiden-
„ des von der Wirkſamkeit der angewandten Mittel
„ zu ſagen, weil die Menſchen hier zu Lande gar zu
„ unfolgſam ſind, und man nie hoffen darf, daſs ſie den
„ rechtlichen, vorſchriftmäſſigen Gebrauch von einer
„ Arzney machen werden.

„ Man ſagte mir einige Tage vorher von einem
„ vierzehenjährigen Mädchen, das ſeine monatliche Rei-
„ nigung noch nicht hatte, und gegen die Hälfte des
„ Heumondes von dieſem Brode gegeſſen hatte. Ich
„ beſuchte ſie, und hörte, daſs ſie ſechs Tage nachher
„ eine Unempfindlichkeit in dem rechten Fuſſe wahrge-
„ nommen habe, worauf, wie gewöhnlich, Schmerz und
„ Geſchwulſt, und zuletzt der Brand erfolget ſeye, der
„ alle Zähen verwüſtete. Hierauf habe ſich die ver-
„ ſtorbene Haut abgeſöndert, und im Herbſtmonde ſeyen
„ erſt die Knochen weggefallen. Zwey Knochen vom
„ Mittelfuſſe haben ſich ebenfalls losgemacht, und der
„ dritte iſt auf dem Wegen. Der Brand ſteht indeſs
„ ſtille, die ganze Wunde ſieht nicht übel aus, und
„ giebt alle Hoffnung zur Verheilung. Das Mädchen
„ befindet ſich im Uibrigen wohl, und vertreibt ſich
„ meiſtentheils die übrige Zeit mit Spinnen. So wie
„ ſie ſagen, ſo hat das ganze Haus von dieſem Brode
„ gegeſſen, es iſt ihnen aber nichts wiederfahren, als
„ daſs ſie Erbrechen und Schwindel bekamen, und daſs
„ ſie, wie ſie ſich ausdrückten, einige Tage hindurch
„ *zum Sterben krank* waren.

„ Die Urſache, warum die ſchlimmen Wirkun-
„ gen von dem Genuſſe dieſes verderblichen Brods

„ ſich

„ sich nicht bey allen auf die nämliche Art und in „ dem nämlichen Grade geäussert haben, scheint ganz „ begreiflich, sobald man annimmt, dass ein Blut mehr „ als das andere zur Fäulniss aufgelegt seyn könne. „ Uiberhaupt sind die am glücklichsten durchgekom- „ men, so Wein, oder Zwetschkengeist bekommen „ konnten.

„ Nachdem ich mich genau um die Häuser, wo „ nur immer solche Kranke anzutreffen waren, er- „ kündiget hatte, und alles nach einander durchgegan- „ gen bin, so habe ich Leute darunter angetroffen, die „ schon drey, bis sieben Monate an diesem unglückli- „ chen Uibel litten. Bey einigen hielte sich der Brand „ in gewissen Schranken, und diese waren so glücklich, „ mit dem Verluste der Zähen, oder Finger davon zu „ kommen. Man hat indess bemerket, dass überhaupt „ junge Personen weit härter mitgenommen wurden, „ und viel eher starben, als alte.

„ Zu meinem grössten Misvergnügen konnte ich „ keinen einzigen nach dem Tode öffnen, ob ich gleich „ äusserst begierig zu sehen war, ob dieses Getraid kei- „ ne sichtbare Veränderung in dem Magen und übri- „ gen Eingeweiden zurücklasse. Was die Fieberrinde „ betrifft, so halte ich sie den wenigen Versuchen nach, „ die ich damit habe machen können, für ein untrüg- „ liches Mittel in dieser Krankheit, und getraue mir „ sonst zu behaupten, dass solche Unglückliche nebst „ einer gehörigen Diät mit dem äusserlichen und „ innerlichen Gebrauche dieser Rinde gerettet werden „ könnten. „

Einige der Kunstverständigen sind der Meinung, man dürfe bey diesem Brande das Eisen nicht anwenden, auch wollen sie nicht, dafs man zur Absetzung schreite, oder nur Einschnitte mache, weil alles dieses, wie sie sagen, den Fortgang des Brandes nur noch beschleuniget. *Fabriz von Hilden* scheint über diesen Punkt eben so gedacht zu haben, denn er weigerte sich, an einem zwey und siebenzigjährigen Alten, der den Brand am Fusse hatte, und ihn rufen liesse, die Absetzung vorzunehmen. Ein Bartarzt that, was der Chirurg nicht zu thun für gut fand, und schnitt das Bein hinweg. Der kalte Brand gieng weiter, und verbreitete sich bis über die Schenkel; der Alte starb, und man warf die Schuld auf den Beinabschneider. Es ist zwar nicht zu läugnen, dafs dieser Barbier hier mit seinem Messer in der Hand neben jenem erfahrnen Chirurge, wie ein muthwilliger, tollkühner Knabe steht; indefs bin ich doch eben so gewifs, dafs der Kranke auch ohne diese Operation hätte sterben müssen, als wenig ich zu behaupten anstehe, dafs man in der *Kriebelkrankheit* (*Necrosis ustilaginea*) die Absönderung ohne Gefahr machen könne, wenn man nur die innerlichen und äusserlichen angezeigten Hilfsmittel zu gleicher Zeit nicht versäumt. *Tissot* räth, die grausamen Schmerzen zu lindern, eine, oder zwey Aderlässe *), und *Sauvages* **) warnet mit Recht, keine eytermachende Mittel überzulegen, weil der kalte Brand eine Trägheit und Fäulung der Säfte

zum

*) Avis au peuple sur la santé. p. 393.

**) Nosologia methodica, T. III, Part. II, p. 542.

zum voraus setzt, und es folglich darauf ankömmt, daß man verdünnende, fäulnißstilgende und stärkende Mittel, welche die Säfte zu bessern, und den Gefäßen ihre Thätigkeit wieder zu geben im Stande sind, anwende, ölichte, erweichende Mittel, wenn sie nicht mit geistigen und gewürzhaften vermischt sind, können daher nicht anders, als die Fäulniß befördern, weil sie die Theile noch mehr erschlappen.

Mir scheint, als wenn die Kornzapfen in Wälschland ganz verschieden seyen von jener Gattung, die man in Ungarn antrifft; obgleich beyde Gattungen einerley Namen tragen. Doch das mögen die Kräuterkündigen entscheiden. *Fontana* hat sehr schöne Beobachtungen über diese Getraidart angestellt, worunter jene, so er über die schlangenförmige Thierchen, welche ich selbsten mit einem Mikroskope in seinem Kabinete zu betrachten Gelegenheit hatte, gemacht, mir vorzüglich merkwürdig schienen. Diese Würmchen sterben, wenn sie trocken werden, und leben aber wieder auf, sobald man sie mit einem Tropfen Wassers befeuchtet. Wer über diese seltsame Erscheinung mehrere Auskunft verlangt, der sehe seine Abhandlung hierüber, die man nicht ohne Vergnügen lesen kann.

ZWAN-

ZWANZIGSTE BEOBACHTUNG.

Über einen Fall, wo eine einfache Entzündungsgeschwulst bey einem fünf und siebenzigjährigen Alten, die in drey Tagen in den feuchten, heissen Brand übergieng, ungeachtet aller üblen in der Folge dazu kommenden Zufällen glücklich geheilet wurde.

Der Herr Regierungsrath von *Grasel*, ein Mann von fünf und siebenzig Jahren, und einem sanguinisch-cholerischen Temperamente, war immer mit Krankheiten, die von einer salzichten Schärfe zeugten, geplagt. Er litte, in einem fort beynahe, an Hüftschmerzen, hatte beständig frieselartige Flechten und rothe, triefende Augen. Dabey ist noch zu merken, dass er gut ass, und trank, aber wenig Bewegung machte. Im Anfange des Herbstmondes fühlte er an der rechten Seite des Halses eine kleine Beschwerde, die er genauer zu bestimmen selbst nicht im Stande war. Er hatte eigentlich keinen wahren Schmerz, es war auch nichts von einer Röthe, oder Geschwulst zu sehen; nur kam es ihm schwer an, den Hals zu bewegen. Den dreyzehenten erst fieng er an, etwas von einem brennenden Schmerze zu empfinden, und den vierzehenten packte ihn nach Tische ein Fieberfrost an, der beynahe eine ganze Stunde anhielte. Er sah sich genöthiget, zu Bette zu gehen, und einige Tage liegen zu bleiben, weil das Fieber unausgesetzt fortwährte. Den zweyten Tag nach

dem

dem Fieberanfalle ward ich und sein Arzt, Herr *Juschitz*, zu ihm geholet. Wir fanden ihn schlafend, und hörten, daſs er eine sehr unruhige Nacht gehabt hatte. Das Fieber war heftig und der Puls hart und geschwind. Das Athemholen und herunterschlingen fiel ihm beschwerlich. Er klagte dabey über Durst und einen drückenden Kopfschmerz, hatte eine trockne Zunge, und lieſs wenig, aber stark gefärbten Urin. Wir fanden an dem Orte, wo er Schmerzen klagte, eine breite Geschwulst, welche die ganze rechte Seite des Halses einnahm. Die Röthe fieng am linken Schlüsselbeine an, gieng über den Nacken weg, und lief zur rechten Seite an den Rand des Unterkiefers hin, so daſs auch die grosse Speicheldrüse geschwollen war, und das Schlüsselbein von der nämlichen Seite die Gränzlinie ausmachte. Die Geschwulst hatte eine widerstehende Härte, war etwas roth, mit einem stumpfen Schmerze und innerlich brennender Hitze vergesellschaftet.

Man ward einig, ihm sogleich ein ergiebiges Aderlaſs zu machen, und lieſs ihm zwölf Unzen Blutes heraus, des sich auf der Stelle mit einer dünnen Speckrinde überzog. Der Puls ward gleich besser. Es wurde ihm ein erweichendes Klistir mit zwey Unzen Thomaszucker und einer Unze Merkurialhonig gesetzt, worauf er zweymal Oeffnung bekam. Uiber die Geschwulst wurde ein Breyumschlag von Semmelkrumen, Milch und Safran gelegt, und öfters erneuert. Innerlich bekam er alle zwo Stunden zwey volle Löffel von folgender Mixtur:

℞. *Camphor. gr. iij.*
Nitr. pur. drachm. j.
Pulv. Antimon. diaphoret.
— *Cornu cerv. aa. scrup. ij.*
Roob Sambuc. drachm. vj.
Aq. fl. Sambuc. libr. sem. M. d. u.

Mit dieser Mixtur wurde bis den zwanzigsten fortgefahren. Er muste dabey eine strenge Diät beobachten, und trank nichts als eine leichte Limonade, und zu Zeiten eine Schale Thee. Zweymal hatte man ihm Sauerteig mit Senfmehl auf die Fussolen legen lassen, um ihn von dem tiefen Schlafe, in dem er versunken lag, aufzumuntern *).

Die Nacht vom sechzehenten war unruhig, das Fieber am Morgen heftiger, und das Athemholen beschwerlicher. Der Puls schlug voll und hart, und die Geschwulst hatte merklich zugenommen. Wir beschlossen eine zweyte Aderöffnung, und zapften ihm zehen Unzen Blut ab, das ebenfalls eine dicke Speckkruste bekam. Der Kranke spürte zwar einige Erleichterung nach dieser Aderlass, aber die Zufälle wollten nicht weichen. Die Geschwulst sahe zwar nicht sehr roth aus, dennoch stieg sie in der Mitte immer höher, und hatte einen stechenden Schmerz bey sich, der mit einem

*) *Triller* beweist durch einen hierüber gemachten Versuch in dem ersten Bande seiner opusculorum medicorum, ac medico-philologicorum p. 194. historia quarta, dass die Fieberrinde bey schlafsüchtigen Fiebern von innerlicher Ursache ungemein dienlich seye.

nem mit dem Pulsschlage gleich zeitlichen Klopfen verbunden war. Uiberhaupt verriethen alle Zufälle eine Neigung zur Eyterung. Ich liess daher über die Mitte der Geschwulst ein drey Finger breites gummichtes Diachilonpflaster mit etwas Basilikumsalbe legen, und das Ganze mit oberwähntem Breyumschlage bedecken.

Auf diese Art wurde bis den zwanzigsten fortgefahren. Schmerz und Fieber hatten nachgelassen, aber die Spitze der Geschwulst war mit gelblichten Wasserblasen überzogen, unter welchen die Haut blau und schwarz durchschien. Dabey sahe man, wie sie viele kleine Löcher gleich einem Siebe hatte, die alle mit einem speckichten Wesen ausgefüllt waren. Man glaubte, diese Löcher müsten einen Eiter von sich geben, wenn man aber umher druckte, so kam nicht das geringste zum Vorschein. Das Gefühl liess wohl etwas Eiter vermuthen, aber es konnte nicht anders als sehr tief sitzen. Demungeachtet hielt ich für zuträglich, die Geschwulst zu öfnen, weil ich fürchtete, der Brand dürfe weiter um sich greifen, und die Lage des Kranken bedenklicher machen. Ich machte also da, wo die Geschwulst am erhabensten und weichsten schien, einen achtzehn Linien langen Schnitt nach der Länge der Geschwulst, worauf etwa ein kleiner Löffel voll Eyters herausfloss, das zwar weiss aussahe, aber dabey so zähe war, dass ich es herausdrucken muste. In die Höhle brachte ich ein mit Basilikumsalbe bestrichenes Burdonett, und legte ein Plümaseau darüber. Weil die Geschwulst in ihrem Umfange noch sehr hart war, so liess ich mit dem Breyumschlage fleissig fortfahren.

Den

Den ein und zwanzigſten zeigte ſich etwas Eyter. Die Miſsfärbigkeit der Haut nahm einen gröſſeren Umfang ein, ſo daſs die Brandſtelle drey Finger in der Breite betrug, beſonders ſahe man, wie ein beträchtliches Stück verdorbener Fetthaut die Höhle der Geſchwulſt ausfüllte. Kurz man ſahe augenſcheinlich, daſs der Brand überhand nahm, eine Sache, welche beſonders in Betreff des Ortes nicht gleichgültig ſeyn konnte. Einige Zufälle hatten zwar nachgelaſſen, aber die Härte war noch nicht völlig verſchwunden, und die Bewegung des Halſes noch immerhin beſchwerlich. Die Kräfte wurden ſchwach, ſo wie ihr Maaſsſtab der Puls. Ich fand für gut, folgende reinigende Salbe überzulegen:

℞. *Terebinth. venet. unc. j.*
Vitel. ov. nro. S.
M. et adde
Vnguent. baſilic. unc. ſem.
— — apoſtolor. drachm. ij.
Elixir. proprietat. drachm. ſem.
M. d. u.

Darüber kamen Kompreſſen, welche mit folgendem warmen Weine getränkt, alle Stunden friſch muſten übergeſchlagen werden:

℞. *Pulv. cort. peruv. unc. j.*
Sal. tartar. gr. viij.
Vin. rubr. generoſ. libr. ij.

Dieſes wurde zuſammen in einem gut vermachten irdenen Topfe durch eine halbe Stunde gekocht, und hernach durchgeſeiget. Mit dieſem Umſchlage wurde

acht Tage hindurch fortgefahren, in der Folge aber wurde er nur zweymal des Tages, Morgens und Abends, friſch aufgeleget.

Man nahm keinen Anſtand mehr, ihm ſogleich die Fieberrinde zu reichen, und machte den Anfang damit, daſs man ihn viermal des Tages jedesmal eine Gabe von zwey Scrupeln nehmen lieſs. Des andern Tages am Abend fanden wir ihn heiter und ſich gegenwärtig. Der Brand hatte Gränzen geſetzt, der Eyter war beſſer und in gröſſerm Maaſſe vorhanden. Dennoch fuhr man in dieſer Behandlungsart bis zum fünf und zwanzigſten fort, wo die Abſönderung endlich ein Ende zu nehmen ſchien. Die äuſſern Droſſeladern lagen blos, und auf allen Seiten, ſo weit die Härte gegangen war, beſonders aber an der vordern obern Gegend, blieben ſehr groſſe Hohligkeiten zurück, die bis vier Zoll betragen mochten, und eine Menge Eyter von ſich gaben, ſo zwar, daſs bey jedesmaligem Verbande, der doch zweymal im Tage erneuert wurde, die Kompreſſen völlig davon durchdrungen waren. So wie ſich aber alles Brandige abgeſondert hatte, ſo fieng auch des Eyters an weniger zu werden. Eben zu dieſer Zeit ſtieg man auch mit der Fieberrinde herab, und gab ihm nur zwey Gaben des Tages. Dieſs geſchahe bis zum dreiſſigſten hin. Der Puls war nun ruhig und ich nahm keinen Anſtand, ihm ein wenig Kalbfleiſch, oder etwas von einem jungen Huhne, und nach Tiſche ein Glas Wein zu erlauben.

Die groſſe Höhle wurde indeſs noch immer mit oben beſchriebener reinigenden Salbe verbunden, und

der

der Weinumschlag darüber gelegt. Diese Behandlung setzte man so lange fort, bis alle Hohlgänge sich verloren hatten, wozu die graduirten, so gut als thunlich, angelegten Kompressen, gewiss auch das Ihrige beytrugen. Den zehenten Weinmond waren sie alle verschwunden, das Geschwür fieng an sich zu schliessen, und den zwanzigsten war es gänzlich verheilet. Ich bin übrigens gewiss, dass diese Krankheit bey einem so alten und mit scharfen Säften angefüllten Körper gewiss keinen so glücklichen Ausgang würde genommen haben, wenn man nicht zu rechter Zeit mit den Aderlässen und der Fieberrinde zu Hülfe gekommen wäre. Herr von *Frasel* lebte hierauf noch zwey Iahre, und würde noch länger gelebt haben, wenn er nicht auf den unseligen Einfall gekommen wäre, ein altes vieljähriges Geschwür am Beine sich zuheilen zu lassen. Ich habe ihm natürlicher Weise nie Recht hierinn geben können, er wande sich aber an einen andern Chirurgen, der ihn ohne Umstände mit austrocknenden Mitteln behandelte, und auch heilte; aber wenige Tage hernach bekam er einen apoplektischen Anfall, der ihn tödtete. So lange das Geschwür viel Materie von sich gab, hatte er von seinen Magen- und Kreuzschmerzen sehr wenig, beynahe nichts zu leiden. Ich hatte ihm daher, um einen freyen Zufluss an diesem Ort zu unterhalten, gerathen, das Geschwür mit einer Salbe aus zwey Theilen Basilikumsalbe, und einem Theile Bleyweissalbe zu verbinden, und bey dieser einfachen Vergehungsart, darf ich sagen, hatte er sich über ein ganzes Jahr recht leidentlich befunden. Ui-

berhaupt iſt dieſe eben erwähnte Salbe ein Mittel, das ich in dergleichen ähnlichen Fällen anzuempfehlen gar keinen Anſtand nehme, weil ich ſelbſt die beſten Wirkungen davon erfahren habe. Wie gefährlich es übrigens ſeye, die Heilung gewiſſer Geſchwüre bey alten Perſonen mit Gewalt erzwingen zu wollen, davon habe ich ſchon an einem andern Orte geredet. Nirgendswo aber wird dieſes Unternehmen ſchwerer zu Stande gebracht, nirgends iſt es mit ſo vieler Gefahr verbunden, als bey Perſonen vom andern Geſchlechte.

Der Herr Profeſſor *Scati* hat mir in einem Briefe vom dreyzehenten Weinmonath 1775. eine Geſchichte dieſer Art mitgetheilt, die den Baron *Terzi* betraf. Dieſer Herr ward nemlich als ein Greis von neunzig Jahren mit Hilfe der Fieberrinde an einem Geſchwüre, das ſich erſt heftig entzündete, dann in den Brand übergieng, geheilet. Uibcrhaupt aber und in jedem Betracht hatte er ſich beim Gebrauche dieſes Arzneymittels ſo wohl befunden, daſs er ſich vornahm, alle Tage ein Quintchen davon zu nehmen, und *ſo* ein ganzes Jahr lang fortzufahren. Allein zuletzt bekam er ſolch einen Eckel vor dieſer Rinde, daſs er ſein Vorhaben aufgeben muſte. Da er übrigens vollkommen geſund war, ſo ſcheint, als wenn dieſer Eckel ein Wink der Natur geweſen wäre, die nun keiner weitern Hilfe mehr nöthig hatte. In dem nämlichen Briefe dieſes vortreflichen Chirurgen ſind noch mehrere merkwürdige Beobachtungen von dieſer Art aufgezeichnet, die ich aber unmöglich alle hier anführen kann.

FUNF-

FÜNFZEHENTES HAUPTSTÜCK.

Von dem Nutzen der Einschnitte (Schröpfen) in der Chirurgie, besonders bey starken Quetschungen, und dem trocknen Brande.

Wir haben schon mehrmalen in dieser Abhandlung aus verschiedenen angeführten Beobachtungen uns von dem Nutzen der Einschnitte zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Mir däucht aber, dieses dürfe wohl im Ganzen betrachtet nicht hinreichend seyn, besonders wenn es darauf ankäme, jene, die diesen chirurgischen Handgriff noch nicht aus ihrem wahren Gesichtspunkte zu betrachten gewohnt sind, stets Gefahren träumen, welche vom Eintritt der äussern Luft in den Körper entstehen sollen und stets furchtsam thuen, zu belehren, und sie zu überweisen, dass sie wirklich nicht wissen, was sie fürchten. Ein Chirurge sollte doch billig keinen falschen Begriff von einer chirurgischen Handlung (*operatio*) haben; wie wird er sonst im Stande seyn, den Fall zu bestimmen, wo sie mit Nutzen gemacht werden *kann*, und *muss*, und wo sie nicht gemacht werden *darf*.

Vielleicht denken nicht alle über diesen Punkt, wie *Gallenus*, und nicht ein jeder würde in allen den

Fällen Einschnitte machen *), in welchen sie *Gallenus* vorschlägt. Aber die Ursache mag darinne liegen, daſs er sich nicht genug erklärt hat, oder daſs wir ihn nicht recht verstehen. Dieser Arzt empfiehlt sie bey vielen Aussenkrankheiten als ein gutes heilungsbeschleunigendes Mittel. So räth er zu Einschnitten bey Entzündungsgeschwülsten, wobey Härte und grosse Spannung zugegen, wenn der Schmerz an einem Orte ist, und (was vorzüglich zu merken) wenn man vermuthen kann, daſs eine scharfe, bösartige, entweder im Körper erzeugte, oder demselben von aussen mitgetheilte Feuchtigkeit in der Geschwulst enthalten seyn möchte. In diesen Fällen sind die Einschnitte von ungemeinem Nutzen, wie wir selbst bey Pestbeulen, bey Geschwülsten vom Bisse und Stiche giftiger Thiere zu beobachten Gelegenheit hatten. Auch in Krankheiten des Kopfes und der Füsse will er, daſs man Einschnitte zu Hilfe nehme. Es scheint, *Gallenus* habe das nämliche auf die Einschnitte gehalten, was noch heut zu Tage die *Japoneser* von der *Moxa* glauben. Fast in jeder Krankheit, sie gehöre unter die Reihe der innerlichen, oder äusserlichen, nehmen diese asiatische Völker ihre Zuflucht zu diesem Mittel und suchen es freylich so anzubringen, wie sie glauben, daſs am besten ihrer Absicht entsprochen werde. Doch ist man heutiges Tages über den Werth der sogenannten Universalmittel so ziemlich einig, und weiſs, was man davon halten solle. Es scheint, daſs es hier wie mit gewissen Lieblings-

*) Libr. de Scarificationibus, Cap. IV.

lingsmitteln einiger Kunstverständigen gehet, die nichts so vortrefflich finden als ihr Mittel, und in jedem Falle darauf reiten. Nur kömmt es darauf an, bey welchem von beyden die Wohlfahrt des Kranken mehr oder weniger Gefahr läuft?

Das *Schröpfen* besteht in kleinen Einschnitten, welche mittelst einer Lanzette, oder eines Bistouries, oder mit einem besondern hiezu bestimmten Instrumente, dem Schröpfschnapper nämlich, nach vorher aufgesetzt gewesenen trockenen Lassköpfen in die Haut gemacht werden. Die Absicht dabey ist, dem Blute oder einer andern gestockten ausgetrettenen Feuchtigkeit, so unter den allgemeinen Bedeckungen (es seye dass diese annoch gesund, oder zum Verderbnisse neigen, oder schon wirklich brandig sind) *) sich vorfinden, einen Ausgang zu verschaffen. Da hiedurch die vorhandene Feuchtigkeit unmittelbar und auf der Stelle ausgeleeret wird, so ist es leicht einzusehen, wie vielen üblen Folgen durch diese Operazion vorgebeugt werden könne. Auch ist sie anwendbar, wenn die Anzeige ist, abzuleiten, oder die Saftmasse überhaupt zu vermindern. In diesem Falle will *Iohann de Vigo*, dass man die Einschnitte tief mache.

Obschon die Anzahl derjenigen, die diese Operazion zu machen sich scheuen, aus Furcht, dass die äussere Luft in den Körper dringen möchte, heutiges Tages ziemlich unbeträchtlich seyn dürfte; so glaube ich doch, dass ich hier etwas ins Detail gehen müsse,

 wenn

*) *Blancardi* Lexicon medicum renovatum.

wenn ich anders die Absicht, warum ich schreibe, ganz erfüllen und soviel als möglich gemeinnützig werden will; zumal da das Schröpfen eine Operation ist, die täglich vorkömmt, und der sich Personen von jedem Alter und von jedem Geschlechte unterziehen. In Deutschland bedient man sich in dieser Absicht kleiner Lassköpfe von Messing, die zuerst aufgesetzt werden, und zerschneidet sodann die Haut mit dem Schröpfschnapper, der in gleicher Grösse mit den Lasköpfen ist, und doch in einem male funfzehn, sechzehn kleine Schnitte macht. In Italien hat man gläserne, und weit grössere Lasköpfe. Die Einschnitte werden mit der Lanzette gemacht, werden grösser, aber in geringerer Anzahl gemacht. Es scheint freylich, als wenn die Luft auf diese Art Gelegenheit habe, in den Körper einzudringen; allein soviel ich deren in meinen jüngern Jahren selbst gemacht, und soviel ich nachher habe machen sehen; so habe ich doch nie eine üble Wirkung, welche von diesem vorgeblichen Eindrange der Luft gezeigt hätte, darnach beobachtet. Man weiss ohnehin, wie geschwind die Wunden von einem schneidenden Werkzeuge zu heilen pflegen. Die Ursache aber, däucht mir, ist ganz einleuchtend, wenn man bedenkt, dass man die Luft mit Hilfe eines angezündeten Werks, bevor man die Lasköpfe aufsetzt, herauszieht, oder sie, eigentlicher zu sagen, in dem Augenblicke, da man sie aufsetzen will, so viel möglich verdünnet. In Deutschland ist es üblich, die Lasköpfe vorher in warmes Wasser zu legen, dann einen Augenblick über einen mit Fett getränkten, angezündeten,

baum-

baumwollenen Dacht zu halten, und alsdenn erst auf die Haut zu setzen. Weil die Hautgefässe hier einen geringern Widerstand finden, so muss die Haut anschwellen, und sich gegen den Grund des Lasskopfes erheben. Auf diese Art begreift man, wie der Kopf an der Haut fest bleibt. Wenn er eine Weile daran hängt, so erhebt sich nicht nur allein die Haut, sondern sie wird auch roth und entzündet, ein Beweis, dass das Blut in das kleinere Gefässsystem eingetreten ist. Lässt man ihn noch länger hangen, so bekommt die Haut eine schwarze Farbe, weil das Blut in Stockung geräth, wozu auch der Druck der äussern Luft auf den Lasskopf von aussen etwas beyzutragen scheint. Es müsste also bey diesem Instrumente von dem Eindrange der Luft etwas zu befürchten seyn, wenn sie anders je statt finden sollte. Allein noch nie hat man eine üble Wirkung wahrgenommen, die darauf erfolget wäre. Folglich ist es falsch, dass die Luft in den Körper eindringet, oder wenigstens ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, warum man das Eindringen derselben für gefährlich halten solle. Aber vielleicht höre ich sagen, vielleicht ist mehr zu befürchten, wenn die Einschnitte an einem Theile gemacht werden, der an einer örtlichen Krankheit leidet? Wir wollen sehen, ob und in wie weit dieser Einwurf gegründet seyn könne.

Erstlich ist es eine Thatsache, davon sich jeder zu überzeugen Gelegenheit hat, dass bey Kopfschmerzen in hitzigen oder faulen Fiebern, wo die ganze Blutmasse entzündet, und in Bewegung ist, dass, sage

ich,

ich, hier die Windköpfe jederzeit (es seye dann, dass von Seiten des Arztes, oder des Kranken selbst sonst ein Versehen geschehen) von gutem Erfolge begleitet zu seyn pflegen. Ich berufe mich hier auf das einstimmige Zeugniss aller deren, die je hierüber Beobachtungen angestellt haben. Ich habe nach starken Quetschungen, wobey sich eine beträchtliche Ergiessung, oder sehr viel geronnenes Blut einfand, dadurch, dass man nicht im rechten Zeitpunkte zu diesem Hilfsmittel schritte, fürchterliche Entzündungen, und den heissen und kalten Brand mit seinem ganzen schrecklichen Gefolge entstehen sehen; dagegen ist die Heilung glücklich von statten gegangen, wenn man beyzeiten Einschnitte machte, und das Blut herausliess. Ich kenne keine schrecklichere Quetschungen als die, so durch Stückkugeln, Bomben, oder in die Luft gesprengte Minen hervorgebracht werden; sie erheischen auf der Stelle chirurgische Hilfe, die sich in den wichtigsten Fällen dieser Art oft durch nichts so schleunig und auffallend als durch die Einschnitte äussert *).

Sr. Durchlaucht der Fürst von *Nassau*, General bey der kaiserlichen Armee, ein Herr von einem blutreichgallichten Temperamente, und in einem Alter von 26 Jahren, wurde den sieben und zwanzigsten Heumond 1762. in einem Scharmützel wider die Preussen in Sachsen, als damaliger Obrister und Befehlshaber vom

*) *Quesnay* (traité de la gangrene) scheint für die Einschnitte nicht sehr eingenommen zu seyn, doch schlägt er sie p. 28. vor, und hält tiefe Einschnitte bey Quetschungen für nothwendig.

vom Zweybrückischen Dragonerregimente durch eine Stückkugel, die nahe an ihm vorbeystrich, so heftig erschüttert, dafs er mit Gewalt vom Pferde fiel, und drey bis vier Stunden lang auf der Erde lag, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben.

Einige Soldaten von seinem Regimente, die ihn für tod hielten, trugen ihn, zum letzten Merkmale ihrer Hochachtung und Liebe, von dem Schlachtfelde hinweg, und brachten ihn in ein nahe gelegenes Dorf, damit sein Leichnam nicht im Gedränge so vieler Toden und Verwundeten liegen dürfte. Während der Bewegung auf dem Wege fieng er an, etwas ganz leise zu athmen; das merkten die Träger. Doch äusserte er sonst nicht das geringste Zeichen, woraus man hätte schliessen können, dafs noch nicht aller Lebensfunken erloschen seye; er lag gleichsam in einem tiefen Todesschlummer. Indefs kam der Regimentschirurg dazu. Dieser untersuchte ihn sogleich, und da er an dem Uniform weder einen Rifs, noch einen Blutfleck fand, so liefs er ihn ausziehen, worauf er einer sehr grossen, starken Quetschung gewahr wurde, die den Rucken einnahm, am linken Schulterblatte aber am stärksten schien, und sich noch bis über die Lendengegend verbreitete. In der Folge entdeckte man erst, dafs der Schulterfortsatz gebrochen, und das Schulterblatt selbst zwey Brüche hatte, wie man noch itzt aus den Narben und merklichen Schwielen des Knochens sehen kann.

Es wurde auf der Stelle eine Ader geöffnet. Der Feldchirurg machte ihm sodann an dem erhabensten

Orte

Orte der Geschwulst Einschnitte, die aber nur oberflächig waren. Auch die gehörigen Umschläge wurden nicht ausser Acht gelassen. Zum Uiberflusse liess man ihm noch einmal Blut heraus, aber alles umsonst, der Fürst war nicht zum Erwachen zu bringen. Indessen nahm die Geschwulst immer mehr zu, wurde höher und breiter. Den dritten Tag rief man einen andern sehr erfahrnen Feldchirurgen. Dieser schritt nach angestellter genauer Untersuchung des verletzten Theiles zur dritten Aderlass, und dann zur vierten.

Es wurden also vier ergiebige Aderlässe gemacht, und zwar ohne eine auffallende Erleichterung, obgleich jede vollkommen angezeigt schien. Man nahm auf's neue Einschnitte vor, die aber tiefer drangen, als die ersteren, und woraus eine Menge schwarzes, geronnenes Blut hervorkam. Auf dieses fieng die Geschwulst sogleich zu fallen an. Der geschwinde und harte Puls wurde weich und langsamer. Nicht lange währte es, so erwachte der Fürst, und begann etwas leichter zu athmen. Dennoch ward er sich noch nicht vollkommen gegenwärtig, bis den fünften Tag, an welchem sich noch zwey beträchtige Stücke von der brandigen Haut nebst einem grossen Stücke Fetthaut absönderten.

Hierauf stellte sich sogleich eine gutartige Eyterung ein, die alles Gutes hoffen liess. Die Arzneyen, die er nahm, bestanden in der Fieberrinde (davon er in einem Zeitraume von vierzehen Tagen bis fünf Pfund nahm) und in einer gehörigen Diät. Aeusserlich wurden Weinumschläge von zertheilenden, gewürzhaften Spezien gemacht. Mir däucht doch, dass diese Be-

ob-

obachtung die Einschnitte auf diese Art darstelle, dass man die schleunigwirksame Hilfe derselben unmöglich verkennen kann.*)

Es ist nichts Ungewöhnliches, wenn, wie es oft geschieht, die Soldaten fünfzig, oder hundert Prügel auf den Hintern bekommen, dass der Brand dazu kömmt, dass man oft vier, bis sechs Finger breite Lappen von der Haut hinwegzunehmen gezwungen ist. Wenn die Schläge nicht gar zu gewaltig waren, so sind Umschläge von laulichtem, oder mit gewürzhaften Kräutern gekochtem Weine allein hinreichend, die Zertheilung des stockenden Blutes zu bewirken, und die Thätigkeit der gequetschten Gefässe wieder herzustellen. Ist aber die Austretung des Geblütes beträchtig, und die Zerreissung der Gefässe gross, so müssen Einschnitte gemacht werden, damit sowohl das ausgetretene, als auch das in den halbzerrissenen Gefässen gestockte Blut herausgelassen und auf diese Art der Druck auf die übrigen noch freyen Gefässe verhindert, der Umlauf erhalten, und so dem Brande vorgebeugt werde. Nach gemachten Einschnitten kann man dennoch aromatische Umschläge

über-

*) Die lateinische Abhandlung des Herrn *Augustin Walthers* von dem Schröpfen des Hinterhauptes im Kopfwehe und Schlagflusse (zu Leipzig aufgelegt) verdient hierüber gelesen zu werden. — Im vierten Bande der königlichen Akademie der Chirurgie, Seite 716, findet man, dass in solchen Umständen die Einschnitte nicht seicht, sondern tief seyn müssen, und auch quer gemacht werden können, und dass man auf diese Art im Stande seye, den Brand, der einem ganzen Gliede drohet, abzuhalten.

überlegen, um Fasern und Gefässe zu beleben, und das übrige wenige Blut, das noch hie und da stocken möchte, zu verdünnen, und in Kreislauf zu bringen. Wenn die Quetschung stark ist, und die Hautgefasse auf den Hinterbacken noch einige Lebenskraft besitzen, so steht, im Falle man die Einschnitte verabsäumt, zu befürchten, dafs sie ganz absterben. Wenn dieses geschieht, so müssen sie ohne Umstände völlig entzweygeschnitten werden, weil die Natur für sich allein an einem so fetten und so harten Orte mit der Absönderung zu spät fertig werden dürfte. Auch können die Gefässe um die Brandrinde herum, so dabey gelitten haben, sich leichterdings entzünden, wenn man nicht bey Zeiten das verdorbene Blut auszuleren, und die Absönderung zu bewirken suchet, und dann wird das Uibel nur ärger. Ich fodere jeden Feldchirurgen auf, der nur einige Jahre gedienet, ob ihn nicht seine eigene Erfahrung von dem, was ich hier, von der auffallenden Wirkung der Einschnitte bey grossen Quetschungen ohne Wunde, gesagt habe, vollkommen überführt hat? Wenn eine Wunde zugleich mit einer Quetschung verknüpfet ist, so verhält sich freylich die Sache anders, denn in diesem Falle ist gemeiniglich auch eine Blutung zugegen, und die Eyterung pflegt in der Folge sich einzustellen. Hiedurch kann freylich das ergossene Blut ausgelert werden, und in der Folge werden auch die Gefässe ihre natürliche Schnellkraft wieder gewinnen. Darum sagte ich: bey Quetschungen ohne Wunde.

Fast alle Soldaten, welche Gassen laufen müssen, werden leicht ohne Einschnitte geheilet, obwohl der gan-

ganze Rücken durch eine Quetschung mißhandelt ist; denn die Spitzruthen sind leicht und nachgiebig, und machen nur eine Oberflächige Quetschung. Weil sie aber auch zugleich viele kleine *Gefässe* auf der Haut aufritzen, und sie bluten machen, so sieht man, wie sie hiedurch die Stelle der Einschnitte auf eine gewisse Art ersetzen. Bey Stockschlägen findet dieses freylich nicht Statt, und ich habe mehr, als einmal auf diese Züchtigungsart Seitenstechen und Lungenentzündung erfolgen sehen.

Wunderbar sind die Wirkungen, die ich bey äusserlichen, beträchtlichen Quetschungen des Kopfes, welche mit einer Erschütterung des Gehirnes (jedoch ohne Zerreissung) begleitet waren, von den Einschnitten erfahren habe. Oft, wenn schon Entzündung und Fieber vorhanden war, wenn der Kranke ohne Bewußtseyn da lage, oder wenn er nur Kopfschmerzen klagte, u. s. f. sahe ich, wie nach gemachten Einschnitten und herausgelassenem Blute in kurzer Zeit die Zufälle verschwanden. Wenn die Blutunterlaufung ober den Halsgefässen, oder am Hinterhaupte ihren Sitz hat, so sind gewiß die Wirkungen, den die Einschnitte in diesem Falle verschaffen, von ausgebreitetem Nutzen. Erstens wird das durch die zerrissenen Gefässe hervorgetretene Blut ausgelert. Durch diese Auslerung muß der Druck, den das ausgetretene Blut auf die Halsgefässe macht, vermindert werden. Es können sich auf diese Art die Gefässe des grossen und kleinen Gehirnes, die durch die Erschütterung leiden, und sich oft krampfadericht auseinanderdehnen, entleren, und so wieder zu

ihrer Schnellkraft und ihrem natürlichen Durchmesser gelangen. Daſs, aber die Gefäſſe durch einen Fall, oder Quetſchung ſich erweitern, habe ich in dem ſiebenten Hauptſtücke des erſten Theiles mit zwo Beobachtungen erwieſen, wo die Oeffnung der Droſſelblutader mit eben der guten Wirkung gemacht ward, die man nur immer in dergleichen Fällen von den Einſchnitten erwarten kann.

Wie bedaure ich den Unglücklichen, der eine Quetſchung am Kopfe bekommen hat, welche zu gleicher Zeit mit einer Zerreiſſung der inneren Gefäſſe und einer Ergieſſung des Blutes ober, oder unter den Hirnhäuten begleitet iſt, wenn der Chirurg unwiſſend, oder luftſcheu den Trepan nicht anſetzen will; wenn er nicht den Ort, wo das ergoſſene Blut liegt, ausfindig zu machen weiſs, und es bey Zeiten auszuleren ſucht! Oft ſind mir Kopfquetſchungen vorgekommen, die von weniger Bedeutung zu ſeyn ſchienen, und mit einer kaum merkbaren Ecchymos begleitet waren; allein es fanden ſich Betäubung, Schwindel, Schlafſucht, niedergedrückter Puls, und überhaupt ſolche Zufälle dabey ein, die nichts anders, als ein Extravaſat unter der Hirnſchale vermuthen lieſſen. Ich ſäumte freylich nicht, die gehörigen Mittel geltend zu machen, lieſs Blutläſſe vornehmen, Kliſtire ſetzen, und zertheilende und ſchmerzlindernde Umſchläge machen; allein wenn ich ſahe, daſs alle dieſe Mittel fruchtlos blieben, ſo nahm ich keinen Anſtand, groſſe Einſchnitte an dem gequetſchten Theile zu machen, die mir, im Falle die Zufälle angehalten, und die Umſtände es erfodert hätten, auch

bey

bey Durchborung der Hirnschale zum Leitpfaden würden gedienet haben. Aus den gemachten Einschnitten liefs ich eine gute Menge Blutes herausfliessen, und nahm hierauf sogleich eytermachende und erweichende Mittel zu Hilfe. Auf diese Weise bin ich einige Male so glücklich gewesen, meinem Kranken augenblickliche Erleichterung zu verschaffen, die freylich bey andern erst den Tag darauf, wenn nämlich die Einschnitte besser flossen, und die Spannung nachzulassen anfienge, erfolgte, und *so* hatte ich nicht nöthig, die Hirnschale-durchborung (*Trepanatio*) vorzunehmen, wenn anders die Zufälle nicht anhielten, oder gar schwerer wurden, und eine Ergiessung vermuthen liessen.

Es ist wahr, nicht eine jede starke Quetschung nimmt diesen Gang, nicht immer wird eine Entzündung dazukommen, oder gar Brand und Tod nachfolgen. Zu Zeiten löst das ausgetretene Blut sich auf, und tritt in den allgemeinen Kreislauf zurück. Dann können Schleichfieber entstehen, oder andere äusserliche Zufälle, z. B. feuchte Rauden auf der Haut, Blutgeschwüre, Abscesse; oder die Materie wirft sich auf die Gedärme, und erregt (welches freylich selten ist) einen heilsamen Durchfall. Geschieht aber die Versetzung auf die Brust, Gehirn, oder auf sonst einen ädlen Theil, dann ist der Tod, oder sonst eine langwierige Krankheit, die oft gefährlich wird, eine der gewöhnlichsten Folgen.

Kopfquetschungen bey Kindern sind nicht mit so viel Gefahr verbunden, obgleich die Blutaustretung stark ist. Das Blut ist bey Kindern dünner und flüssiger, als bey Erwachsenen, sie haben eine grössere An-

zahl von Gefässen, und die Gefässe selbst sind weicher und reizbarer, daher läſst sich das ergossene Blut mit Hilfe zeitig und öfters aufgelegter, zertheilender Umschläge ohne Mühe zertheilen. Sollte jedoch auf die Anwendung dieser Mittel die gehoffte Wirkung nicht erfolgen, so müſste man nicht zaudern, dem Blute einen Ausweg zu verschaffen. Wenn die Quetschungen vernachläſſiget werden, so sucht das Blut einen andern Weg durch die Nase, und ist alsdann braun, aufgelöſt und stinkend. Geschieht dies etwas später, so sieht man auch Eyter hervorkommen. Dieser wird oft so scharf, daſs er die Schleimhaut der Nase und die Haut des Angesichtes anfriſst. Wie oft sieht man nicht aus eben dieser Ursache starke Kopfausschläge entstehen? Aber dann hüte sich auch ein jeder, daſs er keine austrocknende und abheilende Mittel gebrauche, und dadurch die Natur in ihrem wohlthätigen Geschäfte stöhre; er begnüge sich bloſs mit Mitteln, die erweichen und lindern. Merkwürdig ist, daſs, wenn man die Einschnitte einige Zeit nach geschehener Blutunterlaufung erst macht, die Lanzette so schwarz wird, daſs man sie frisch abziehen muſs, wenn man sie wieder rein haben will. Es ist dieses ein Beweis, wie sehr auch das beste Blut ausarten kann, wenn es stille steht.

Im Jahre 1759 wurde mir in *Dresden* am Ende des Christmondes ein Soldat, der vor vierzehen Tagen auf dem Eise gefallen war, und eine Quetschung am Hinterhaupte bekommen hatte, in's Spital gebracht. Er hatte sich wenig daraus gemacht, und mit Brandweine, dem gewöhnlichen Soldatenmittel, gewaschen; dennoch dau-

dauerte es gegen vierzehen Tage hin, bis die Geschwulst sich verlor. Man sahe itzt nichts mehr davon, dafür war er am ganzen Leibe geschwollen und wassersüchtig. Er hatte dabey ein Fieber, und klagte über einen stumpfen Schmerz in der Leber, der beym Anrühren unerträglich ward. Ich untersuchte den Zustand des Kranken genau, konnte aber keine andere Ursache ausfindig machen, als die Quetschung, die gewiss nicht auf die gehörige Art behandelt worden war. Ich konnte nicht anders, als eine äusserst traurige Vorhersage fällen, that indess, was ich konnte, liess ihm noch am nämlichen Tage zu zweyen Malen Blut abzapfen, die Leber öfters mit Eibischsalbe und süssem Mandelöle gelinde einschmieren, und sodann erweichende Breyumschläge darüberlegen. Auch bekam er Molken mit Tamarinden zubereitet zu trinken, und musste sich einige erweichende Klistire setzen lassen, worauf er einige Mal eine gelinde Oeffnung hatte. Allein alles, was ich that, half nichts, am dritten Tage folgte der Tod.

Man sieht hieraus die Möglichkeit, wie bey einer Quetschung das ausgetretene Geblüt verderben, wie es sich auflösen, durch die Einsaugung in die Blutmasse gebracht werden, und da eben so traurige Zufälle hervorbringen kann, wie ein aufgesogener Eyter. Diese Geschichte giebt gewiss hievon einen klaren Beweis, oder war vielleicht der Schmerz in der Leber kein Zeichen, dass eine Versetzung auf dieses Eingeweide geschehen seye? Ich bedaure nur, dass ich nicht die Leiche öffnen konnte; ich hatte aber gerade damals weder Platz noch Zeit genug zu diesem Geschäfte.

Quetschungen, die an einem andern Theile des Körpers ohne Bedeutung seyn würden, werden am Kopfe oft bedenklich. Die Ursache davon ist, dass der quetschende Körper einen doppelten Widerstand hier antrifft, den von Seiten der Hirnschale nämlich, und einen andern von Seiten der Haut, als welche besonders an dem beharten Theile des Kopfes ungewöhnlich fest ist. Eine andere Ursache liegt in der Fetthaut, die hier dünn, schwach und sehr ausdehnbar ist, woher es denn kömmt, dass das hervorgetretene Blut sich leichter ausbreitet, und vermöge seiner eignen Schwere sich auf andere Theile setzet. Daher die üblen Folgen, die oft so gefährlich werden. Man weiss Fälle von dieser Art, wo Chirurgen ihre Kranken für völlig hergestellt hielten, und wo kurze Zeit darnach die schwersten Zufälle erschienen. *) Der gefährlichste Ort für Quetschungen sind die Näthen, weil hier wegen der Gemeinschaft der Gefässe mit der harten Hirnhaut leicht eine Blutergiessung unter der Hirnschale entstehen kann. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, dass man bey alten Quetschungen zu den Einschnitten schreiten müsse, im Gegentheile, ich sage, dass derjenige unvorsichtig zu Werke geht, der bey jeder unbedeutender Quetschung Einschnitte machen will, besonders wenn es an einem Orte ist, wo man nichts von den bisher genannten schlimmen Folgen zu befürchten hat. O! auch ich weiss gar wohl, dass es Quetschungen giebt, die ohne grosse Umstände geheilt werden. Ist überhaupt bey einer

*) *Van Swieten* Commentar. Tom. I. Aphorism. 242.

einer ſtarken Quetſchung äuſſerlicher Theile ſchon eine Wunde zugegen, durch welche die Gefäſſe ſich genugſam entladen können, ſo iſt dieſes genug, um den üblen Folgen, die zu befürchten ſtünden, vorzubeugen. Wäre aber die Wunde nicht groſs genug, und man hätte Urſache, ſich auf ſchwere Zufälle gefaſst zu machen, ſo müſste man ſie erweitern, oder neue Einſchnitte machen, wenn man anders ſeinen Kranken aus der Gefahr, unverſehens vom Tode weggerafft zu ſehen, reiſſen will. *) Doch dies alles ſeye nur deswegen geſagt, daſs es dem angehenden Chirurge fromme, Männer von Erfahrung und feſten Grundſätzen werden nie in den Fall kommen, daſs ſie die Entſchlieſſung zu einem, oder dem andern Schritte in Verlegenheit ſetzen ſollten.

Man macht die Einſchnitte in Schuſswunden, beſonders vom Schrott, wenn kleine Knochenſplitter, oder Stücke von Kleidern u. ſ. w. in der Wunde ſtecken; denn dieſe Wunden ſind allzeit mit einer Quetſchung vergeſellſchaftet. Daher ſieht man, wie es Fälle geben kann, wo die Einſchnitte nothwendig gemacht werden müſſen. Auch ſind ſie bey einer Wunde von einer Flintenkugel von groſſem Nutzen, indem auch hier jederzeit eine Zerreiſſung und Zermalmung der Gefäſſe Statt findet. Die Einſchnitte bey Schuſswunden wirken vorzüglich auf eine vierfache Art: *Erſtlich* wird der brandige Umkreis getrennt, und dadurch die Abſönderung befördert. *Zweytens* erleichtern ſie die Ausziehung der Kugel und Herausſchaffung der übrigen

*) Idem ibidem in Aphorism. 243.

fremden Körper. *Drittens* wird eine blutige Wunde daraus, dadurch einer starken Entzündung vorgebeugt, und die Eyterung erleichtert. Und *viertens* machen diese zwey Einschnitte, einer oben und der andere unten, aus einer runden Wunde eine länglichte, folglich eine solche, die leichter zu heilen ist.

Wichtiger ist die Frage, ob auch in dem heissen Brande die Einschnitte von einigem Nutzen sind? Was mich betrifft, so glaube ich, dass meine Beobachtungen zeigen, dass, so oft ich diesen Schritt gewagt, ich nichts anders gethan habe, als was die grössten Meister der Kunst selbst in ähnlichen Fällen jedesmal gethan haben; ob ich den wahren Weg getroffen habe, oder nicht, mag jeder entscheiden, der die Beobachtungen liest. Man erlaube mir nur etwelche Fragen, die sich hier nach Verschiedenheit der Umstände aufwerfen liessen, zu erörtern: ob man nämlich die Einschnitte an einem Theile, der noch nicht brandig ist, oder auf dem Punkte steht, es zu werden, machen dürfe? ob die Einschnitte in beyden Gattungen Brandes, im feuchten, wie im trocknen gleich zuträglich seyen? und ob sie nur in dem schon abgestorbenen Theile alleine, oder ob sie auch in den lebendigen Theilen, ohne zu schaden, gemacht werden können? Ich halte dafür, dass keiner von allen diesen Fällen die Einschnitte schlechterdings verbiete. Es ist nöthig, dass man hier bestimmter rede.

Im heissen Brande vom Scharbock wäre es übel gethan, wenn da einer in noch nicht völlig erstorbene Theile einschneiden, oder mit dem Messer bis auf's

Le-

Lebendige dringen wollte; hiedurch würde die wenige Gemeinſchaft, die zwiſchen den Enden der Gefäſſe vielleicht noch Statt findet, nur gänzlich aufgehoben werden. Zudem wie leicht könnte nicht, im Falle man von ungefähr ein beträchtliches Gefäſs verletzte, eine Verblutung entſtehen, die freylich in einem andern Falle wenig, oder nichts zu bedeuten hätte, hier aber gefährlich werden könnte, wenn man bedenkt, daſs die Methode, das Blut durch den Druck zu ſtillen, nicht angewandt werden darf, wenn man anders den ſchon angefangenen Brand nicht vermehren, oder gar ein ganzes Glied bey dieſer Gelegenheit aufopfern wollte.

Bey einer wahren Entzündungsgeſchwulſt darf ſo lange nicht zu den Einſchnitten geſchritten werden, bis die Gegenwart des Brandes entſchieden iſt. Wartet man dieſen Zeitpunkt nicht ab, und machet die Einſchnitte früher, ſo zerſtört man die Gemeinſchaft der wenigen Gefäſſe, in denen das Blut noch kreiſet, und hebt folglich das, was das Leben dieſes Theiles bis hieher aufrecht gehalten hat. Sähe man aber, daſs der Brand ſchon wirklich im Beginnen ſeye, wäre dabey die Entzündungsgeſchwulſt in einem ſehr beträchtlichen Grade vorhanden, mache die Krankheit zuſehends immer weitere Fortſchritte, ſo daſs man nichts ferner zu hoffen, aber alles zu beförchten hätte, dann würde es Zeit ſeyn, dieſes Mittel zu ergreifen, und auch tiefere Einſchnitte zu machen, wenn's die Noth erfodert. Auf dieſe Art würden die entzündeten Gefäſſe hinlänglich ausgelert werden, der Brand würde in ſeinem Fortgange aufgehalten, und allen weiteren üblen Folgen vor ge-

gebeugt werden. So lange aber noch Lebenskraft vorhanden, und die Stockung nicht allzugroſs wäre, ſo lange wäre es doch wohl beſſer, dieſen Schritt lieber nicht zu thun. Wenn der Brand einen Theil inne hat, worunter Flechſen, Nerven, oder beträchtige Blutgefäſſe liegen, ſo muſs man in Verrichtung dieſer Operation mit der äuſſerſten Vorſicht zu Werke gehen, ſonſt wird man das, was man von der einen Seite zu gewinnen hofft, von der andern wieder einbüſſen, indem dieſe lebenden Theile nicht verletzt werden können, ohne daſs auf's neue Reiz, Entzündung und Brand zu befürchten wäre.

Wenn man überzeugt iſt, daſs der heiſſe Brand von einem allzuſtarken Zufluſſe der Säfte zum kranken Theile herrühret, ſo müſſen die Einſchnitte bis auf's Lebendige dringen. Iſt man aber wegen des ſchon vorhandenen Reizes im Theile ſelbſten, wie bey gewiſſen Stichwunden, die angehäuften Säfte auszuleren auf keine Art im Stande, und man hätte es mit flechſichten, oder aponevrotiſchen Theilen zu thun, ſo wäre es nicht genug, Einſchnitte nach der Länge zu machen, ſondern auch ſolche, die quer liefen. Auf dieſe Art müſste man z. B. verfahren, wenn die untere Gegend des deltaförmigen Armmuskels, die ſehnichte Ausbreitung des zweyköpſichten Armmuskels, die breite Schenkelbinde, oder die ſehnichten Theile der Zwillingsmuskeln u. ſ. w. der Gegenſtand des chirurgiſchen Meſſers wären. Man ſieht, daſs hiezu eine Hand ge-

höret, die das Messer zu führen weiss. *) Indess ist diese praktische Regel für den Erfolg gewiss wichtig, und die Hintansetzung derselben macht, dass der Reiz zunimmt, und der Zufluss sich vermehret. In vergifteten Wunden von jeder Art sind die Einschnitte allzeit (sehr wenige Fälle ausgenommen) angezeigt, die Krankheit mag erst im Beginnen, oder im Fortgange seyn. Doch ist es gewiss, dass man Mehreres von ihnen hoffen kann, wenn sie gleich im Anfange nach der Mittheilung des Giftes vorgenommen werden; indem durch das Hervorfliessen des Blutes, besonders wenn dieses nach Umständen mit Hilfe aufgesetzter Lassköpfe befördert wird, das Gift auf seinem Wege in dem Körper aufgehalten wird, dass es nicht in die Blutmasse, wenigstens nicht in so grosser Menge kommen könne.

Es giebt aber doch Fälle, wo es nöthig seyn dürfte, auch wider die allgemeine Regel zu handeln. So scheinen mir z. B. die Einschnitte von äusserster Wichtigkeit, wenn bey einer vorhandenen Entzündung der Zufluss der Säfte so gross ist, dass er den Kreislauf in dem kranken Theile völlig aufzuheben drohet, und sich von keinem andern Mittel etwas mehr hoffen läst.

Platner sagt in dem 185 Abschnitte, wo er vom Vipernbisse handelt, dass die Entzündung leicht in heissen Brand übergehe, und der Tod erfolge, wenn dieser geschwinde Schritte machet. Wenn nach einem Stiche plötzlich krampfhafte Zuckungen sich einstellen,

oder

*) *Filguer* Dissertation sur l'inutilite de l'Amputation des Membres. Traduit par M. *Tissot*, pag. 17. et 18.

oder Theile, die im natürlichen Zustande weiss aussehen, missfärbig werden, so dass sich auf die Verletzung eines Nerven schliessen lässt, in diesem Falle weiss ich kein besseres Mittel, den üblen Folgen, die zu befürchten sind, auszuweichen, als eben die Einschnitte. Ohne Zeitverlust will *Galenus*, dass man zu diesem Hilfsmittel schreite, wenn eine Entzündungsgeschwulst auf einem Stamme einer Schlagader, oder eines Nerven sitzt, und durch den Druck, der dadurch entstehen muss, das Geschäfte der Ernährung in Rücksicht dieses Theiles in Gefahr geriethe; besonders wenn Blutlässe und alle in diesen Fällen angezeigte Mittel schon angewandt worden sind, aber nicht diejenige Wirksamkeit äussern, die erforderlich wäre, wenn dem Uibel bey Zeiten gesteuert werden sollte. Auch in diesem Falle müssen Einschnitte gemacht werden, die tief eindringen; doch muss auch dies mit Vorsicht geschehen, damit man sich nicht der Gefahr aussetze, einen beträchtigen Nerven, Flechsen, sehnichte Ausbreitungen, oder grosse Pulsadern mitzuverletzen. Anders ist es freylich, wenn man es mit dem Fingerwurme (*Panaritium*) von der wichtigern Gattung zu thun hat; denn hier wird freylich nur der glücklich heilen, der mit dem Messer bis auf den Knochen dringet.

Was den trocknen, heissen Brand betrifft, so wird jeder, der die Vernunft bey jedem Schritte, den er thut, um Rath zu fragen gewohnt ist, keinen Augenblick zögern, dieses Mittel zu ergreifen. Alle andere Mittel, wenn sie auch noch so sehr angezeigt wären, werden wenig, oder nichts helfen, wenn nicht vorher Einschnitte

in

in die Brandrinde, die gleichsam wie ein Leder, das zwischen ihnen und der Wunde liegt, anzusehen ist, gemacht werden. Sollten sie jedoch einige Wirkung haben, so kann sich diese höchstens nur auf die oberflächige Gefäſſe, die um die Brandstelle herumliegen, erstrecken. Durch die Einschnitte hingegen erhält man verschiedene Vortheile. Die bösen faulen Feuchtigkeiten können sich ausleeren, die aufgelegten Auſſenmittel können beſſer wirken und die noch mit Lebenskraft versehenen Zasern und Gefäſſe zur Eyterung und Absönderung anfachen; die Fasern und Gefäſſe, die bey dem Brande von dieser Gattung zusammengezogen sind, und dadurch beständig gereizt und in ihrer Wirksamkeit gehindert werden, können sich nun mehr nach dem Mittelpunkte des gesunden Theiles zurückziehen, und alſo von dem todten loszumachen suchen, wie dieses aus dem breitern Umkreise der Brandstelle und dem Auseinandergehen der Ränder jedes Schnittes gleich nach der Operazion zur Genüge erhellet. Auch *Celsus* *) schlägt in dem trocknen Brande Einschnitte vor, die bis in das Lebendige dringen, und es ist gewiſs, daſs die Heilung auf der Bloslegung des Uibels beruhet.

Nicht so nützlich, wie im trocknen, sind die Einschnitte im feuchten heiſſen Brande. Dennoch können sie auch hier nothwendig werden, wenn eine Feuchtigkeit da ist, die ausgeleeret werden muſs, oder wenn

*) Lib. V. Cap. XXVI. Nro. 34. p. 303. Quidquid aridum est, et intentione quadam proximum quoque locum male habet, usque ad corpus sanum concidere etc.

wenn die Brandrinde so dicke ist, dass die übergelegten Arzneyen nichts bewirken können. Es geschieht öfters, dass sich schon Eyter gemacht hat, ohne dass man dessen gewiss ist; in diesem Falle dienen die Einschnitte, das Eyter herauszulassen, und heben allen Zweifel hierüber. Wenn das Eyter dicke seyn sollte, so kann man etwas gelinde umher drucken, oder auch mit Hilfe eines Schwammes, Karpie, oder eines Tüchleins es abwischen. Ist des Brandigen sehr viel, so kann man es versuchen entzwey zu schneiden, und hinwegzubringen; doch muss man sich hüten, dass man die lebendigen Theile nicht mit verletze; alsdann wird man sich auch etwas von der Wirksamkeit der Arzneymittel versprechen dürfen. Was diese übrigens betrift, so halte ich dafür, dass beym feuchten Brande die Pulver, welche eine fäulnisswiderstehende Kraft haben, unter allen Mitteln den Vorzug verdienen, indem diese am geschicktesten sind, die Feuchtigkeiten aufzusaugen und das Uibel zu hemmen. Hieher gehöret die Fieberrinde, Kamillen, Lachenknoblauch, und andere aromatische Kräuter alleine, oder in Gesellschaft des Salmiacks, oder des rohen Alauns.

Wenn es wahr ist, dass die Engländer bey innerlichen und äusserlichen Krankheiten faulichter Art mit dem Gebrauche der fixen Luft so glücklich gewesen, so muss dieses einzig und allein den Vitrioltheilchen zugeschrieben werden, welche sich in dieser Luft aufgelöset finden; denn wie erhielte man sonst diese Luftart aus den Mineralwässern, oder durch die Gäh-

rung

rung mittelst einer Kalkerde und Vitriolsäure *). Man kann diese Luft auffassen, und entweder durch den After, oder durch den Mund dem menschlichen Körper beybringen. Eben so könnte man auch äusserlich beym Brande Gebrauch von dieser Luft machen, weil sie vermöge ihrer Feinheit im Stande ist, die vitriolischen Theile bis in die Gefässe, denen Gefahr drohet, hinzubringen. Ich wünschte nur, dass mehrere Versuche hierüber angestellt würden, welche über diesen Punkt mehr Licht verbreiteten, wenigstens glaub ich doch, dass die Sache wichtig genug seye, um unsere Aufmerksamkeit zu reizen.

Ich bin einigemal beym feuchten heissen Brande der Methode meines ehemaligen Lehrmeisters, des Herrn *Grazioli*, ersten Chirurgen im Hauptspitale und Professor auf der königlichen hohen Schule zu Pavia, gefolget, und habe die Schurfe, wenn sie nicht sehr dicke war, Morgens und Abends mit einem Pulver von armenischem Bolus und dem dritten Theile des Vitrioltodtenkopfes dicht bestreuet, damit die Jauche recht eingesaugt werde. Das Verderbniss liess nach, und in einer Zeit von zwey, drey Tagen sahe ich alles brandige samt dem Pulver in Gestalt einer ordentlichen Kruste sich ablösen, so dass ein schönes röthlichtes Geschwür zurückblieb. In andern Fällen dieser Art habe ich mich blos des Pulvers von der Fieberrinde zu diesem

*) *Fontana* hat über diese Luft Untersuchungen angestellt und gefunden, dass ein mit dieser Luft angeschwängertes Wasser mit dem Klapperrosensyrup sich blau färbt.

sem Ende bedienet, und die nämlichen Wirkungen erfahren. Uiberhaupt scheint dieses Mittel allerdings einigen Vorzug vor den oben genannten, besonders vor dem Todtenkopf des Vitriols zu verdienen. Man sollte glauben, diese Pulver müsten durch Einsaugung der scharfen stinkenden Jauche eine Aufbrausung in dem brandigen Theile hervorbringen, und dadurch eine Luft entwickeln, die durch die offene Gefässe einen Weg ins Blut fände, und so verderblich werden könnte. Indessen hat man bis hieher von dieser Behandlungsart noch nie üble Zufälle, die von einer eingedrungenen Luft gezeigt hätten, wahrgenommen, wohl aber hat man schlimme und auch tödtliche Zufälle erfolgen sehen, wenn die faule Jauche zu lange auf einem lebenden Theile liegen bliebe. Doch ich habe mich hierüber in meinen *phisisch - medizinisch - chirurgischen Reflexionen* genugsam erkläret. Fürchten wir also nichts, wo nichts zu fürchten ist, und folgen wir hier dem Pfade, den die grösten Meister in der Kunst gehen, und den die tägliche Erfahrung als richtig anerkennt. Nun seye es mir noch vergönnt, das letzte Blat meines Werkes mit der Krankheitsgeschichte eines verdienstvollen Mannes anzufüllen, der als Chirurge bey unserer Armee gedienet, und durch sein eigenes Beyspiel den Satz hat erweisen müssen, *dass Einschnitte zwar der Luft den Zutritt gestatten, aber — dafür die Glieder erhalten, und das Leben retten.*

XXI. BEOBACHTUNG.

Ich habe an dieser Erzählung keinen Antheil, sondern man muss sie als einen Beytrag ansehen, mit dem mich Herr *Schönfliss* beehrte, und den ich nicht unbenützt lassen wollte. Ich werde daher auch blos seine eigenen Worte anführen, um gar nichts vorzunehmen, was der Authentizität dieser Geschichte schaden könnte. Man wird übrigens aus diesem Falle einsehen lernen, wie äusserst behutsam man zu Werke gehen solle, bevor man sich zur Absetzung eines Gliedes entschliesset; und wie es doch Fälle geben könne, wo uns die Einschnitte entübrigen, zu so einem fürchterlichen Schritte zu schreiten.

„Ich hatte im Jahre 1758. in der Festung *Ollmütz in Mähren* vierhundert Kranke unter meiner Obsorge. Es war gerade im Brachmonde, folglich zu einer Zeit, wo die größte Sommerhitze begann. Wir waren hier eingesperrt, und konnten also an keine weitere Transportirung denken. Meine Kranken lagen in wenig Zimmern beysammen. Es waren viele darunter, die an einer ansteckenden Krankheit, am Scharbock, bösartigen Fiebern mit Petetschen, Friesel u. d. gl. darnieder lagen. Ich suchte des Nachts eine Abtheilung zu treffen, liess sechs und zwanzig heraus, und verlegte sie in zwo Stuben, um die übrigen so viel möglich vor der Ansteckung zu sichern."

„Den folgenden Tag muste ich, weil es der Fall erforderte, das Kieferbein eines Scharbockischen anbohren, und hielte mich doch wenigstens eine Stunde in diesem Zimmer auf. Ich glaube daher immer, den ersten Keim der Ansteckung hier geschöpft zu haben; denn eine Stunde darauf, nachdem ich das Spital verlassen hatte, fühlte ich eine solche Mattigkeit in allen Gliedern, dass ich nicht mehr im Stande war, einen Schritt zu gehen."

„Den andern Tag trank ich einen Koffee, muste ihn aber wieder herausbrechen. Gleich darauf wandelte mich eine heftige Kälte an, die aber nicht lange anhielt, und von einer gewaltigen Hitze verdränget ward, die mit einem geschwinden, harten Pulse, mit einem stechenden Schmerz, mit Entzündung und Geschwulst des ganzen linken Arms begleitet ward. Der Leibarzt des Fürsten von *Ollmütz*, Herr *Wolf*, ein Feldmedikus,

zwey Oberfeldchirurgen, und der erste Stadtwundarzt hatten die Güte, mich zu besuchen."

„Man liess mir in einer Zeit von 24 Stunden zweymal zur Ader, und setzte mir ein Klistier. Ich nahm Samenmilch mit Salpeter, und es wurden in einem fort zertheilende Umschläge über den Arm gemacht. Alles ohne Wirkung. Die Hitze wuchs dergestalt heran, dass es schien, als ob die Haut bersten wollte. Die Geschwulst war dunkelroth, blau und mit Brandblasen besetzt."

„So waren 48 Stunden verflossen, als man mir die Absetzung des Arms vorschlug. Diese Vorstellung riss mich aus dem faselnden Zustande, in dem ich lag, und brachte mich zu mir selbst. Ich überdachte mit Entsetzen meine gegenwärtige Lage, und fieng an mit den Herren, die die Güte hatten mich zu besorgen, ernsthaft darüber zu sprechen. Ich sagte ihnen, dass ich die Operazion für nutzlos erachte, indem es schon so weit gekommen seye, und die Geschwulst über die Schulter bis ans Ohr hin sich erstrecke. Ich wuste kein anderes Mittel, zu dem ich hätte rathen können, als die Einschnitte. Sie befolgten meinen Rath, und machten deren drey und zwanzig, davon ein jeder drey Zoll lang war und bis in die Fetthaut drang. Es kam gegen zwey Pfund von einem geronnenen Blut herfür, und auf die letzt floss noch eine Menge eines puren Wassers nach, ein Beweis, dass der Kreislauf schon erloschen war."

„Nach diesen starken Einschnitten wurde mit gedachten Umschlägen fortgefahren. Ich nahm zu gleicher Zeit die Fieberrinde. Der Arm fiel sogleich gegen vier Zolle, und an dem Ellenbogenbuge machte sich eine Eiterung, wobey auch viel von dem Gliedwasser verloren gieng. Das Trentschiner Bad stellte mich so weit her, dass ich hernach mit S. E. dem Herrn Generalfeldzeugmeister *Laudon* noch drey Feldzüge mitmachte."

„Im Jahre 1765. fiel ich in ein bösartiges Faulfieber, das sich mit einem Absatzgeschwulste an diesem Arme endete. Ich muste also mit meinem Beispiele die Wahrheit des Satzes bestätigen, dass sich im Falle einer Versetzung die Materie gemeiniglich auf den schwächern Theil hinwirft."

„Man muss bedenken, dass ich nach dieser ersten Krankheit durch ganze zwanzig Jahre einer vollkommenen Gesundheit genoss, dass ich ein robuster, star-

ker

ker Mann war, und dafs alfo die Urfache meiner Krankheit blos der Spitalluft mufs zugefchrieben werden, die fich hier auf dem linken Arm abfetzte, und die Gefchwulft erzeugte, auf eben die Art vielleicht, wie es bey den Scham- und Peftbeulen zu gefchehen pflegt."

„Weder die Aderläffe, noch Kliftire, oder die Bähungen vermochten etwas, nichts konnte mich aus der Gefahr retten, in der ich fchwebte, als die Einfchnitte. Ich habe alfo durch die drey und dreyffig Jahre meiner Praxis recht gefehen, und alfo auch Fug und Recht auszufagen, was ich gefehen, dafs nämlich bey den fchrecklichften Brandarten, die auf Quetfchungen und Wunden folgen, die Einfchnitte, und die Fieberrinde die einzigen und beften Mittel abgeben."

„Gewifs ift es übrigens, dafs ich fchon längft im Grabe läge, hätte man die ganze Sache blos der Natur allein überlaffen wollen. Wie oft gefchicht es, dafs die Krankheit ein unglückliches Ende nimmt, weil man der Natur zuviel zutraut? Mancher fchief fehende Arzt wird vielleicht das nicht zugeben wollen, und der Natur Kräfte andichten, die fie nicht hat, aber ich glaube dann doch auch, dafs kein angehender Chirurge, noch weniger ein folcher, der eigene Erfahrung befitzt, in der entfcheidenden Stunde, von welcher Leben und Tod abhängt, diefen unfichern Weg einfchlagen werde, und das blos von der Natur erwarten wolle, was fie nur leiften kann, wenn fie von der Kunft unterftützt wird."

„*La Motte* führt einen Fall von einem jungen Menfchen an, der durch einen heftigen Stockfchlag auf den Arm eine folche Quetfchung bekommen hatte, dafs einige Tage hindurch alle Zeichen des kalten Brandes fich einfanden. Man fchlug die Abfetzung des Gliedes vor. Aber diefer kluge Mann wollte es noch abwarten, und verfchob die Operazion. Mittlerweile that er alles, was er konnte, machte Einfchnitte, geiftige Umfchläge, und war fo glücklich, den Arm zu erhalten, und den Kranken herzuftellen. *Quesnay* macht hieraus den Schlufs, und fagt, dafs es Fälle gebe, wo das Leben eine Zeit lange unferm Blicke entwandt feyn könne; indefs müffe man weder mit der Abfetzung, noch auch mit den Einfchnitten gar zu fehr eilen, bevor man nicht vorher alle andere angemeffene Hilfsmittel angewendet und für zureichend befunden hätte. Nur in dem einzigen Falle, bey vergifteten

Wunden nämlich, käme es darauf an, daſs man die Einſchnitte ohne Verzug mache, und ſie tief mache.

Es ſeye daher ein heiliges Geſetz für jeden Chirurgen, daſs er jedesmal eile, ſo oft es darauf ankömmt, einem Menſchen das Leben zu retten, oder ein Glied zu erhalten, daſs er aber mit aller Vorſicht und Bedächtlichkeit verfahre, wenn es darauf ankömmt, ſich zu einem Schritte zu entſchlieſſen, wobey es um ein Glied zu thun iſt, oder gar das Leben des Menſchen aufs Spiel geſetzt wird.

Das päpſtliche Wundwaſſer.

(Aqua ſtiptica Clementina.)

℞. *Succi recent. herb. origani.*
— — — *ſaniculae.*
— — — *verbenae.*
— — — *ſempervivi.*
— — — *pimpinellae.*
— — — *millefolii. aa. libr. ſs.*
— — — *mari. unc. iij.*
Sal. alcalin.
— *gemmae. aa. lib. ſs.*
Cremor. tartari. unc. iv.
Aceti deſtillat. lib. j.

Im Eſſige löſe man von der *Aloe ſuccotrin. j. unc.*; im Safte von der *Betonica* wird das *Sal Gemmae*; im Safte von der *Verbena* wird das *Sal alcali*; und im Safte von der *Pimpinella* der Weinſteinrahm aufgelöſt. Hierauf kömmt alles zuſammen in eine verſchloſsne Retorte, und bleibt durch drey Tage in der Digeſtion. Dann wird die Deſtillation vorgenommen. Der Todenkopf wird in einem Mörſer gerieben, und neuerdings ſamt dem, was durch die Deſtillation erhalten ward, durch drey Tage in der Digeſtion gelaſſen, und ſodann, wie das erſte Mal, deſtillirt. Auf dieſe Weiſe wird zur dritten deſtillation geſchritten, bis es etwas empyreumatiſches annimmt: ſodann wird der durch die Deſtillation erhaltene Liquor in einem verſchloſſenen Glaſe zum Gebrauche aufbewahrt.

ENDE DES ZWEYTEN THEILES.

INHALT
der
Hauptſtücke vom zweyten Theile.

Erſtes Hauptſtück.

Seite

Von dem ſechſten und letzten Ausgange der Entzündungsgeſchwulſt: nämlich von dem Abſterben des kranken Theiles, oder von dem heiſſen und kalten Brande. 5

Zweytes Hauptſtück.

Von den äuſſerlichen Urſachen des kalten und heiſſen Brandes. 14

Drittes Hauptſtück.

Von den inneren Urſachen des heiſſen und kalten Brandes. 19

Viertes Hauptſtück.

Vom Gebrauche der peruvianiſchen Rinde im Brande, und von den Zubereitungsarten dieſer Rinde. 27

Fünftes Hauptſtück.

Vom feuchten und trocknen Brande, und ſeiner Heilart. 54

Erſte Beobachtung. Uiber den Brand kritiſcher Ohrendrüſengeſchwülſten. 88

Reflexionen. Ob man bey dieſer Art Geſchwülſte ſein Augenmerk auf die Zertheilung nehmen müſſe, oder nicht. — Etwas weniges über die kleine und nicht gehörig durchlüftete Quartiere. 101

Zweyte Beobachtung. Zwey ſehr beträchtige Abſceſſen in der Leiſtengegend und am heiligen Beine, welche vom feuchten Brande begleitet waren, und mit Hilfe der Fieberrinde geheilet wurden. 114

Reflexionen. Uiber den Nutzen, den die Fieberrinde hier in dieſem Falle geleiſtet hat. 129

Dritte Beobachtung. Uiber eine Entzündungsgeſchwulſt am Nacken, welche in Abſceſs und Brand übergieng, und mit Hilfe der Rinde geheilt ward. 130

Vierte Beobachtung. Uiber eine Entzündungsgeschwulst, worauf Brand und bösartige Eyterung erfolgte. 136

Sechstes Hauptstück.

Es giebt auch Arten vom Brande, welche sich ohne Chinarinde und ohne innerliche Arzneyen überhaupt heilen lassen. 144

Fünfte Beobachtung. Zwey Entzündungsgeschwülste an Weiberbrüsten, welche von Anhäufung der Milch entstanden, in Eyterung und Brand übergiengen, und ohne innerliche Mittel geheilt wurden. 145

Reflexionen, worinnen die Gründe, warum man sich der Fieberrinde nicht habe bedienen wollen, angegeben werden. 152

Sechste Beobachtung. Vier Fälle, wo der feuchte Brand der goldnen Ader ohne China geheilt wurde. 153

Reflexionen. Uiber die Ursachen dieser Brandart, und auf was für Weise man ihr vorbeugen könne? 164

Siebente Beobachtung. Ein Fall, wo der Brand, unerachtet man die China zu Hilfe genommen, dennoch einen unglücklichen Ausgang gewann. 171

Reflexionen. Uiber die üblen Folgen, welche in diesem Falle auf das zur Unzeit gegebene Purgiermittel erfolget sind. 182

Achte Beobachtung. Brand am After, wo die China mit gutem Erfolge gegeben wurde. 192

Siebentes Hauptstück.

Von dem kalten Brande, als dem äussersten Grade der Absterbung. 205

Neunte Beobachtung. Zwey Fälle, wo sich der kalte Brand zu einem Fingerwurme (*Panaritium*) schlug. In dem einem Falle wurde der Finger abgesetzt, im andern erhalten. Die Heilung von beyden ohne Zuthun innerlicher Arzneyen. 219

Zehente Beobachtung. Uible Folgen, die auf die Ausrottung eines brandigen Fingers entstanden, und mit der Fieberrinde gehoben wurden. 228

Eilfte Beobachtung. Uiber die gute Wirkung der Fieberrinde in einem Falle, wo der kalte Brand am Un-

Seite

Unterschenkel die Absetzung verlangt hatte; und in einem andern Falle, wo man es mit einem gutartigen Krebse zu thun hatte. 233

Achtes Hauptstück.

Auch die zurücktreibenden Mittel sind vermögend, den Brand hervorzubringen. 247

Zwölfte Beobachtung. Uiber einen Fall, wo bey Verstauchung eines Fusses auf den Gebrauch des Oxikrats der heisse Brand erfolgte. 272

Neuntes Hauptstück.

Natur und Entstehungsart der Frostbeulen. Uibergang derselben in Brand. 280

Dreyzehente Beobachtung. Uiber einen Fall, wo von der Kälte der kalte Brand an den Zähen entstand. 293

Zehentes Hauptstück.

Skorbut mit Entzündungsgeschwulst und Brand, so wie er im Jahre 1762 bey der kaiserl. Armee in Schlesien wüthete. 296

Eilftes Hauptstück.

Von den Quetschungen und ihren Folgen. 322

Vierzehente Beobachtung. Ein Fall, wo sich zu einer starken Quetschung am Schienbeine der heisse Brand in der Folge gesellte. 333

Fünfzehente Beobachtung. Eine mit einer Wunde vermengte Quetschung der Brust. 335

Reflexionen. 358

Zwölftes Hauptstück.

Von der Behandlungsart der venerischen Schambeulen, wenn sich der Brand zugesellet. 368

Sechzehente Beobachtung. Drey Fälle, wo der Gebrauch der Fieberrinde bey brandig gewordenen venerischen Schambeulen von guter Wirkung gewesen. das.

Reflexionen. Uiber die verdorbene Eigenschaften der Spitalluft, und die Mittel, sie zu verbessern. 379

Drey-

Dreyzehentes Hauptstück.

Von den Wirkungen der Leidenschaften auf den menschlichen Körper, und ob auch der Brand unter diese Wirkungen gezählet werden könne. 389

Siebenzehente Beobachtung. Ein Soldat fällt bey der Nachricht, dass er gegen den Feind marschiren müsse, aus Schrecken in ein hitziges Fieber, und bekömmt den heissen Brand an's Bein. 395

Vierzehentes Hauptstück.

Vom Gebrauche der Fieberrinde wider den Brand, der alte Leute befällt; dann etwas über den kalten Brand, der von dem Kornzapfen entstehet. 413

Achtzehente Beobachtung. Der kalte Brand äussert sich an dreyen Fingern, und der heisse Brand befällt bey einem einundachtzigjährigen Greise das Knie. 418

Neunzehente Beobachtung. 422

Reflexionen. 427

Zwanzigste Beobachtung. Uiber einen Fall, wo eine einfache Entzündungsgeschwulst bey einem fünf und siebenzigjährigen Alten, die in drey Tagen in den feuchten, heissen Brand übergieng, ungeachtet aller üblen, in der Folge dazukommenden Zufällen glücklich geheilet wurde. 447

Fünfzehentes Hauptstück.

Von dem Nutzen der Einschnitte (Schröpfen) in der Chirurgie, besonders bey starken Quetschungen und dem trocknen Brande. 455

Ein und zwanzigste Beobachtung. 481



Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brambilla, Giovanni Alessandro, 1728-1800

Dr. Johann Alexander von Brambilla des Römischen Reichs Ritter, Sr. k. k. Apostol. Majestät Ioseph II. wircklicher Chiriater, Protochirurgus der Arméen ... Uiber die Entzündungsgeschwulst und Ihre Ausgänge
Bd.: 2.

Wien (1786)

Chir. 39-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10390763-0
VD18 90101790